P.O. germ.
1484 Sbo

Trautmann

Digitized by Google

Die gute alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Darin froh und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt etc. etc.

für

Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Lith. Anst. v. M. Frommann in Darmstadt.

Digitized by Google

Die gute, alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathsschreiber Wurzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Calomälus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen, so bei unserer lieben Frauen zu München unter der Sonnenuhr begraben liegt.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

I. Der Wettermacher von Frankfurt 1

II. Thürmers Töchterlein 85

III. Sultan 131

IV. Magister Calomälus 169

V. Der Meister von Nürnberg 201

Berichtigung.

Seite 70. Zeile 4 von oben lies Herr statt Herrn.

„ 84. „ 5 „ „ „ die zwo ärgsten statt die zwo argen.

I.

Der

Wettermacher von Frankfurt.

1.

Es war gerade um Mitte 1393 und zu Zeiten des Herzogs Johannes.

Weithin ſtand das Getreid' in deutſchen Landen zum Reifen. Es war aber ſo heiß, daß den Bauern viel Angſt und Sorge erwuchs, und Denen in den Städten nicht minder.

Hielten alſo Die in der freien Gegend laut betend gute Bittgänge und zogen mit dem Kreuz und jedes Ortes heiligem Schutzpatron um Felder und Wieſen. Die in den Städten zogen hinwieder in ihren Zwingern um die Mauern mit frommem Gepränge, als vielen Fahnen und Standarten, roth, blau und von anderen Farben, von Hoch und Nieder war bei der Andacht keine Ausnahm' zu finden, und faſt Jedweder trug eine brennende Kerze. Gar zogen Viele einher mit bloßen Füßen oder Rücken, davon die Einen ſchwere Kreuze ſchleppten, die Anderen ſich geißelten. So war das Alles wohl fromm, ſtreng chriſtlich und auferbaulich.

Aller Ziel und Abſicht aber war, naſſes Wetter zu erflehen, damit die Frucht wohl gedeihe und nicht erbärmlich verſengt werde und erſterbe.

Nun weiß Jeder, wie viel Nutz aus treuem Gebet erwächſt.

Dazumal aber ſchien es, der liebe Gott habe ſonderlich Denen in bayeriſchen Landen ſein Ohr verſchloſſen. Denn je mehr ſie beteten, deſto weniger wollte es regnen. Nun wuchs das Trübſal ſtets mehr und mehr, inſonderheit auch zu München — und wenn

da die Einen den Pater Reimarus fragten, der ſonſt in Allem Beſcheid wußte, und die Anderen den Magiſter Wilprecht, der gelehrter war, als die ganze lobeſame Stadt zuſammen, ſo wußte Keiner was zu ſagen, als das:

„Hört nur nit auf zu beten! Denn anders Gott vermerkt, als daß Ihr maßleidig werdet, alſobald läßt er Euch etwan ganz im Stich! Oremus! Beten wir! Daß heißt aber: Laßt uns nit um Regen allein bitten, ſondern mehr um den Thau ſeiner Gnade und die rieſelnden Zähren ſeiner Erbarmniß mit unſeren Sünden. Oder habt Ihr nit Hochmuth getrieben, ſtatt Demuth? Nit den Namen Gottes eitel geſchworen, ſtatt in gottſeliger Stummheit und Zerknirſchung Euere Pfade geſucht? Habt Ihr nit getobt und geſchlemmt, ſtatt Euer ſündiges Haupt mit Aſche beſtreut und Euere Tugend beſtärkt durch chriſtliche Enthaltſamkeit und ehrbares Faſten? Merkt Ihr's nun? So richtet Eueren Sinn zum Beſſeren, denn Gott ſagt: Ich bin nit grad Euretwegen da und komm', wann Ihr Meiner von Nöthen habt. Quod non! Das heißt — keineswegs! Ihr habt gar wenig nach mir verlangt, als ſolange die Angelegenheit im Guten ſtand. Jetzt will ich Euch herentgegen zeigen, wer der Herr iſt! So ſpricht Gott, und gar wohl hat er recht, daß er ſo ſpricht. Geht nur hin und thut Buße! Nachher wird ſeiner Zeit der Herr etwan Erbarmen ſchöpfen und die Hand von ſeinem Ohr thun, auf daß er Euer Geſchrei vernehme und mit ſeinem allmächtigen Finger wink', ſodann derſelbige Regen anruckt!"

Da thaten alle Tage mehr Leute Buße. Es ward aber immer heißer, und hätte der Herzog Johannes nicht ſeine Kornhäuſer angelweit aufgethan, wär' den Wucherern der letzte, blutige Pfennig in den Rachen geſprungen.

Nun war's gerade an einem recht ſchwülen Abend.

Da ritt ein junger Herr die Weinſtraße zu München herein auf einem Apfelſchimmel. Hinter ihm ritt ſein Roßknecht, ganz zuletzt kamen vier herzogliche Söldner. In Mitte aber fuhr ein Wägelein, drauf ſtanden etliche Kiſten und zwo Fäßer. Drin war hellichtes Gold, das kannte Jeder. Denn ſolcher Fäßer waren

ſchon mehr nach München gefahren worden und hatten Unterkunft gefunden bei frommen Kaufherren, die ſolche Pilgrime gern in Keller und Gewölben zu Gaſt luden. Das war ſo geweſen beim Bart, den ſie den Silberhaſſer nannten, weil ihm Silber ſchier zu gering war; beim Schrenk, der hieß der Goldhans; beim Guldein, den hießen ſie den Schatzfinder; der Püttrich war auch beim Zeug, deß Name war der Tauſendgülden Zähler; der Engelſchalk hieß der Grafen-Heiland, weil er ſo viel Geld auslieh; der Hundertpfund aber hieß beim Gold um's Eck.

Als demnach das Wägelein daherfuhr, wollte Jeder wiſſen, wohin das geleitet werde, und folgte nach.

Der junge Herr voraus merkte das gar wohl, ſchaute öfters um und machte ein Geſicht, als wollte er ſagen: Was wär' weiters ich für ein reicher Geſell, hingegen Ihr armſelige Pfennigfuchſer ſeid! Dabei hatte er die linke Fauſt ſtark auf die Hüfte angeſetzt, gab ſeinem Gaul gelegentlich einen Ruck mit dem rechten Sporen, daß er einen kleinen Sprung machte, drehte gelegentlich an ſeinem hellflaumigten Schnurbärtlein und warf einen Blick auf die Fenſter hinauf, wo etwan eine hübſche Patriziertochter herabſchaute. Kam aber eine Jungfrau des Weges, die nicht ſo vornehm war, machte er auch nicht die Augen zu, ſondern ſah ſcharf vom Gaul hinab und ſchickte ihr mit gutem Gewiſſen einen Blick nach.

Alſo war der Zug bis an die Ecke am Marktplatz gekommen. Über den ging's gradaus hinüber und auf das Erkerhaus an der Roſengaſſe zu.

Jetzt wußte Jedweder Beſcheid.

Dort wohnte ſeit etlicher Zeit Herr Welſer von Augsburg. Der war ein ſtarker Wechsler und galt für reicher, als alle Anderen miteinander, vom Silberhaſſer angefangen bis zum Gold um's Eck, und je mehr Dem Fäßlein zugeführt wurden, deſto minder wunderten ſie ſich. Denn 's war dazumal ſchon Volksſage, wie heut zu Tag': „Wo Geld iſt, wächſt Geld im Kaſten drin, und riſſ't Ihr die Noth mit Stricken hin."

Der junge Herr war aber noch nicht ganz angelangt, ſo ging

oben im Erker ſchon das Fenſter auf, ſah der Herr Welſer heraus, nahm ſein ſilbergraues Sammtkäpplein weit vom Kopf und winkt' und grüßte inſonderheit freundlich herunter. Des jungen Herren Roß ſtand kaum ſtille, ſo waren die Diener ſchon aus dem Hauſe und hielten alsbald Zaum und Bügel. Der Herr Welſer aber eilte ihnen nach, hinter den finſteren Bögen hervor, beugte ſich handſam und ſagte: „Da ſeht, da ſeht! Willkommen, Herr Berthold der Speirer, willkommen. Das iſt mir ja ein blaues Wunder und beſchert mir große Freuden. Kommt da der junge Herr ſelber geritten, ſtatt des Vaters! Hat er Euch von dannen geſchickt, daß Ihr die Welt ſeht? Wie hält' er ſich denn weiters, mein alter Freund? Wird doch etwan nicht erkrankt ſein, vielmehr in guter Geſundheit ſtehen?!"

„In beſter Geſundheit," ſagte Herr Berthold. „Aber der Weg iſt ihm zu weit von Frankfurt bis in die Stadt her. Da hat er geſagt: reit' du Berthold! Und da hab' ich mir gedacht, iſt auch recht. Aber er hat auch recht, weit iſt's von Frankfurt bis München!"

„Nun alljetzt iſt's vorbei," verſetzte Herr Welſer. „Gut Wetter habt Ihr gehabt zur Fahrt — eh' zu warm — habt ſchwitzen genug mögen."

„Nun die Hitz' thut mir nit viel," ſagte Jener, ſeinen Reiterſack zurecht machend, den er vor ſich hatte, „von mir aus ſoll's noch einmal ſo heiß 'runter brennen. Ich bin nicht ſo beleibig. Ich hab's mehr in den Knochen und bin mehr von Magerniß. Da trag' ich's gar leicht. Kommt mir auch gleich der rauhe Hals, wenn's feucht wird. Mag alſo Näſſ' und Kälte nicht. Muß recht Acht haben, daß ich auf's Wetter merk', wenn's anders wird."

„Glaub's, glaub's," entgegnete Herr Welſer, „ja mein, wenn's Einer nur immer wüßt, wie's wird."

„Das könnten wir grad ſchon wiſſen —" ſagte Herr Berthold. „Man kommt auf allerlei und mehr Dinge in der Welt. Ich ſag's Euch ſchon, wann's anders wird. Alljetzt ſoll's aber nur noch warm Wetter bleiben."

„Wär' den Feldern aber wenig Nutz," meinte Herr Welser.

„Kann wohl sein," warf Herr Berthold hin. „Jeder mag's, wie er will, ich will einmal, daß es heiß Wetter bleibt, weil mir das besser behagt."

Ein Gemurmel erfolgte ringsum.

„Nun was gibt's?" fragte Herr Berthold, umschauend. „Ist's etwan Einem nit recht?"

„Mir ist's nit recht," fuhr's ihn an. „Das ist ein lauterer Frevel, daß Ihr's wißt, Herr!"

Ein mächtiger Küfergeselle stand vor Herrn Berthold, fast so hoch, wie der Reiter sammt dem Roß.

„So, nicht recht ist's Euch?" sagte der Letzte. „Macht Euch's anders!"

„Oho!" kam's zurück. „Glaubt Ihr, was Euch frommt, soll hie zu Land gelten? Red't nur so fort! Grad kommt Ihr uns zu Paß! Es soll Euch wohl brennen auf Euer gelb's Köpflein, daß Ihr grad gnug habt!"

„Was ist das?" rief Herr Berthold und ward vor Zorn ganz roth im Gesicht.

„Steigt doch ab," nöthigte Herr Welser halblaut und in großer Verlegenheit, „werdet doch da nit streiten!"

„Ich steig schon ab," war die Antwort; „aber das wollten wir doch sehen, ob der Gesell —" dabei schwang er sich aus dem Sattel. Es kam ihm aber die Mähne aus der Hand, und es fehlte wenig, so wär' er unter die Leute hineingeflogen.

Ein harmloses Gelächter ertönte.

„Schlag der Teufel in Euch!" polterte der junge Herr. „Ihr gottverdammtes, schadenlustig Pack! Wär's Euch genehm, wenn ein ehrbarer Mann den Hals bräche?!"

„Nehmt's nit so scharf," bat Herr Welser, „'s ist auch nit so bös gemeint! Wollte, den Leuten möcht' das heiße Wetter so wenig Schaden thun, als Euch der falsche Tritt!"

„Das wünsch' ich nicht!" rief Herr Berthold zornig. „Sie verdienen nirgends Himmels Segen, weil sie gottvergessen sind,

Digitized by Google

wie die Heiden, und rachgierig, wie der Chriſtenfeind! Soll ſie die Sonn' nur recht ausbrennen!"

Da gefiel's Denen rings nicht mehr. Ein drohendes Gemurmel entſtand. Der Küfer aber donnerte ihn an: „Gibſt jetzt bald Ruh' oder gibſt nit Ruh' mit dei'm Geſchmäh?!"

„Nein!" fuhr Herr Berthold drein. Er fühlte ſich gar ſicher mit den Knechten. „Nein, ich geb' keine Ruh'! Ich bin Berthold der Speirer. Wißt Ihr das? Werd' ich mich wohl hetzen laſſen von Schloſſern und Faßklopfern und erſinden mit Müh' und Angſt, wie ich etwan frechem Volk zu Gunſt und Gefallen red'?"

„Was, freches Volk nennt Ihr uns?!" ſchnaubte der Küfer. „Ihr frechwitziger Flemmer! Könntet Ihr etwan Euer Geldlein herfahren, gäb's die ehrſame Zunft nit, ſo Euch die Reif' ſchlagt?! Wart', du Pfennigrupfer mit dei'm ſaffrangelben Wamms und dei'm rothen Mieder, ich will dir zeigen, was fein blau iſt, wenn du dein' Buckel ſpürſt bis in die zehnte Woch'!"

„Ha, du übermüthiger Geſell!" rief Herr Berthold. „Das drohſt du mir, der ich herzogliches Geleit hab'?!"

„Geht mich nichts an!" kam's zurück. Der Küfer ſchob weg, was zu nahe ſtand und trat, beide Fäuſte geballt, auf ihn los.

„Ich hätte gute Luſt, Euch zu züchtigen," rief Herr Berthold, zum Stoßdegen greifend — „aber —"

„Du trau dir!" warnte der Küfer höhnend.

Zu gleicher Zeit aber faßte Herr Welſer ſeinen Gaſt und zog ihn unter die finſteren Bögen in's Erkerhaus.

Herr Berthold ließ ſich das gern gefallen, denn es war ihm nicht mehr am Beſten zu Muth. Gleichwohl drohte er, mehrmals umſchauend, gewaltig mit der Fauſt. Herr Welſer bebte am ganzen Leib und ermahnte zur Ruhe. Der Küfer achtete dieß auch, doch nur inſoweit, daß er von der That abließ. Dem jungen Kaufherrn aber rief er nach: „Euer Glück iſt's, daß Ihr das Weite gewonnen, der Ihr uns ſchmähen wollt. Seid Ihr etwa von beſſerem Zeug? Ehrſame Chriſtenmenſchen ſind wir, ehrbare Bürger und Geſellen, die ihre Nahrung im Recht und mit viel Schweiß verdienen,

derweil Ihr nichts thut, denn großen Herren ſcharmutzen und Katzenbuckel machen, auf daß Ihr das Geld erſchleicht! Wart', ich komm' dir, du Guldenſchnapper in dei'm welſchen Camiſol! Reit' der Geſell herein und will die Hitz' preiſen! Gelt die Lehr' haſt nit verhofft? Oder haſt es ſchon vor der Stadt draußen verſpürt, was Wetter über dich kommt, weil's ſo faſt weit her iſt mit deiner Wiſſenſchaft? Dein Glück, daß du beim Welſer biſt! Der iſt ein Mann und hat ein Herz im Leib, ſonſt ging's dir anders, du Gelbſchnabel —! Magſt ſchon der Wahre ſein, daß du weißt, wann ſich das Wetter wend't!"

„Recht habt Ihr!" kam's vielfach aus der Menge, die ihm folgte, mittlerweil er langſam weiter ſchritt. Aber er blieb noch mehrmals ſtehen, die Hände unterm Schurzfell, drohende Blicke auf das Erkerhaus werfend, und grollte: „Schau mir Einer den Windritter an mit ſei'm Rößelſprung, daß er ſchier 's Genick bricht! Den Prophet, den! Der wär' ſchon der Wahre, der! Da ſchau her! Trocken Wetter will er haben, daß ihn nit friert, den Schnatterer — wär ſchon recht, wenn's Dem zu Lieb' nit regnen thät' — — — — —"

2.

Alſo war dem Herrn Berthold wenig Gunſt widerfahren, als er an den finſteren Bögen zu München abſaß.

So viel Beſſeres hoffte er vom Herzog Johannes, denn Dem waren die zwei Fäßlein Gold beſtimmt und ſicherlich gar willkommen. Ließ ihm auch der Herr Welſer ſogleich ſagen: Jetzt ſei das bewußte Gold da, und er harre weiterem Befehle. Dann wies er Herrn Berthold ſein Gemach, das hatte er wohl zurecht gerichtet und wünſchte, es möchte ihm gefallen.

„Gefällt mir wohl," ſagte der junge Herr und fing' gleich an, ſeine Waar' aus Sack und Kiſte zu packen, ward auch bald wieder beſſeren Muthes — der Herr Welſer aber half auspacken, ſo viel er vermochte. Denn er hatte gar große Ehrfurcht vor des alten Speirer's Reichthum und faſt auch vor deſſen Sohn.

„Wird Alles wohl bewahrt ſein," ſagte Herr Welſer, „und in guter Ordnung bleiben, die Barbara ſorgt ſchon dafür."

„Wer iſt die Barbara?" fragte Herr Berthold.

„Meine Baſ'," ſagte Herr Welſer. „Ei, wie Ihr bei Der in Gunſt ſteht, läßt ſich gar nit ſagen. Da Euer Vater im Lenz bei mir einſprach und Euer Conterfei auf Pergament zeigte, war ſie ganz in Euch verliebt und nannt' Euch die ganze Zeit her den ſchönſten Junker im heiligen Reich. Wenn's alſo wo fehlt, ſo iſt ſie ſchon da. Sie läßt Euch zum voraus beſten Willkomm ſagen und will Euch jetzt nur nicht ſtören. Beim Abendbrod werdet Ihr ſie aber ſchon finden."

„So!" entgegnete Herr Berthold.

„Sicher!" verſetzte Herr Welſer, „und werdet ihr recht geneigt werden, ſie iſt ein gar ehrenhaftes, chriſtliches, ſattſam reifes Frauenbild."

„So?" ſagte Herr Berthold umſchauend. „Wie reif iſt ſie denn ſchon?"

„Ja, von den Fünf und fünfzigern wird weiters nicht viel fehlen," war die Antwort. „Könnt's Euch aber genau nicht ſagen, denn den Taufſchein hab' ich nicht, und von ihr ſelbſt erfahrt Einer nichts — wißt Ihr was, fragt ſie ſelbſt, da werdet Ihr großen Schrecken anrichten!"

„Ich frag' nicht," verſetzte Herr Berthold. „Ich halt auch mein Gemach ſelbſt in Ordnung!" Zugleich wandt' er ſich wieder um und packte ſtets mehr aus.

Ein Stück aber nahm er mit Vorſicht zur Hand und ſtellte es unabgedeckt auf den grünen Irdofen.

„Das iſt wohl etwas recht Koſtbares?" fragte Herr Welſer ſchmunzelnd.

„Glaub's gern!" erwiederte der Andere. „Das iſt eine luſtige Sach' und hat mich viel Geld gekoſtet. Das iſt dasjenige von wegen des Wetters, wißt Ihr?"

„Das wär' wohl wunderſam!" verſetzte Herr Welſer. „Bin recht begierig, wie ſich der Gegenſtand verhält und ob's ſeine Richtigkeit hat."

„Da iſt kein Zweifel!" ſagte Herr Berthold. „Thut mir fürerſt nur den Gefallen und macht, daß ich bald beim Herzog vorkomm', damit ich das Gelauf vom Halſe bring'. Ich mach' mir nicht viel aus den großen Herren!"

„Hab ſchon geſchickt," war die Antwort. „Wo Ihr aber wünſcht, will ich zur Stelle ſelber hingehen und Euch melden. Bis ich wieder komm', bleibt Ihr wohl hier in Euerem Gemach. Thut mir nur die Gunſt, junger Herr, vergeßt den Streit da unten und ſeid allhier ein Weniges ruhſamer. Die Leut' ſind gar friſch heraus hie zu Land. Was ſoll Euch der Hader frommen? Ihr ſeid ja doch eines reichen, geprieſenen Mannes Sohn und faſt eine wichtige Perſona! Laßt Euch deßhalb nicht viel anfechten und reizen von Dem oder Jenem. Ich ſag' Euch, das Volk zu München iſt bieder und freundlich, aber gradaus und ſchneid't nicht viel um! Nun, Ihr wißt wohl, was ich mein'. He he, es hat Alles ſeine Sach' und Landsgewohnheit. Ihr verſteht mich, und wenn man hart droht, wißt Ihr, ſo will's nicht alle Zeit gut ausſchlagen!"

„Ach, was Ihr da Alles ſagt!" rief Herr Berthold. „Wie und wo hab' ich denn gedroht? So hab' ich's nicht gemeint!"

„Sicher, ſicher," fiel Herr Welſer ein, „gedroht habt Ihr eben nicht — ich geh' jetzt zum Herren Herzog. Wollt Ihr Euch den Magen ſtärken, ſo zieht nur an der Glocke Es ſteht, was Ihr wünſcht, zu Gebot. Ein Kelchglas Cyprer könnte nicht ſchaden, mein' ich. Was glaubt Ihr? Für Abend aber iſt auch ſchon geſorgt, junger Herr! He, he, he, weiß ſchon, daß Ihr die Hechte ſo gern ſpeiſet."

„Woher wißt Ihr das?" fragte Herr Berthold.

„O, das weiß ich Alles!" entgegnete Herr Welſer, fein lächelnd und den Zeigefinger aufhebend, während er den Kopf ein Weniges beugte. „Ich kenne Euere und Eueres Vaters Leibſpeiſen alle genau! Hab' mich in Frankfurt ſchon angefragt am rechten Ort, daß ich's erkundſchaftet hab', he, he, he!"

„Das iſt klug geweſen!" rief Herr Berthold. „Alſo Hechten gibt's? Melonen mag ich auch, wißt Ihr Das?"

„Ja, ſicher weiß ich's!“ verſetzte Herr Welſer, „ah — wenn ich Das nit wüßt — und —“

„Und die böhmiſchen Butterkrapfen —“ fiel Herr Berthold ein.

„Mit der dicken Eintauch von Honigſeim und Zimmet?“ unterbrach ihn Jener ſehr ſiegreich. „Verſteht ſich! Wird nichts fehlen!“

„Das iſt ja trefflich!“ rief der junge Herr.

„Wenn's Euch nur Freud' macht,“ ſagte Herr Welſer. „Nit wahr, das hätten wir feſt ausſtudirt? He, he, he! Euer Diener, junger Herr, Euer Diener — ich komm wieder, ſobald möglich — laßt Euch die Zeit nicht lange werden — —“

Der Herr Welſer eilte fort.

Er war aber noch keine halbe Stunde abweſend, als er ſchon wieder da war. „Noch heute zum Herrn Herzog!“ rief er halb athemlos. „Gleich ſollt Ihr kommen, wie Ihr geht und ſteht.“

„Aber Der muß auf die zwei Fäßlein warten!“ ſagte Herr Berthold.

„Nicht doch,“ fiel Herr Welſer ein, „er freut ſich nur, Euch kennen zu lernen.“

„So,“ ſagte Herr Berthold, „das iſt was Anderes — — — — hab' mir's jetzt grad' bequem machen wollen —.“

3.

Damals lebte zu München der Junker Sarazin.

Der war ein heilloſer Geſell' ohne Glauben und Lieb' zu Gott und den Menſchen. Nur was gut und theuer, das war ſein Verlangen. Dazu nahm er das Geld mit Liſt oder halber Gewalt; woher, war ihm gleich; er hatte auch niemals einige Unruh' oder Bewegniß in der Seele, und wär's von ihm abgehangen, hätt' er ganz München verſetzt oder ſeine Seel' dem Teufel verſchrieben, ſofern nur Geld dabei herausſah. Anders ging er gar nicht als in Sammt und Seide, etliche goldene Ketten um den Hals, am Rock viel Pelz und Franſen — und luſtiger Brüder hatt' er ſtets

eine gute Zahl bei ſich. Auf ſeinem Schlößlein aber, in der Iſar-Au, war Alles auf's Herrlichſte beſtellt. Da ſah man die köſtlichſten Früchte und die ſchönſten Blumen, weiters einen Bären und etliche zahme Füchſe; Truthähne und Pfauen gab's da auch in großer Menge; gewaltige Steinadler deßgleichen, hinwieder auch buntes Gefieder, ſonderlich liebt' er die Mandelkrähen; und Singvögel hatte er nach Hunderten in großen Gitterkäfigen. Die Mauern aber ſtrotzten nur ſo von Hirſchgeweihen, und im Vorhof wimmelte es von Hunden.

An dem Ort erfreute er ſich auf alle Art, tafelte und zechte mit ſeinen wildluſtigen Genoſſen, und kam ihm und ſeiner Schaar ein Sinn zum Jagen, ſo focht ihn kein fremder Grund und Boden an. Da zog er aus mit Leut' und Hunden und rebellte durch Dick und Dünn, daß die Bauern meinten, es käm' das wilde Heer geritten.

Hätt' er nun gepraßt und getobt, hinwieder ſonſt ein feines Gemüth gehabt, wär's auch nicht faſt lobeſam, doch inſoweit zu leiden geweſen, und hätt' er's mit ſich ſelber auszufechten gehabt.

Aber, wie geſagt, mit demſelbigen Gemüth ſah's ſchlimm aus.

Das war aus Nichts zuſammengeſetzt, denn aus Liſt, Hochmuth, Trotz, Spott und Hohn; ſeinem Reden nach war ihm kein Menſch an Verdienſten gleich, und ſollte ſich's Jeder zur Ehre rechnen, ihm zu dienen. Sobald ihm demnach Einer kein Geld lieh, ſah' er zur Stelle ſeine Ehr' befleckt, verlangt' Einer aber ſeine Habe zurück, ſetzt' es ihn in großes Staunen — und machte der Andere nicht, daß er von dannen käme, ſo war der Junker Sarazin gleich bei der Hand und zog vom Leder. War demnach Hochmuth und Keckheit bei ihm ſchon recht groß, ſo war gleichwohl ſeine Heuchelei noch größer.

Das Alles wußt' er nun trefflich zu nutzen. Das Katzenbuckeln und Schmeicheln brauchte er ſtets, bis er ſein Ziel erreicht hatte. Sobald er's aber hatte, kehrte er den Balg um, zeigte das Rauhe und ſauſt' und brauſte unbekümmert fort.

Mit dem Herren war alſo ſchwer Kirſchen eſſen, und war er

Jedem zur Laſt, vom Geringſten bis zum Herzog Johannes. Der hatte ihn ſchon viel gewarnt. Was half's? 's ging bei einem Ohr hinein und beim anderen wieder hinaus, bis ihm jüngſt gedroht ward, falls er ſich nicht beſſer verhalte, dürf' er nicht mehr in's Schloß treten, wo ihn nicht ein härteres Urtheil dazu treffe. Denn der Herzog wolle keine Junker, die ſeiner Bürger Habe verſchlemmten und durch der Bauern Felder hetzten.

Drum ſcherte er ſich gleichwohl nicht und ſchlemmte drauf los, wie vorher, ja eh' noch wilder, und als könne das gar kein Ende nehmen.

Jetzt war aber der Junker Sarazin wieder in ſtarkem Geldmangel und mocht' er zuſehen, wo er ein's herbekomm'. Ging demnach herum in Grimm und Unmuth und war der ganzen Welt ſpinnenfeind, weil da Keiner auf ihn zulief und ſagte: „Euer demüthiger Knecht, vornehmer Junker, könnt Ihr kein Geld brauchen?"

Wie er nun ſelben Tags wieder recht grimmig dahergeſchritten kam, zog juſt der Herr Berthold mit ſeinen zwei Geldfäßlein in die Stadt, und dachte der Junker Sarazin: Da gehſt du in einiger Entfernung mit. Wer weiß, zu was das gut iſt!

Das that er auch, ſah ſich das Alles mit an und hatte bald erkannt, wie es mit dem fremden, jungen Herrn ſtehe und was man bei ihm wagen dürfe.

Im Augenblick war ſein Zorn und Groll verſchwunden und luſtige Hoffnung trat in ſein Gemüth.

Dabei dachte er: Anbei handelt es ſich darum, daß ich ihm allein beikomm'. Denn, wenn mich der Herr Welſer ſieht, iſt mir das Spiel verdorben, ſo daß mir Jener kein Geld ausantwortet! Drauf ſtrich er hin und wieder um das Erkerhaus. Als er aber den Herrn Welſer vom Herzog in ſolcher Eile kommen ſah, wußt' er gleich, was das bedeuten könne und dachte: Schaden kann's nicht, du gehſt voraus in die Hofburg und ſtellſt dich an einen guten Ort hinter einen Pfeiler.

Das brachte er ſofort in Ausführung.

Wie nun der Herr Welſer und Herr Berthold mit dem Hofmeiſter daherkamen, ſah der Junker Sarazin ſogleich, daß ihm das Glück geneigt ſei. Denn Herr Welſer war juſt in eifrigem Geſpräche mit einem Grafen, und ging ohne Weiteres durch den finſtern Gang in's Vorgemach. Der junge Herr aber ſchritt für ſich allein und zupfte hier und dort am Halskräuslein, an der Thür' aber blieb er gar ſtehen, denn es war ihm die goldene Kette aufgegangen.

Kaum ſah dieß der Junker Sarazin, ſo trat er vor, beugte ſich ausnehmend tief und ſprach: „Allerfürtrefflichſter, wohledelſter, junger Herr! Ihr ſeid da mit Euerer Kette in Zwiſt, die ſicher ein Zeichen für große Verdienſte iſt. Laßt Ihr's gnädig geſchehen, ſo will ich Euch behülflich ſein. Hoff' auch ſonſt meine Aufwartung zu machen in Euerer Behauſung und zu fragen, ob ich Euch in Etwas dienen kann, ſo weit es meine abſonderlich wichtigen Geſchäfte geſtatten." Zugleich hatte er die Kette in Ordnung gebracht.

„Ich danke," ſagte Herr Berthold, einen Blick auf die Kette werfend und dem Junker vornehm mit dem Kopfe zunickend, „kommt nur, ich erlaube es Euch."

Herr Sarazin beugte ſich wieder faſt bis auf den Boden. Der Herr Berthold aber ſchlug mit der linken Hand auf den Degenknauf, ſtützte die Hand auf die rechte Hüfte und ſchritt raſch, den Kopf ſtolz aufwärts, in den finſtern Gang.

„Habt Acht, es iſt ſehr finſter," mahnte Junker Sarazin.

„Alle Teufel!" kam's in demſelben Augenblicke heraus. „Da ſtößt man ſich ja die Stirnſchal' in Trümmer — — — Donnerwetter —!"

Herr Sarazin aber ſchlug ein ſchadenfrohes Schnippchen und raunte: „Angefangen hab' ich, und nun wird ſich das Andere ſchon geben." Dabei machte er ſich durch etliche Seitengänge zur Burg hinaus.

Die zwei Kaufherren hingegen traten in des Herzogs Gemach.

„Willkommen!" ſagte Johannes, recht gemüthſam und herab-

laſſend. „Ihr ſeid alſo des Speirer's Sohn? Kenn' ihn gar wohl den alten Herren. Habt Ihr mir Nichts von ihm zu ſagen?“

„Das ich nicht wüßte,“ verſetzte Herr Berthold. „Die Sach' mit dem Geld iſt ja im Reinen.“

„Allerdings,“ entgegnete Herzog Johannes. „Ich meinte nur, ob er mich nicht grüßen läßt.“

„Das wohl,“ ſagte Herr Berthold, „er läßt ſich Euch zu Füßen legen.“

„Vergebt dem jungen Herrn,“ ſetzte Herr Welſer bei, „er iſt ein wenig verlegen.“

„Schon gut,“ gab Johannes zurück. „Da habt Ihr die Urkunde. Ich laſſ' das Geld heute noch holen. Ihr geht dann morgen früh drüber her, Welſer, und ordnet mir alle die Angelegenheit. Es thut mir leid, daß Ihr nicht bei Euerem jungen Freunde bleiben könnt —“

„Geſchäftsſache geht vor Vergnügen,“ entgegnete Herr Welſer, „das weiß der junge Herr ſchon ſelbſt.“

„Alſo wären wir fertig,“ ſagte Herzog Johannes. „Nun, junger Herr, wie ſteht's bei Euch in Frankfurt mit der großen Hitze?“

„Nun, 's iſt grad, wie hier, Herr Herzog,“ entgegnete Herr Berthold, „mir thut's ſo viel nicht.“ Zugleich rieb er die Stirne ein wenig.

Der Herzog ſah Herrn Welſer flüchtig lächelnd an. „Deſto beſſer für Euch, junger Herr,“ ſagte er. „Mir gefiel' ſchon beſſer, ſo es regnete. Die Klag' wird immer ärger. Ich ſag's Euch, Welſer, mein Korn reicht nicht aus, wenn das Jahr ganz verſchlägt. Ich will wohl gern noch aufkaufen, was möglich iſt, und dem Wucher ſteuern — aber ewig geht das wohl nicht. Iſt eine böſe Angelegenheit! Sind auch ſonſt in Argwohn die Leute. Glauben aller Orte, das Wetter ſei gemacht. Wunderſam genug iſt's. Ich will da nicht Nein ſagen oder Ja. Doch mag ſich zu der Zeit Jeder hüten, daß ihn kein Verdacht trifft. Die Menſchen ſind leicht geneigt zu derlei Glauben, und die alte Sara am Radlſteg macht mir noch Alles rebelliſch. Die behauptet's feſt!“

„Das Weib ließ ich eben einſperren oder zur Stadt hinausſtäupen!“ fiel Herr Berthold ein.

„Meint Ihr?“ ſagte Johannes lächelnd. „Da käm' ich gut an beim Volk. Das rennt Stund' für Stund' in's Thal hinab und auf den Steg, daß er brechen möcht', und fragt, ob ſie nicht ergründet hab', wer die Schuldigen ſeien, oder wann's etwa doch regne.“

„Nun, das könnt' ich gerad' ſchon ſeiner Zeit ſagen,“ entgegnete Herr Berthold, ſich die Stirne wieder reibend.

„Was habt Ihr denn da?“ fragte Johannes. „Ihr ſeid ja ganz roth an der Stirne.“

„Nun, 's thut ſo viel nicht,“ ſagte Herr Berthold. „Aber ich hab' mich verdammt angeſtoßen in dem finſteren Gewinkel da draußen!“

„Das bedauer' ich!“ entgegnete der Herzog. „Iſt ſchon mehr Leuten ſo ergangen, daß ſie den Kopf anſtießen, wenn ſie zu mir wollten. Nicht wahr, Welſer? Doch was habt Ihr geſagt? Ihr könntet melden, wann der Regen kommt? Nun, Herr Welſer, was meint Ihr, da könnten wir dem jungen Herren ſchon eine Ehrenkette umhängen?“

„Könnte doch was an der Sache ſein!“ entgegnete Herr Welſer. „Mindeſtens behauptet er's feſt.“

„Ihr ſcherzt!“ ſagte Herzog Johannes.

„Nein, es iſt kein Scherz, wahr iſt's,“ fiel Herr Berthold ein, „hat mich auch ein ſchönes Stück Geld gekoſtet. Glaub's gern! Wollt Ihr's ſehen, ſo zeig' ich Euch's morgen.“

„Darauf bin ich begierig,“ ſprach Johannes ungläubig. „Wenn ich Euch aber gut für Rath bin, redet nit viel davon, denn 's wird hier gar leicht ſchief genommen und könnt' Euch ſchaden. Ihr kennt die Leute hier zu Land wenig. Sind kerngeſund und rechtlich, aber das Volk ſcherwenzt nicht viel, wann's einmal grimmig wird. Habt Ihr doch ſelbſt was erlebt beim erſten Tritt auf den Markt, wie ich vernommen — der Küfergeſell' hat Euch ja hart zugeſetzt? Ei, mit Dem iſt nicht gut ſcherzen,

junger Herr, er wirft Euch ein Zwo-Eimer-Stuck auf den Wagen, als wär's eine Haſelnuß —"

„Hätt' ihn aber doch durch und durch geſtochen," fiel Jener ein, „wär' mir der Herr Welſer nicht in den Arm gefallen. Ich bin verwegen genug und fürcht' keinen Teufel."

„Das mag wohl ſein," gab Johannes lächelnd zurück. Tröſtet Euch nur! Es ſind nicht Alle ſo unwirſch, wie der ſtarke Toni, 's gibt auch recht feine Herren! Schaut aber nur zu, daß Euch Die nicht noch mehr zuſetzen, als die rauheren! Nicht wahr, Welſer, der Junker Sarazin wär' der Wahre!"

Herr Welſer lächelte in ehrfürchtigem Beifall. „Ja, der iſt der Wahre, hoher Herr!" ſagte er.

„Hat Euch wohl auch noch nicht bezahlt?" fuhr der Herzog fort.

„Noch immer nicht!" war die Antwort, wobei er den Zeigefinger ein wenig erhob. „Und glaub' auch, es dürfte noch lange währen, gnädigſter Herr Herzog."

„Iſt eine wahre Schand'," fiel Johannes leicht unmuthig ein. Der eine Bruder ſo ein gottesfürchtiger, wackerer Mann, und der andere ſolch ein unerhörter Geſell! Am Ende müßt' ich meiner Ehr' zu lieb noch für ſeine Schuld an Euch einſtehen —"

„Das wäre freilich ein abſonderlicher Streich für den lockeren Zeiſig," ſagte Herr Welſer, die Hände reibend, „wenn er ſich nachſagen ließe, Ihr, hoher Herr, hättet für ihn bezahlt! Ei, das wär' eine recht ſcharfe Strafe und möcht' ihm viel Zorn bereiten!"

„So, glaubt Ihr?" rief Herzog Johannes heiter. „Nein, den Zorn will ich ihm doch erſparen! Schaut nur, wie Ihr Euer Geld von ihm bekommt. Vergeßt nicht auf morgen, und richtet Alles in Ordnung bis ich heimkehr'! Mag vielleicht auf die Jagd reiten. Habt Ihr Luſt, junger Herr, ſeid Ihr eingeladen."

„Bin noch zu müd'," ſagte Herr Berthold äußerſt nachläſſig.

„Dann könnt Ihr freilich nicht mit," entgegnete Johannes, während Herr Welſer ſich vor Verlegenheit mehrmals über die Scheitel fuhr.

„Somit Gott befohlen, laß Euch ſchon ſagen, wann Ihr bei mir ſpeiſen ſollt! Schaut Euch wohl um zu München, junger Herr, und nehmt Euch vor dem Sarazin in Acht — behüt' Euch Gott, Welſer!"

Er trat in ein Nebengemach.

Herr Welſer zupfte ſeinen jungen Freund mehrmals, ſich doch raſcher zu entfernen.

„Ei ja," ſagte Johannes, noch einmal hervortretend. „Die Wetterangelegenheit! Zeigt und erklärt mir doch die Sache morgen Abend, wann ich früh genug heimkehr'."

Drauf ging er wieder hinein.

Herr Welſer beugte ſich noch einmal tief unter der Thüre und zog Herrn Berthold hinaus. Dabei dankte er Gott, daß es vorüber ſei. Denn er war wie auf Kohlen geſtanden, ſo wenig Ehrfurcht hatte ſein Gaſt dem Herzog Johannes erzeigt.

„Nun ſeht Ihr, wie ich die großen Herren traktir'," ſagte Herr Berthold, als ſie auf freiem Gang waren. „Man darf ſich nicht demüthig zeigen, ſonſt haben ſie keinen Reſpect vor Einem. Ihr macht allzuviel Reverenz, Herr Welſer, ſag's Euch. Wenn man den Leuten Geld bringt, darf Einer ſeinen Kopf ſchon heben."

„So, ſo," fiel Herr Welſer ein — „aber ich dächte doch —" Zugleich ſah er ängſtlich um, ob etwa Jemand in der Nähe ſei, der die kühnen Worte hören könne. „Fällt mir juſt bei," ſagte er dann, ſchnell abbrechend, „der Sarazin — ich warne Euch vor dem Sarazin, wißt Ihr, von dem der allergnädigſte Herr Herzog geſprochen hat. Ich ſag' Euch, der iſt ein ſchrecklicher Geſell in Schuldenmachen, Liſt und Raufluſt. O, da mögt Ihr Euch wohl hüten! Halt! Es dämmert zwar, Ihr könnt ihn kaum erkennen — aber doch ſeht —!" er deutete zum Bogenfenſter hinab. „Der dort unten bei den Zweien ſteht, der iſt's — ich ſag' Euch, er iſt ein ſchauderhaft liſtiger, übermüthiger Geſelle!"

„Der iſt's?" rief Herr Berthold — „meiner Seel', er ſieht Dem gleich, ſo mir die Kette ſchloß und eine ſo tiefe Reverenz machte. Nun, er mag ſich vor mir hüten! Mir wird Einer nicht zu liſtig.

Aber macht nur weiter, daß wir zum Speiſen kommen. Ich freu' mich ſchon auf die Hechte!"

„O, ja ſo," ſagte Herr Welſer, „die Hechte, richtig die Hechte!"

So ſchnell er konnte machte er ſich mit ſeinem Gefährten zur Hofburg hinaus. Als er vor dem Thor und in der Burggaſſe war, athmete er wieder frei auf.

So viel Angſt hatte ihm der junge Herr bereitet.

4.

„Nein, ſag' ich, nein! Ich hab' erſt den Morgenimbiß gehabt. Wie ſoll mich denn nach was verlangen! Ich dank' für den guten Willen, dank', ſag' ich. Wenn ich was bedarf, ſag' ich's Euch ſchon —"

Dazu ſtampfte Herr Berthold heftig mit dem rechten Fuß.

Jungfrau Barbara eilte in großer Verwirrung hinaus, ſehr troſtlos, daß ihr Eifer ſo wenig erkannt werde. Sie war ſchon zum zweiten Male da geweſen.

„Nun wird mir's ſchon bald zu viel!" ſagte Herr Berthold zornig vor ſich hin, als ſie fort war. „Geſtern beim Abendtiſch hat ſie mich ſchon ſchier verzehrt und heute käm' ſie gar zu mir in die Stub'? Das wär' das Wahre! Wenn der Herr Welſer heimkommt, will ich's ihm ſagen. Er ſoll mir Ruh' verſchaffen!"

Er ging ab und zu in ſeinem braungetäfelten Gemach, ſah manchmal zum Fenſter hinaus auf den Marktplatz und harrte der Dinge, die da kommen ſollten. Denn er erwartete nichts Geringers, als daß die halbe Stadt ſich einfinde, ihm den Hof zu machen.

Es ließ ſich aber Niemand ſehen.

Viertelſtunde um Viertelſtunde verging und die Zeit wurde ihm lang. Endlich griff er nach ſeiner ſammtenen Stülpkappe und wollte fort, ſich die Stadt zu beſchauen. Juſt zog er den linken Handſchuh an und ging zugleich auf den Stoßdegen in der Ecke des Gemaches zu, um ihn umzunehmen.

Da klopfte es.

„Endlich kommt Einer," ſagte er. Er blieb, ſchief gegen die Thüre gewandt, ſtehen und rief: „Her — rr — r — ein!"

In die Stube trat, daß er den Boden kaum berührte, Junker Sarazin.

Er hatte ein ſchwarzes, einfaches Gewand an, machte eine ehrfurchtsvolle Reverenz und ſagte mit äußerſt anmuthigem Geſichte: „Wohledler, fürtrefflicher, junger Herr! Ich wünſch', daß Ihr die erſte Nacht in unſeren gottſeligen Mauern wohl geſchlafen habt. Komme derohalb mit großem Eifer, mich in ſolch' wichtiger Sach' anzufragen und Euch meine ſonderliche Ehrfurcht zu erzeigen."

„Hm!" machte Herr Berthold, ihn feſt anblickend, mittlerweile er gemächlich am Handſchuh zog. Dabei dachte er: Das iſt ja gar der vielgeſchmähte Junker von geſtern. Mit Dem will ich mich weiters nit viel einlaſſen. Aber Furcht braucht's da keine, das hab' ich ſchon geſehen, der Katzenbuckler fällt um, wo ich ihn nur anblaſ'.

Er trat deßhalb ſehr keck vor ihn hin und ſagte: „Ihr Unverſchämter! Wie könnt Ihr es wagen, zu mir zu kommen? Ich kenn' Euch wohl. Ihr ſeid ein verworfener, luſtiger Geſell'. O, ich weiß all' Euere Teufelsſtreiche. Allſogleich ſeht zu, daß Ihr wieder hinausgeht, ſonſt ſollt Ihr merken, wen Ihr vor Euch habt!"

„Wär's möglich, daß man mich ſo verläumdet hätte!" entgegnete Jener, die Hand auf die Bruſt legend. „Fürtrefflicher Herr, ſolchen Empfang erwartete ich wahrlich nicht. Ihr habt mich doch nie geſehen — ſicher irrt Ihr Euch in meiner geringen Perſona!"

„O, ſicher kenn' ich Euch!" rief Jener. „Ihr ſeid ſchon Derjenige, den mir geſtern der Herr Welſer vom Gangfenſter in der Hofburg zeigte!"

„Ei, da geruht Ihr, Euch zu täuſchen —" fiel Herr Sarazin ein, „ich Unſchuldiger war den ganzen Tag nicht im Burghof."

„Und etwa im Burggang auch nicht?" fuhr ihn Herr Berthold an.

„Noch viel weniger!“ entgegnete Jener, zwei Finger aufhebend.

„Das nenn' ich aber frech!“ rief der Herr Berthold. „War't nicht Ihr's, der mir das Schloß gerichtet an der Kette da und mir nachrief, ich ſollte Acht haben, daß ich mich nicht ſtoßen möge? Und wie hab' ich mich geſtoßen, den halben Kopf hab' ich mir eingerannt — da ſeht den Fleck! Donnerwetter, läugnet mir da Nichts weg! Ihr ſeid ſchon Derjenige, ſo den Leuten das Geld abborgt und nimmer heimzahlt. Glaubt nur nicht, daß Ihr mit mir ſo leichtes Spiel habt! Ich bin nicht ſo thöricht, mit einem Schlemmer zu verkehren, der ſauſt und brauſt auf anderer Menſchen Koſten! Gelt, da ſchaut Ihr, daß ich Euer ruchloſes Leben kenn' und Euch das Kapitel leſ'! Ihr Schuldenheld, Ihr, Ihr Wortbrecher! Den Welſer habt Ihr auch noch nicht bezahlt, das hat er beim Herzog Johannes ſelbſt geſagt. Nun, der iſt das Wenige nit zornig über Euch, daß Ihr ſeinem Hof ſolche Schande anthut und Euerem Ehrenmann von Bruder auch dazu, der ſolch ein gottesfürchtiger Mann iſt. Jetzt habt Ihr's gehört und nun packt Euch. Ich befehl's!“

„Nunmehr verſteh' ich wohl!“ ſagte Junker Sarazin ſeufzend. „O die unglückſelige Ähnlichkeit! Daß doch dieſer Menſch mein Bruder iſt. Geruht Ihr denn noch nicht, zu begreifen, fürnehmer, wohledler, junger Herr? Dieſer Gottvergeſſene, der mir ähnlich und gleich iſt, wie ein Ei dem anderen, dieſer kecke Schlemmer und ganz übermüthige Leuteplager, der all das Seine und meinen Theil verpraßt hat, dieſer unglaubliche, ganz heilloſe Geſelle, ſeht, dieſer Ruchloſe macht die Streiche — und jedes Drittemal muß ich armer Unſchuldiger dafür büßen! Ja, ſo iſt es, hochweiſer, junger Herr! Er ſteigt dahin voll Sammt- und Seide — und ich, der ich mein Leben Gott geweiht, hab' oft kaum, daß ich mich vor Hunger rette! Der Herr Herzog iſt mir ja wohlgeneigt. O, der gäbe mir, was ich wollte. Aber ich bin zu ſtolz, Etwas von ihm zu nehmen. Wenn ich nun zu Dem oder Jenem komm', daß ich ihm meine Noth klag' und um Hilfe bitt' in großem Leid und

Mangel, der ich doch von gutem Geſchlecht bin — da ſieht mich gar Mancher für den gottvergeſſenen, lockeren Zeiſig an — und rauft mir meinen unſchuldigen Kopf. Und ſo iſt's mir nun wieder ergangen! O Bruder, o unglaublicher Rabenbruder!"

Der Junker Sarazin wandte ſich, ſah troſtlos zum Himmel und that einen Schritt, als ob er fortgehen wolle.

„Halt!" ſagte Herr Berthold. „Alſo Ihr wär't der Tugendhafte — nicht der Schelm?"

„So iſt es!" entgegnete Jener, ſich wieder wendend. „Ich bin mein Bruder — vielmehr ich bin der Bruder jenes unwürdigen Bruders! So iſt einmal mein Schickſal! Nun, ich kann Nichts thun, als für ihn beten und ihm vergeben, was ich ſtatt Seiner zu leiden hab'. Aber es wird noch eine Zeit kommen, ich ſag' Euch, eine Zeit, da der große Sünder in anſehnliche Reue und Kümmerniß geräth! Dann wird's aber zu ſpät ſein, denn mit der ſpäten Reue iſt's auch nicht immer abgethan. Streut Aſche auf Euer Haupt, ſo lang es Zeit iſt, ſagt Ezechiel, Kapitel ſieben am elften Vers, ſonſt wird es Euch Nichts mehr nutzen! So mag der Böſewicht ſein Verderben ſuchen. Ich aber will ſo lange nicht im Weltlichen ausharren, vielmehr mich in das Geiſtliche zurückziehen und in ein Kloſter begeben. Wär' ich nur ſchon drin!"

„Alſo wirklich?" ſagte Herr Berthold. „Dann iſt es was Anders. Aber was hält Euch denn ab, in's Kloſter zu gehen? Habt Ihr noch keines ausgefunden?"

„O wohl wüßt' ich eins," entgegnete Herr Sarazin, „zu Donauwörth! Möcht' in kein anderes gehen. Aber ich bin zu gewiſſenhaft, als daß ich von der Welt Abſchied nähm', ohne daß ich vorher ablöſte, was Weniges ich etlichen, edlen Seelen ſchulde. Auch ſtand ich einſt gut für meinen gottloſen Rabenbruder — und mittlerweil' hatte er meine letzte Hab' verſchlemmt. O du ſchwarze Menſchenſeel'! Womit ſoll ich nun meine Schuld bezahlen? O, mich prüft der Himmel ſchwer, und mein Troſt iſt nichts, als Dieß. Derſelbige, den der Himmel liebt, dem legt er viel auf. Du biſt

zur Laſt geboren, ſagt Jonas im neunten Kapitel, ſiebenten Vers, aber um deſſentwillen laß dir kein graues Haar wachſen!"

„Ihr ſcheint mir wohl gelehrt zu ſein," ſagte Herr Berthold, und wie mich dünkt, geht es Euch wahrlich ſchlimm."

„O, ſehr ſchlimm," erwiederte Jener. „O, weil ich's doch entdecken konnte, das iſt ein großer Troſt. Eines trefflichen Mannes Mitleid iſt viel werth. Und Ihr ſeid ein trefflicher Mann. Die ganze Stadt iſt ſchon voll Eueres Ruhmes, Muthes und hinwieder Euerer Mäßigung von geſtern Abend. Möchtet nur bei uns bleiben, ſagen ſie, entſpringt ja groß Nutz und Vortheil für Seel' und Leib, wann ſich hochanſehnlich, reich und ſonſt fürtrefflich und weitgereiſte Männer in lobeſamer Stadt anſammeln. Alſo iſt es auch mit Herrn Welſer! Der iſt ein großer Ehrenmann. Und Dem will mein gottvergeſſener Bruder nicht zuhalten mit dem Geld. O wie ſchändlich und ehrvergeſſen! Wollte Gott, der Rabenbruder wäre dageweſen und hätte die Lection empfangen, die ich an Seiner Statt empfing! Vielleicht hätt' es ihn doch gebeſſert. Denn reicher, erfahren fürſichtiger und berühmter Männer Wort hat viele Kraft. Ich aber bin nun ſtatt Seiner gekränkt. Alſo wohl, ich leg's in Demuth zu meinen anderen Leiden, wie Habakuk ſagt im neunten Vers, drittes Kapitel: Trag' deine Laſt, es kommt noch mehr dazu!"

„Nehmt's nicht ſo ſtreng zu Gemüth," ſagte Herr Berthold, „ich hab's nicht für Euch gemeint. Seh' ſchon, daß Ihr eine ganz andere Seel' habt, als Euer ſchlechter Bruder. Der Herzog Johannes hat Euch ſelber faſt hoch geprieſen, und mir gefallt Ihr auch deßgleichen, weil Ihr demüthig ſeid und Lebensart beſitzt, mehr noch einen frommen Zweck habt. Will Euch alſo gerne dienen, damit Ihr in ein Kloſter gelangen mögt. Das iſt auch das Beſte. Denn was ſeid Ihr ſonſt Nutz in der Welt? So etwan ein Kaufherr verarmt, kann er wieder in Reichthum kommen, anders er einen geſchickten Kopf hat. Dann iſt er wieder ein großer Mann. Aber ſolch ein armer Junker, wie Ihr, der bleibt ein hungeriger Teufel ſein Leben lang und iſt keinen Pfennig werth in der Welt. Da wählt er demnach den beſten Weg, ſo er in's

Kloſter geht, da ihm weiters keine Sorg' erwachſt und gute Verehrung zu Theil wird. Alſo meine Hand iſt Euch offen."

„O Ihr Ehrenmann!" rief Herr Sarazin. „Nun ſeh' ich, daß Ihr ſo großmüthig wie reich ſeid — und wie reich ſeid Ihr, da die Fürſten und die Kaiſer Euch den Hof machen! O was prachtvoll Ding ſeh' ich allein in dem Gemach! Das mag ja wohl an die hunderttauſend Goldgülden ſein, was Ihr das Jahr zu verzehren habt. Und erſt was Ihr Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, daß Ihr Euch ſonder Müh' noch mehr verdient. Hab' von Allerlei gehört — — —"

Die Blicke des Junkers Sarazin ſuchten Etwas im ganzen Gemach.

Plötzlich hafteten ſie auf dem grünen Irdofen. Drauf ſtand ein kleines Männlein, das hatt' eine Kapuz' auf dem Rücken.

„Was iſt denn das für ein Männlein?" ſagte Herr Sarazin. „Mit Gunſt, das möcht' ich wohl genauer betrachten."

Er näherte ſich.

„Halt!" rief Herr Berthold. „Das dürft Ihr nicht berühren."

„Muß wohl was recht Koſtbares ſein!" bemerkte Jener liſtig.

„Sicher!" entgegnete Herr Berthold. „So Ihr ſchweigen könnt, dürft Ihr's wohl erfahren, was es iſt!"

„Ich bin ſtumm, wie das Grab!" betheuerte Herr Sarazin. „Sprecht nur leiſe, daß es Niemand hört! Was iſt es denn?" Er neigte ſein Ohr zu Herrn Berthold.

„Das iſt ein Wettermännlein," ſagte Herr Berthold.

„So — ein Wettermännlein —? Und was vermögt Ihr damit —?" fragte Herr Sarazin, äußerſt furchtſam zu ihm aufblinzend. „Könnt' Ihr etwa das Wetter machen? Das wär' ja fürtrefflich, hochweiſer, junger Herr!"

„Das nicht," ſagte Herr Berthold. „Aber, ob's gut oder ſchlimm wird, das kann ich ſicher ergründen. Seht, da iſt ein Kiel und eine Saite, weiter Nichts. Wo nun das Wetter warm und gut wird, daß die Sonn' ſcheint, thut der Geſell ſeine Kapuz'

ab. Wo's aber regnen will oder ſonſt, da ruckt ihm dieſelbige Kapuz' auf den Kopf. Das hat keinen Zweifel und geht zu Zeiten ganz ſchnell."

„Hm!" machte Herr Sarazin. „Da ſeid Ihr ein wahrhaft großer, vielmächtiger Mann! Ihr wißt alſo wohl, ob es fürerſt noch trocken bleibt oder nit —?"

„Sicher weiß ich es," verſetzte Herr Berthold ſehr ſtolz. „Allitzt hat er ſeine Kapuze vom Kopf, item alſo iſt's warm und bleibt's, bis er ſelbe auffetzt. Das hat Alles ſeine Sach'."

Herr Sarazin ſchaute bald auf den Irdoſen hin, bald auf Herrn Berthold, indem er etwas gebeugt da ſtand und die Hände ein wenig rieb. Sein demüthiger Blick aber war um ein Weniges ſtechender geworden.

„Ei, ei — Wißt Ihr," ſagte er dann, „daß dieß doch recht befremdlich iſt! Mir könnt Ihr derlei wohl anvertrauen. Sagt's aber ſonſt Niemand! Ei, ei, es könnt' Euch meiner Seel' übel bekommen. Müßt auch nicht zu viel verkehren mit Dingen der Art! Bin Euer Freund und rath' Euch nur das Beſte — 's taugt nicht, ſich in Gottes Schickung einzudrängen. Man wird gar leicht übermüthig und weicht von guten Pfaden ab —"

„Ihr braucht mir keine Lehr' zu geben," ſagte Herr Berthold, ſich in die Bruſt werfend, „ich weiß wohl, was ich zu thun hab'!"

„Gewiß," fuhr Junker Sarazin fort. „Allein es iſt doch Frevel mit im Spiel. Gott ſelber möcht' wohl ſolche Neugier vergeben. Aber die Menſchheit denkt da faſt anders. Und ſo es allhier nur Einer wüßt, welch' überirdiſches Werkzeug Ihr habt, da möcht's Euch wohl keine gute Früchte bringen."

„Das möcht' ich ſehen!" fiel Herr Berthold ein.

„Glaubt mir's," fuhr der Junker fort, „ich weiß das! Auch kenn' ich die Geſetze gar wohl. Erſt kurz haben ſie Einen ſchier verbrannt; der hatte auch Teufelsſpuk getrieben. Es mangelte nur am Beweis, ſonſt wär's mit Haft und weiters Ausſtäupen nicht hingegangen. Aber in dieſer, Euerer Angelegenheit hätt' man helle Augen, was maßen der Teufel im Spiel ſei oder nicht!"

„Was ſagt Ihr!“ rief Herr Berthold. „Was hat mit dem Männlein der Teufel zu thun? Ich weiß gar nicht, was Ihr mir zumuthet!“

„Nur ſtill, junger Herr!“ mahnte Junker Sarazin. „Möcht' nicht, daß Jemand Euer verlegenes Weſen ſähe. Will auch davon ſchweigen, weil Ihr mir zu Gefallen ſeid, damit ich meine Schuld zahl' und in daſſelbige Kloſter gehen kann. Eines will ich Euch aber wohl vermelden,“ fuhr er fort, ſich mehr und mehr erhebend und die Stirne faltend, „ſo ich die Angelegenheit des Männleins aufdeckte und vom Wettermachen ſpräch', käm't Ihr nimmer mit Heil aus der Stadt.“

„Ja, wer ſagt denn, daß ich's Wetter machen kann?!“ rief Herr Berthold.

„Ja, ich ſag' es nicht,“ fiel der Junker ein, „aber Andere könnten es ſagen — verſteht Ihr? Ihr müßt doch wohl ſchon mehr von der Sach' geſprochen haben. Denn ich hab' ja ſelbſt davon gehört. Das war nicht klug von Euch. Nun, was ich kann, das will ich thun und das Gerede abſchneiden. Ich hoffe, Ihr ſeht nun, daß ich's wohl mit Euch mein' und Euch vor Gefahr vermahn', draus Euch der Herzog ſelbſt nicht erretten möchte! Denn wo ſie Euch einmal haben, werdet Ihr verbrannt, da frommt Euch Alles nichts.“

„Ihr macht mich ganz verwirrt,“ rief Herr Berthold.

„Reden wir nicht mehr davon,“ ſagte Junker Sarazin. „Seid jetzt nur ſo geneigt und leiht mir einhundert Goldgulden, damit ich von meines Bruders Schulden etwelche abzahl' und in kürzeſter Zeit in's Kloſter gelang'!“

„Was! Einhundert Goldgulden?!“

„Ja,“ ſagte Herr Sarazin trocken. „Iſt's Euch etwan zu wenig? Macht, daß es was wird!“

„So ſprecht Ihr zu mir?!“ rief Herr Berthold. „Wie könnt Ihr wagen, ſo viel Geld zu verlangen — ſeid Ihr von Sinnen?!“

„Zahlt!“ herrſchte ihn Herr Sarazin an — „ich bin wohl

großmüthig genug, daß ich für ſchlechte hundert Goldgulden Euer geheimes Weſen verſchweig'! Ihr kommt mir nicht lebendig aus der Stadt, ſo Ihr mir nicht auf der Stelle das Geld ausantwortet. Ihr Undankbarer! Auf der Stelle geht an's Werk! Dort ſteht das Geldkäſtlein —"

„Das wollen wir doch ſehen!" rief Herr Berthold.

Sein Blick fiel auf den Stoßdegen in der Eck unweit des Käſtleins. Drauf wollt' er hin. Junker Sarazin aber ergriff ſelbſt den Degen, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Thür und wies auf das Käſtlein hin. Herr Berthold wußte nicht, wie ihm geſchah. Mit Freuden hätt' er den Junker Sarazin todtgeſtochen, aber es ging nicht. Er ſperrte auf, zählte einhundert Goldgulden und warf ſie hin.

„Da!" ſagte er voll Wuth. „Da nehmt Euer Geld und geht!"

„Gut!" ſagte Herr Sarazin. „Das ſind richtig einhundert Goldgulden." Er ſchob ſie ein. „Doch wie ich ſehe, habt Ihr da faſt großen Überfluß. Mit denen, ſo Ihr mir gabt, zahl' ich nun meine Schulden — wie wär's Herr Berthold, wenn Ihr etwan auch die meines Bruders zahltet. Selb ging' in Einem hin."

„Noch mehr ſoll ich zahlen?!" rief Herr Berthold. „Nun iſt's genug, ich will doch ſehen —"

„Nur ſtill," ſagte Junker Sarazin, „und macht kein Aufſehen, junger Herr! Mein Bruder iſt vielleicht zu beſſern, wenn ihm von ſeiner Laſt geholfen wird. Solch' gutes Werk darf ein Ehrenmann nicht verſäumen. Gebt nnr gleich noch einhundert Goldgulden 'raus!"

„Nein, das thu' ich nimmermehr," rief Herr Berthold, „wie könnt Ihr mir zumuthen, Euch ſo viel Geld anzuvertrauen, da ich keine Sicherheit habe, daß ich's je wieder erlange?!"

„Alſo Ihr meint, ein Darlehen ſoll es ſein?" fiel der Junker ein. „Ganz wohl, verlangt Ihr mein Wort?"

„Was frommt mir Euer Wort?!" fuhr ihn Herr Berthold an.

Digitized by Google

„So! an meinem Worte zweifelt Ihr?“ herrſchte Herr Sarazin.

„Verſteht mich nur recht!“ rief Herr Berthold in ſeiner Verzweiflung. „Ich meine, Ihr geht in's Kloſter, wie wollt Ihr dann das Geld wieder erſtatten!“

„Das geht Euch Nichts an, woher ich's wieder erſtatte!“ entgegnete Sarazin „Aber mich kümmert's wohl, daß Ihr mein Junkerwort bezweifelt und verachtet. Ihr wagt es, meine Ehre zu beleidigen! Schweigt und zahlt oder ich ſtech' Euch nieder, Ihr verdammter Pfauenritter, Ihr hochmüthiger Balg von einem Geldwechsler! Wart', ich will Euch traktiren, wie's Euch gebührt. Ihr wagt es, einem Manne, wie mir, zu nahe zu treten, der ich ein Ritter bin? Glaubt Ihr, Ihr wär't vor uns ſicher, die Ihr Geld eintretet, als wär's Sauerkraut, weil wir etwan eine Zeit lang da herin hauſen und uns langweilen in Eueren Städten, ſtatt auf mächtigen Burgen zu ſitzen und Euch draußen das Ränzel abzunehmen, ſo Ihr vorüberzieht mit Euerem Trödel! Mein Wort genügt Euch alſo nicht? Wohlan, ſo ſetzt Euch her und ſchreibt Eueren Namen unter dieſe Schrift!“ Er zog eine Urkunde heraus und warf ſie Herrn Berthold zu. „Dran mögt Ihr meine Großmuth erkennen!“ Zugleich deutete er mit Herrn Berthold's Degen auf die Urkunde und befahl: „Hebt auf, leſt und unterſchreibt!“

Herr Berthold hätte den Junker in Luſt zerriſſen, aber es blieb ihm Nichts, als dem Befehl zu folgen. Er nahm die Urkunde vom Boden und las:

„Ich, Berthold der Speirer, vergiech mit dem allen denen, die das ſehen, leſen vnd hören. Wie ich da wol vermerket, daß der edel junker Sarazin in Geldnöten iſt, ſonſt aber ein fürtrefflicher ehrenmann, da mir insweitere auch herr Welſer auf ſein wort bezeuget, daß Ime junker Sarazin ſein Darlehen gar wol wider erſtattet hab', alſo verlangte es mich, dem beſagten ehrenmann vnd edlen junker Sarazin zwohundert goldgulden ſelbs aus freien ſtucken anzetragen vnd zu leih'n vnd weiters keine friſt feſtzuſetzen, in ſoweit benannter junker im weltlichen bleibt. Weil ich da ſicher

glaub, daß er mich ſeiner zeit bezalt. Anders aber ſich der edel junker einmal in das geiſtliche zurnckziehen vnd in ein kloſter gehen wöllt, ſo vnd dann will ich vnten ſtehender Berthold der Speirer von ſothanen zwohundert goldgulden gar nichts mehr wiſſen vnd ſeien dieſelben als ein fründlich geſchenk an den edeln junker vnd als ein behelf gänzlicher freiheit vnd losſagung von der welt anzuſehen. Welch großes verlangen er, wie ich wol erkannt hätt', im herzen tragt. All dieß hab ich wol bedacht vnd erwogen aus freier abſicht, chriſtlichen ſinn vnd gewonter mildthätigkeit. Omnia ad majorem Dei gloriam."

„Das unterſchreib' ich nicht!" rief Herr Berthold, die Urkunde auf den Tiſch werfend. Dabei wollte er auf Sarazin zu und ihm ſeinen Stoßdegen entwinden.

Der aber rief: „Unterſchreibt oder Ihr ſeid des Todes!" Zugleich fuchtelte er ihn an den Tiſch.

„Das Donnerwetter ſoll Euch erſchlagen!" rief Herr Berthold, tauchte die Feder ein, unterſchrieb und machte einen wüthig großen Zug am Ende. „Hier nehmt, Ihr Verruchter!" Eine halbe Hand voll Streuſand ſchüttete er über den Namen.

„Ich nehm' ſchon," höhnte Herr Sarazin und ſtach aus der Ferne mit der Degenſpitze in's Pergament, daß es daran hängen blieb.

„Jetzt kommt's an die anderen Goldgulden!"

„Haltet," rief Herr Berthold, „ich will ſie aufzählen!"

„Thut nit noth," lachte Herr Sarazin. „Was ſoll ich Euch mit vielem Zählen plagen!" Er fuhr auf das Käſtlein los und ſchob's raſch unter den linken Arm.

Herr Berthold ſchrie vor Schrecken und Wuth laut auf.

„Still oder ich ſtech' Euch durch und durch!" drohte Herr Sarazin, indem er auf die Thüre zuſprang. „Jetzt iſt die Sach' und Angelegenheit im Reinen. Ihr frecher Gauch, der den Namen Sarazin zu ſchelten wagte! Habt Ihr mich jetzt kennen gelernt, und bin ich Euch Herr geworden und Euerer großen Liſt? Ihr verrätheriſch geiziges Unkraut! Alſo wohl? Den großen Herren

möchtet Ihr wohl die Fäſſer Gold zuführen, aber den Junkern wollt Ihr Nichts verabreichen, weil ſie ein Weniges ſchlemmen und brauſen? O du heilloſer Geſell du! Ich will dir da viel Weſens machen von wegen frohen Gemüths und luſtiger Lebensfreud'! Verdienteſt ſchon, daß ich dir einen Ruck gäb' in dein gewachſenes Bäuchlein, du Geldkaſtenreiter, und dich beim Schöpflein nähm', bei deinem gelben! Aber ich will großmüthig ſein. Ich hab' das Geld und die Urkund', ſo ſei das Andere in Vergeſſenheit! Sagſt du ein Wort, hab' ich die Schrift und ſollſt mich kennen lernen. Schweigſt du aber, ſo kannſt du mitzehren an deinen Goldgulden und mein Gaſt ſein heut' Abend im Schlößlein in der Iſar-Au. Da find'ſt gute Geſellen und ein luſtig Leben! Dran kannſt dir eine Lehr' nehmen, wozu dein Geldlein Nutz, das dir dein Vater zuſammenſcharret! Behüt' Euch Gott, fürnehm junger Herr! Halt, der muß auch mit!"

Er that zwei Schritte zum grünen Irdofen, nahm das Wettermännlein, ſchleuderte den Degen in's Gemach, öffnete raſch die Thüre, ließ mit einem Ruck das Schloß ab, dann hinaus, die Thüre hinter ſich zugejagt — und die Treppe hinab.

„Wart' Schurke!" ſchrie Herr Berthold.

Er fuhr auf ſeinen Stoßdegen zu, hob ihn auf und wollte dem Junker Sarazin nach. Aber er konnte die Thüre nicht öffnen, ſo viel er rieß, tobte und lärmte. Endlich kam's die Treppe herauf. In demſelben Augenblicke gelang's ihm mit dem Schloß, er rannte zum Gemach hinaus und wollte hinab. Mehre Diener kamen entgegen, voraus Jungfrau Barbara.

„Was giebt's, was hat man Euch gethan?" rief ſie. „Bleibt, erzählt, junger Herr, erzählt!"

„Laßt mich fort!" rief Herr Berthold. „Sterben muß er!"

„Wer muß ſterben? Ihr wollt Euch in Gefahr ſtürzen —?!"

„Weg ſag' ich!" donnerte Jener. „Mir nach, Knechte, mir nach!"

„Ich ſterbe vor Angſt!" jammerte Jungfrau Barbara.

„Meinetwegen!" ſchrie Herr Berthold herauf.

Die ehrbare Jungfrau Barbara ſank halb ohnmächtig auf der Treppe nieder.

Herr Berthold aber ſtürmte hinab in die finſteren Bögen unter dem Haus und hinaus auf den Marktplatz, und rief: „Wo iſt er hin, der verfluchte Geſell! He da, Ihr Leute, iſt da Keiner gelaufen, ein Käſtlein unter'm Arm und ein Männlein in der Hand, und hat ein ſchwarzes Gewand angehabt?“

„Ich hab' was geſehen, Herr Wettermacher,“ höhnte eine ſtarke Stimme. Hinter den Leuten vom Thal herauf war juſt der Toni gekommen, ein mächtiges Faß auf der Schneide fortwirbelnd. „Dort iſt Einer hinein unter die Bögen in's ewige Licht!“

Die Knechte kannten die Schenke gar wohl. Herr Berthold eilte mit, riß die Thür im Hof auf und war der Erſte in der Stube. Drin fand ſich gar mancher Geſelle ſchon früh Morgens. Auch jetzt waren Ihrer fünf da und nicht gar hell war's, obſchon eine Lampe an der Wand hing.

Herr Berthold aber rief hinein: „Wo iſt der Schelm, ſo mich ausgeraubt und erſtechen wollte? Heraus mit dem Räuber!“

Zugleich fuchtelte er herum.

„Was ſoll das?!“ brachen die Fünf zugleich los.

„So, da ſind Ihrer mehre!“ rief Herr Berthold und machte ſich heraus. „Auf Knechte, hinein da und nehmt ſie Alle gefangen. Einer davon wird's dann ſchon ſein! Hinein, ſag' ich, ich befehl's Euch, ich, Berthold der Speirer, der des Herzogs Schutz hat!“

„Was, Räuber?!“ grollte eine mächtige Stimme. „Da iſt kein Räuber und Schelm herin. Hinaus da!“

Zwei gewaltige Fäuſte packten erſt den einen Knecht, dann den anderen, zuletzt bekam Herr Berthold einen gewaltigen Ruck. Alle Drei flogen zurück, die Fünf aber traten heraus mit grimmiger Geberde.

„Wie, der Sarazin iſt nicht da?!“ rief Herr Berthold. Alſo hat mich der Andere betrogen!“

Er eilte hinaus auf den Platz.

„Wo iſt der Toni, wie kann er mir Ehrenmann Lug,

Trug und Schelmerei aufbinden? Wo iſt der Toni, frag' ich! Da iſt er!"

Himmellang ſtand er da, der Toni.

„Alſo wohl! Iſt er nicht drin, der Räuber?" fragte Der ſchelmiſch.

„Nein!" fuhr ihn Herr Berthold an. Nun wart', Ihr habt mich geſtern ſchon beleidigt, ich verklag' Euch beim Herzog. Wißt Ihr, was das heißt? Meint man doch, man ſei in einen Wald gekommen unter die wilden Thier'! Wart', Euch geht's noch ſchlecht genug! Glaubt Ihr, das läßt ſich Berthold der Speirer gefallen?!"

Er rannte über den Platz in die Burggaſſe hinüber, dem Schloß zu, mit himmellangen Schritten.

„Da ſchaut, wie er ſpringen kann!" höhnte der Küfer-Toni. Dabei gab er ſeinem Faß einen Ruck und rollte es gegen die Kaufringergaſſe zu.

Etliche Minuten drauf, mit dem bloßen Degen in der Hand, ſtürmte Herr Berthold in des Herzogs Vorgemach.

„Zum Herzog will ich!" ſagte er athemlos — meldet mich —!"

„Mit bloßem Degen zum Herzog, ſeid Ihr von Sinnen?" war die Antwort des Dieners. „Auch iſt der hohe Herr nicht daheim. Er iſt auf die Jagd geritten."

„Wahrhaftig, er hat's mir geſtern ſelbſt geſagt!" rief Herr Berthold. „Das auch noch dazu! Jetzt iſt er nicht da! Kreuz, Blitz, Wetter, iſt denn in dem München gar keine Hilfe gegen einen ſolchen Räuber?" Er ließ den Stoßdegen fallen, warf ſich in einen Stuhl und wiſchte ſich die ſchweißtriefende Stirne.

„Aber, was hat's denn gegeben, junger Herr?" fragte der Diener. „Ihr thut ja, als ſei Euch all' Euere Habe geraubt — wenn's nur der Sarazin nicht iſt, dann bekommt Ihr Alles wieder."

„Freilich iſt er's und kein Anderer!" rief Herr Berthold. „Der Sarazin iſt's — und wo Gerechtigkeit im Land iſt, wird mir der Herzog helfen." Dabei fuhr er auf — „Sobald er vom Gejaid kommt, laßt mir's ſagen, ich muß mit ihm reden — da!" Er warf ihm ein Stück Geld hin. „Und nun, gleich zum Stadt-Unterrichter — wo wohnt er?"

Alsbald bekam er Auskunft und Begleitung.

Fort eilte er, die Gänge entlang und zur Burg hinaus und hinüber zum Stadt-Unterrichter, Herrn Corbinian Roſenbuſch.

Haſtig riß er eine Thüre auf.

„Da iſt's nicht, die andere!“ rief des Herzogs Diener, der kaum folgen konnte.

„So, die da?!“ In's Schloß flog die erſte und die andere riß Herr Berthold auf.

„Was iſt das, was ſoll das ſein?“ donnerte es ihm entgegen, und hoch aufgerichtet ſtand Herr Corbinian Roſenbuſch vor Herrn Berthold. „Ihr kecker Geſelle, wer ſeid Ihr, was wollt Ihr? Auf der Stelle ſprecht, oder ich laß Euch in Haft bringen. Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich bin der wohlweis fürſichtige hieſiger Stadt-Unterrichter, Corbinian Roſenbuſch.“

„Und ich bin —“ ſchleuderte Jener hin

„Seid, wer Ihr wollt, das kümmert mich Nichts!“ fiel Jener ein. „Wo Ihr autoritati et majestati justitiae zu nahe tretet, laß ich Euch dennoch incarceriren.“

„Den Teufel laßt Ihr!“ wetterte Herr Berthold. „Wozu ſeid Ihr denn da, als daß man raſch zu Euch kommt, wo man Euch braucht? Dafür ſeid Ihr bezahlt.“

„Amtsbeleidigung!“ fuhr Herr Roſenbuſch darein. „Statuetur exemplum!“ Er riß an der Glocke. Ein Steckenknecht trat ein, mit ihm des Herzogs Diener. Man führe dieſen Geſellen in die Gitterkeuche!“

„Rührt mich an, ſo ſtech' ich Euch durch und durch!“ rief Herr Berthold. Zog auch gleich den Stoßdegen. „So wollt Ihr mir an, der ich Euch das Gold Fäßlein-weiß in die Stadt führe? Ich bin Berthold der Speirer von Frankfurt am Main. Habt Ihr's gehört? Und wo Ihr mir nicht zur Stelle Gehör gebt, verklag' ich Euch beim Herzog, dann werdet Ihr eingeſperrt, nicht ich. Ich bin beraubt vom gottverfluchten Junker Sarazin, um die dreihundert Goldgulden. Mein Freund, der Herzog, iſt im Gejaid, alſo kann er nicht helfen. Gleich auf, Ihr, ſag' ich und meldet

dem Stadthauptmann, er ſoll des Sarazin Schlößlein beſetzen laſſen!“

„Und wo wär' denn da der Beweis?“ polterte Herr Roſenbuſch.

„Er iſt, was er ſagt,“ fiel des Herzogs Diener ein.

„Das kümmert mich nicht,“ entgegnete Herr Roſenbuſch, „es handelt ſich um ob ſeine Angabe vom Sarazin wahr iſt. Das wär' mir die wahre Juſtiz, allſogleich mit der Executio anzufangen! Man ergreife ihn. Allhier wird gehorcht, nicht befohlen. Was zaudert Ihr?“

„Seht ihm's doch nach,“ ſagte des Herzogs Diener, „der junge Herr brauſt leicht auf. Es iſt ſo ſchlimm nicht gemeint. 's iſt eben ſeine Art.“

„Das kümmert mich nicht!“ ſchnaubte Herr Roſenbuſch, „wenn er ſich gebart, wie ein wildes Thier, ſo ſoll er auch dafür gelten.“

„Jetzt iſt's genug!“ rief Herr Berthold. „Ihr wollt keinen Schritt thun und Euch noch an mir vergreifen. Weg da, ſag' ich, oder ich renn' Euch Allen den Stoßdegen durch den Leib, und Euere Kaufherren zu München ſollen's verſpüren, wo Berthold der Speirer von Frankfurt gegen ſie iſt!“ Dabei ſtürzte er hinaus, gab dem Schreiber des Herrn Roſenbuſch, der ſo eben eilig eintrat, einen gewaltigen Ruck bei Seite und eilte zornglühend hinab und heim.

Etliche Stunden ſpäter traf Herr Welſer ein. Der hörte mit Schrecken und Staunen, was vorgefallen ſei, und verfügte ſich alsbald zu Herrn Roſenbuſch, die Sache zu ſchlichten. Er war aber nicht da — ſo verſtrich Stunde um Stunde, bis der Herzog heimkam. — —

5.

Ein ſchwüler Abend war's, und um die achte Stunde.

Da ging's gar laut her im Schlößlein in der Iſar-Au beim Junker Sarazin.

Der ſaß unter ſeinen Freunden im hochrothen Gewand und

goldgeſtickten Mantel, ein ganzer Büſchel Pfauenfedern nickte von ſeinem Barett, und ſchief rund herum war noch ein gewaltiger, grüner Kranz gewunden. Mitten im Hof unter hohen Laubgezelten ſaß er, viele Hunde um ſich und Humpen und Flaſchen die ſchwere Menge.

Von Speiſen aber bog ſich faſt der Tiſch. Die Freunde, ſo ſchon da waren, ſchmauſten drauf los, ohne der Kommenden zu harren. Doch ſo oft wieder ein luſtiger Geſell in's Thörlein trat, ſchrie'n und jauchzten Alle miteinander auf vor Freuden und klopft' und trommelten auf Tiſch und Gläſer. Dazu bellten die Hunde und machten Sätze hin und her, daß Das und Jenes umfiel. Draus erwuchs von Neuem Geſchrei, Toben und Gelächter. Das war ein Höllenlärmen, und war den gottloſen Schlemmern über die Maaßen wohl.

Wie aber der Junker die große Gaſterei angerichtet und wo er das Geld dazu genommen, darüber wußte kaum Einer genauen Beſcheid, denn die Meiſten waren aus der Umgegend.

Da Alles juſt gewaltig ſchmauſt' und zechte und Keiner mehr fehlte, ſprang der Junker Sarazin mitten auf den Tiſch, daß die Humpen hinpolterten und der Wein nach allen Seiten floß.

Da gab's ein mächtig Gelächter und Geſchrei.

Der Junker Sarazin aber rief, ſein Pfaufederbarett ſchwingend und abbietend: „Still und haltet die Mäuler, Ihr Schelme, Euer Wohlthäter befiehlt's!“

Neues Gelächter erſcholl.

„Wart' ich will Euch Eueren Herrn verlachen!“ fuhr Sarazin drein. „Ihr grundverdammten, frechen Geſellen, wollt Ihr ſchweigen?!“ Zugleich nahm er ſein Pfaufederbarett und ſchlug Mehren tüchtig auf die Köpfe.

„Reißt ihn herunter!“ tobte es. „Er will uns luſtigen Brüdern die weiſen Schädel verklopfen?!“

Etliche packten auch gleich den Tiſch und rüttelten und ſchoben gewaltig.

Der Junker vermocht' ſich kaum zu halten und ſchrie: „Wie,

was? Aufruhr gegen Eueren Wohlthäter. Halt' ein, ſag' ich, Ruh' und laßt einen Ehrenmann reden! Ruh' oder ich hau' Euch über die Buckel, Ihr undankbares Schelmenpack und laß Euch hinaushetzen! Dann ſchaut, wo Ihr Hunger und Durſt ſtillt, wann ich meine Hand von Euch zieh'!"

Ein grauenhaftes Hohngelächter ſchlugen die wildluſtigen Herren auf.

Aber Junker Sarazin ſtand wieder feſt, die Beine ſtreckt' er weit aus, dehnte beide Arme und rief: „Ich ſegne Euch! Das heißt, Ihr ſeid des Himmels gewiß! Wo nicht, ſo gehört Ihr Alle dem Teufel:

„Heiſa! Iſt ſo grün das junge Leben
Und ſoll ich ſchon zu weinen anheben?
Vor dem Teufel beben,
Kein' Freud' mehr erſtreben?
Hurrah, heiſa!"

„Gelt, das iſt ein Sprüchlein. — Was ſchreit Ihr nicht! Gleich ſchreit, Ihr Schelme: Hoch der Junker Sarazin!"

Ein ungeheueres Hoch brauſte auf, in das Hundegeheul und Gebell einſtimmte.

„Nun merkt auf," rief Herr Sarazin, wie ich ſo plötzlich zu Pracht und Wohlſtand gelangt bin, daß ich einen großen Herrn vorſtell' und ſolch' gute Meng' Schmarotzer und Heuchler ernähren kann! 's iſt Alles vom Herrn Berthold dem Speirer — der hat mir ſo viel Baarſchaft verabreicht, daß ich meinen frommen Augen ſelber nit traute!"

„Alſo Ihr ſeid's doch geweſen, dem er nachgejagt bis in's ewige Licht hinein?" erſcholl es unter Gelächter.

„Allemal!" rief Herr Sarazin.

Er hob einen Humpen auf, trank ihn leer, dann ſchleuderte er ihn über alle Köpfe weg an die Wand, daß er in tauſend Stücke zerſprang und unter die Hunde hinein, die ein furchtbares Gebell aufſchlugen. Dann fuhr er fort:

„Alſo iſt der Herr Berthold ein Ehrenmann, denn er hat mir's aufgedrungen; das mögt Ihr hier erſehen!“

Er las die Urkunde unter großem Zujauchzen vor.

„Nun ſeht Ihr alſo, aus was Abſicht er mir unter die Arme griff. Nicht etwa, damit ich ſchlemme und praſſe, nein, daß ich die Schulden meines Bruders bezahl', mich ſodann in's Geiſtliche zurückzieh' und in ein Kloſter geh'! Das will ich auch und hätt's ſchon längſt gethan, ſo Ihr nicht wär't. Denn unter Euch Schelmen erſtirbt mein guter Wille. Ich hab' wohl geſagt:

„Iſt ſo grün das junge Leben
Und ſoll ich ſchon zu weinen anheben?
Vor dem Teufel beben,
Kein' Freud' erſtreben —?“

„Das war aber nur Einblaſung des Teufels! Es taugt Nichts, ſag' ich Euch! Das Banketten und Getob' lenkt ab vom Himmelspfad und geht die Seel' unrettbar verloren. Denn, ſagt der Pater Reimarus, ſind wir weiters nicht auf der Welt, vonwegen daß wir völlern und praſſen, ſondern mehr daß wir ehrbar faſten und beten. Oremus, ſagt er, ſonſt geht ein Gericht über Euch! Und wann Ihr im hölliſchen Pfuhl erwacht und meint, alſobald ſtünd' ein Humpen Wein vor Euch, ſo iſt das Alles nicht Wein, vielmehr lauteres Flammenwerk, das Ihr hinuntertrinken müßt, daß es Euch den Leib ausbrennt! Und ſo geht's dann die ganze Ewigkeit. So ſpricht der Pater Reimarus! Wo wär' dann Derjenige, ſo nicht in ſeiner Seel' zerknirſcht würde und ſich in das Geiſtlichere hinübermachte? Ich ſag' Euch, Ihr ſchelmiſches Pack, Ihr Schlemmer, folgt mir nach, denn ich bin der beſten Vorſätze voll! Nächſt werd' ich wohl etwan gen Jeruſalem fahren und Loſament nehmen in einem alten Ölbaum oder einer zerfallenen Mauer als ein Einſiedler und heiliger Mann, auf daß die Menſchen in Andacht zu mir kommen, denn dieß Schelmenleben hab' ich ſatt! Alſo folgt mir nach und ſeht zu, daß Jedwedem ein Ehrenmann ausantwortet ſeine dreihundert Goldgulden, damit Ihr ein Zehrgeldlein habt

und ich nicht für Euch zu ſorgen hab' — alſo thut nun Buß' und nehmt Euch das Beſte vor, dann kommt mein junkerlicher Segen über Euch!" Er breitete ſeine Arme wieder weit aus, während ein mächtiges Gelächter aufſchlug.

„Heiſa!" jauchzte er dann, wieder einen Humpen faßt' er mit beiden Händen, leerte ihn, mittlerweil' er mit dem linken Fuß auf den Tiſch ſtampfte, dann ſchleuderte er den Humpen in die Luft: „Hurrah!" polterte er und fing ihn mit dem Knauf des Stoßdegens auf.

Donnernder Beifall brach auf's Neue los.

Herr Sarazin wollte vom Tiſche ſpringen. Er hielt aber ein.

„Halt, Ihr Herren!" rief er. „Das Beſte hab' ich vergeſſen. He da, herbei, Herr, Knecht und Dirne, ich zeig' Euch was! Aber ſchlagt mir vorerſt ein Kreuz, daß Ihr nit behext werdet!"

Er zog das Männlein mit der Kapuze aus dem Sack.

„Seht Ihr? Das hab' ich Herrn Berthold entführt — was iſt das? Da ſtaunt Ihr? Das iſt ein Wettermännlein!"

„Ein Wettermännlein —!?" kam's von allen Seiten. Herrn Sarazin's Genoſſen lachten laut auf.

Klaus, der alte Schloßhüter, aber rief: „Das iſt ja gefährlich Ding und heißt Gott in's Handwerk greifen!"

Er ſchlug ein mächtiges Kreuz und die Roſen-Maria, die Brigitt' mit dem Goldhaar und die Schwarzbeeraugen-Liſe folgten ſeinem Beiſpiel.

„Allemal griff's in Gottes Handwerk," warf der Junker dem Klaus zu, „wenn's nur ſo wär'. Vermöcht' aber das Männlein was, da hätt's dem Herrn Berthold Keiner verkauft, und ſelbſt hätt' er's ſicher nit erfunden! Da braucht's wohl einen andern Kopf, als ſeinen!"

„Kann ſich auch verſtellen!" fiel Klaus ein.

„Schweig' und laß dem Herrn Berthold ſeine Ruh'," rief Herr Sarazin, „hab' ihm Schabernack genug geſpielt! Der hat mit dem Wetter Nichts zu ſchaffen, nicht ein Tröpflein Regen kann

er herzaubern und kein' Funken Blitz! Oder kann er was? He da, Männlein, sprich! Blitzen soll's! Laß blitzen!"

In dem Augenblick fuhr es wetterleuchtend über den dämmerigten Himmel.

„Alle Heiligen!" rief Klaus und bekreuzte sich wieder. Die Dirnen deßgleichen. Die Anderen wandelte auch ein Grauen an.

„Seid Ihr von Sinnen," zürnte Herr Sarazin, „daß Ihr vor dem Zufall bebt? Ihr seid ein abergläubisch Volk!"

Er sprang vom Tisch.

„Verderbt etwan den guten Muth! Fort da, Ihr Dirnen und schafft neue Speis'! Heraus mit den Fasanen!"

Die Knechte und Dirnen flogen durcheinander und in kurzer Zeit saß Herr Sarazin wieder unter seinen Genossen.

Das Männlein ging von Hand zu Hand, drückt' ihm Einer um den Anderen die Kapuz' auf und nieder mit viel Spott und Geschrei, und so oft es über den nächtlichen Himmel glomm, jauchzte Herr Sarazin laut auf und höhnte: „Dank für Licht, Herr Berthold, nur so fort!"

So wie an dem Abend war im Schlößlein in der Isar-Au nie getobt worden.

Die zur Stadt heimkehrten, blieben außerhalb stehen. Wieder Andere, nächst der Isar, hatten den Lärm schon lange vernommen, sich allgemach gleichfalls in die Nähe gezogen, und so standen Ihrer eine gute Zahl außen. Die hatten Alles gehört und mit eigenen Augen gesehen, wie es plötzlich über den Himmel fuhr, als der Junker, wie zum Spott, das Männlein beschwor.

Da wurden viele Reden wach.

Der Klaus mischte sich wohl auch drunter und machte Herrn Berthold dem Speirer Nichts gut. Als aber die Rede unter dem Volk darauf kam, die Sara am Radlsteg hab' schon oft gesagt, es verirr' sich vielleicht Einer nach München herein, der in solcher Angelegenheit gefährlich sei, ward die Sache immer ernster. Die in die Stadt zurückkehrten, schüttelten die Köpfe ansehnlich und thaten nach bestem Gewissen, so sie überall offen ihr starkes

Bedenken ausſprachen. Alſo ſtanden ihrer bald viele Menſchen auf der Iſarbrücke, das Einlaßthörlein hatte keine Ruh' und gab da ein verhängnißvolles Wort das andere.

Im Schlößlein in der Iſar-Au war's mittlerweil' ſtets höher hergegangen. Da konnte gar Mancher den Humpen nicht mehr heben und wollte dahin und dorthin, um eine Weile zu ſchnarchen.

Aber Herr Sarazin ließ das nicht zu.

„Schlafen wollt Ihr?" höhnte er. „Sitzen geblieben! Ich mach' mein Hausrecht geltend, jetzt kommt der Kettentrank, wißt Ihr's? He da, Liſe, her mit der Schnur! Faßt ſie nur an! Das ſind mir koſtbare Geſellen! Mehr werth, denn Perl' und Edelgeſtein! Heiſa, das gibt ein treffliches Halsgehäng'!"

Dagegen durfte zu jener Zeit kein Zecher was haben.

Des Junkers Befehl ward bald erfüllt.

Die Schwarzbeeraugen-Liſe flog daher, und trotz Geſchrei und tollem Wehren ward die Schnur durch alle Ohrenringe gezogen. Der Junker Sarazin aber knüpfte die zwei Enden zuſammen. Da konnte Keiner mehr vom Tiſch. Jetzt war die Angelegenheit erſt ganz im Tollen, und möcht's nicht zu ſagen, was Geſchrei, Streit und Gewieher war, und das Gebell der Hunde dazu, viel Lärm der Vögel hinwieder — der Bär brummte auch drein, daß ſie ihn nicht ſchlafen ließen — kurz, jedem Chriſtenmenſchen mußten die Haare zu Berg' ſtehen, ſo er von draußen das gottloſe Treiben wahrnahm.

Der Junker Sarazin war aber unter Allen ſtets der Tollſte und lärmt' und tobt' und höhnte auf alle Welt. Zuletzt kam er gar auf den Herzog. Den nahm er hart mit. Das gefiel den Geſellen, daß ſie jauchzten, alſo kam dem Sarazin ſtets beſſerer Muth, bis er zu ſingen begann und mit trunkener Stimme losbrach:

„Gibt der Herr Johannes Schutz,
Thu' ich ihm Spott und Trutz,
Und der Herr Berthold
Gibt mir das ſchöne Gold!
Ha, ha, ha, heiſa!

Wär' nur der Herzog da!
Iſt gar ein milder Herr,
Straft nie ſchwer, nie ſchwer,
Herzog Johannes kommt herfur,
Habt uns All' an der Schnur!"

„Preiſt mich nicht zu mild, Übermüthiger!" kam es in mächtiger Stimme vom Pförtlein her, und Herzog Johannes trat in den Hof. Hinter ihm raſch trat Herr Berthold der Speirer ein.

Alle wandten die Köpfe und ſchauten voll Schrecken dahin.

„Beim Henker, der Herzog!" lallte Junker Sarazin.

Er fuhr auf, und die Anderen an der Schnur mußten ſich mit ihm erheben. Da half Nichts.

„Da bin ich!" ſagte Johannes.

„Hoher Herr," ſtotterte Herr Sarazin — „hoher Herr, ich bin wahrlich hoch erfreut —"

„Daß ich komme, wenn Ihr mich ruft?!" verſetzte der Herzog. „Hab' ich Euch endlich an der Schnur, daß ich Euch beim Kopf nehmen kann, Ihr heilloſe Geſellen — Euch zuvor, Ihr kecker, unerhörter Wegelagerer! Macht kein ſo unſchuldiges Geſicht, oder ich geb' Euch einen Hieb, wie einem falſchen Hund, der ſchmeichelt, wann er beißen will!"

„Aber, was that ich denn?" fragte Junker Sarazin.

„Ihr höhnt mich, daß ich's mit eigenem Ohr vernehm', und wagt es noch, zu fragen?" „Doch Nichts davon. Von Anderem, Herr Junker! Habt Ihr nicht Herrn Berthold des Speirer's Gold geraubt!"

„Habt Ihr mich nicht beraubt?" fuhr Herr Berthold ihn an, beide Arme auf den Hüften.

„Das ich nicht wüßte!" betheuerte Herr Sarazin. „Ihr habt mir Alles in Großmuth geſchenkt. Ich wollt's ja gar nicht nehmen, weil's mir kein Menſch glauben möchte, daß Ihr mir aus freien Stücken ſo geneigt wär't? Habt mir auch eine Urkund' ausgeantwortet, trefflicher, junger Herr!"

„Genug der Kühnheit!" donnerte Herzog Johannes. „Glaubt wohl, ſolche Urkund' habe Kraft? Ihr frecher Gauch! Thut Ihr

doch, als wär' die ganze Welt, all' Sitte, Treu' und Glauben, und was ſonſt der Menſch ſchätzt, nur da, um Euch zu Spott und Kurzweil zu dienen. Kein Ohr habt Ihr für Gottes Mahnung und des Fürſten Warnung, der Euch nur zu lang als Gaſt in der Stadt ließ! — Schweigt, ſag' ich, Ihr ſeid ein Schelm, der zu jeder Zeit ſeinen Herrn, alles Geſetz und Gott im Himmel dazu um zwölf Pfennige verkaufen möchte! Aber ich will Euch wohl zeigen, was hie zu Land Brauch iſt, wenn meine Geduld bricht! He da, Knechte!"

Ein ſtarker Zug wohlgerüſteter Knechte rauſchten nacheinander herein, und draußen waren auch noch Mehre. Die waren beritten.

„Ergreift den Junker da!" befahl Johannes, „ich will das Band wohl löſen."

Er zog das Schwert und hieb dicht an Sarazin's Ohr die Schnur entzwei.

„Fort mit ihm in den Falkenthurm! Er kommt nit mehr an's Licht, bis das Geld erſtattet iſt. Es wird ſich wohl was finden. Und mit dem ganzen Gehöfte ſteht Ihr ein. Nicht eines Hellers Werth ſoll mir vertragen werden!"

„Und mein Männlein will ich!" rief Herr Berthold.

Das lag nebſt der Urkunde hinter etlichen Humpen.

„Davon weiß ich Nichts!" fiel Herr Sarazin ein. Einen Blick ſchoß er auf Klaus. Der verſtand ihn wohl. Mit einem geſchickten Griff räumt er Männlein und Urkund' bei Seite. Im Stillen aber ſchwor er Herrn Berthold Rache, da er ſeinen Gebieter entwaffnen und fortführen ſah.

Der Herzog jedoch wandte ſich zu Sarazin's Genoſſen und warf ihnen zu: „Ihr leichtfertig junges Volk, legt Euere Stoßdegen ab und macht, daß Ihr aus dem Gehöfte kommt! Ich verachte Eueren Hohn. Schert Euch fort und geht mir zwo Tage ſonder Waffe, bis ich ſie Euch wieder geb'! Fort, ſag' ich, oder ich laß Euch mit Stöcken hinaustreiben, damit Ihr merkt, was viel ich Euch Ruheſtörer und Schlemmer achte, trotz Euerer Wappenſchilden — und etwan härter ſein kann, als Ihr vermeint!"

Stumm vor Zorn und Schrecken thaten die Herren, wie der Herzog gebot, dann trollten ſie nacheinander hinaus, an Herrn Berthold vorüber.

Der ſtand da, die Arme übereinander, den einen Fuß weit vor ſich geſtreckt, und drohte ein über das andere Mal: „Hat man Euch einmal, Ihr kecken Geſellen? Noch viel zu gnädig für Gemeinſchaft mit dieſem Räuber!“

Dann folgte er Herzog Johannes, der den Hof verließ.

Der Herzog ſtieg auf ſeinen Rappen, Herr Berthold auf ſeinen Apfelſchimmel und trabte hinter Jenem gemach der Stadt zu.

Als ſie am Sarazin vorüberkamen, hielt Herr Berthold ein wenig an, ballte die Fauſt und höhnte ſehr boshaft auf den Junker hinab: „Wie ſteht's nun mit dem Kloſter, du Heuchler? Jetzt magſt dich vom Weltlichen zurückzieh'n und in das Geiſtliche hineinmachen, wirſt Zeit genug haben! Mein Wettermännlein wird ſich auch ſchon finden, verſtanden?!“

„Nur zu Euerem Verderben!“ entgegnete Herr Sarazin. „Ich vertrau' auf Gottes Gerechtigkeit. Ich bin ein Ehrenmann. Aber Ihr ſeid ein Zauberer und Wettermacher!“

„Ha, Ihr Verläumder —!“ rief Herr Berthold, dem Roß die Sporen gebend, damit er dem Herzog nachkäm'. „Das ſoll Euch ſchwer zu ſtehen kommen —“ dabei ſah er um, „habt Ihr's gehört? Schwer, ſag' ich Euch!“

Fort trabte er ſehr ſtolz, beide Ellenbogen auswärts und weidlich auf- und abfahrend auf ſeinem Apfelſchimmel.

So ging's die Iſar-Au hindurch.

Hinterher rauſchten die Wehrleute zu Roß und zu Fuß. Die hatten den Sarazin in der Mitte. Etliche trugen die Stoßdegen der jungen Herren.

Die ſelber trollten in der Ferne weiter dort und dahin.

Im Schlößlein drüben ſchlug manchmal ein Hund an, daß man's herüber hörte.

So war's und ging's gegen die Stadt in der ſchwülen Nacht.

Oft zuckte es über den Himmel — —

6.

Alſo wirklich — er hat ihn in den Falkenthurm geſetzt?!“ ſagte Herr Welſer an der Hausthüre, wo er zur Seite der Barbara, welche eine dicke, rothe, brennende Wachskerze in der Hand hielt, voll Sorgen gewartet hatte. „Alſo wirklich? Und ſeinen Freunden hat er die Waffen abgenommen? So — ſo — das iſt ſicher ein großer Triumph für Euch! Nun, ich wünſch' Glück, Ihr werdet auch wieder zu Euerem Geld gelangen, und die Stadt wird ungemein erbaut ſein, daß der hohe Herr einmal ſtreng einſchritt, das gönnt dem Sarazin Jeder und all' ſeinen Genoſſen.“

„Und mir hat man's zu danken,“ verſetzte Herr Berthold, „denn ich hab' ihm entdeckt, daß die Schelme Abends ein Bankett aufrichten wollten.“

„Sicher verdankt man's nur Euch,“ entgegnete Herr Welſer, „keinem Menſchen als Euch.“

Aber ſo viel Herr Welſer des Lobes voll war, es war ihm nicht halb ſo viel wohl zu Muth. Denn er fürchtete Dieß und Das vom Sarazin, wo erſt Herr Berthold wieder von München fort wäre.

War Herrn Welſer's Freude nicht ſorglos — deſto reiner war die Freude der Barbara.

„So leuchtet doch,“ ſagte Herr Berthold, „und laßt mich in's Haus —“ dabei drängte er ſie nicht gar zu fein bei Seite.

„Ach, lieber junger Herr,“ entgegnete ſie, „verargt mir doch nicht, daß ich vor großer Freude kaum ſprechen kann! Wie war ich für Euch in Sorgen und wie hab' ich für Euch gebetet, Ihr glaubt es gar nicht! Aber ſeht, ich hab' Euch vom erſten Augenblick an in beſondere Neigung genommen, und Euere Schweſter könnt' Euch nicht mehr gewogen ſein!“

„Schweſter!“ fuhr ſie Herr Berthold an. „Mutter müßt Ihr ſagen, ehrwürdige Jungfrau! Laßt mich nur mit dem Gethu'

und Geliebkos' in Frieden, ich kann das für mein Leben nicht leiden —"

Jungfrau Barbara wäre beinahe nebst ihrer rothen Wachskerz' umgesunken, so fuhren Herrn Berthold's Worte in ihr schwärmerisches Herz. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und blieb einen Augenblick stehen. Wer sich aber nicht nach ihr umsah, war Herr Berthold. Er eilte, oft stolpernd, die Treppe hinauf, Herr Welser hinter ihm drein.

„So habt nur Geduld, junger Herr!" rief Letzter, „sonst stoßt Ihr Euch wieder an!"

„Meinethalben!" antwortete Herr Berthold, riß die Thür an Herrn Welser's Zimmer auf und stürmte hinein.

„Aber, was habt Ihr denn? junger Herr," sagte Herr Welser hochathmend, „jetzt haben wir kein Licht."

„Meinethalben!" rief Jener. „Herr Welser, jetzt will ich Euch was sagen. Ich hab' satt. Schafft mir Ruh' vor Euerer Bas', daß sie mich nicht so mit ihrer Lieb' verfolgt, sonst bleib' ich meiner Seel' keine Stund' mehr in Euerem Haus!"

„Aber mißversteht's doch nicht," bat Herr Welser, „Ihr werdet doch nit glauben, daß sie —"

„Ich glaub' gar Nichts," fiel Herr Berthold ein, „aber ich kann das Gethu' nicht leiden!"

„Dürft aber sicher sein, daß es nur Diensteifer ist und die Barbara eine ehrwürdige, tugendhafte Jungfrau —"

„Was geht das mich an," rief Herr Berthold noch gereizter, „meinetwegen ist sie noch einmal so ehrwürdig und tugendhaft, ich kann's einmal nicht leiden, sag' ich! Donnerwetter!"

Die Jungfrau Barbara kam so eben voll Furcht zur Thüre herein, um die Lichter anzuzünden.

Herr Berthold scheute sich nicht, noch ein Wort des Mißvergnügens von sich zu geben, ging an's Fenster, riß einen Flügel auf und legte sich, die Beine gespreizt und den Kopf auf beiden Ellenbogen, hinaus, während er Herrn Welser und der Jungfrau Barbara den Rücken kehrte.

Herr Welſer warf einen halb unmuthigen Blick auf ihn. Derlei hätte er ſich von Keinem ſo leicht gefallen laſſen. Aber der Herr Berthold, ſein reicher Vater, und noch manches große, einträgliche Geſchäft, das Alles war zu bedenken. Er ging alſo langſam auf den Tiſch zu und zündete ſelbſt die Lichter an. Denn Jungfrau Barbara vermochte es nicht. Mit unglückſeligem, zerſtörten Angeſicht ſtand ſie da und ſtarrte bald Herrn Berthold, bald Herrn Welſer an. Der gab ihr ein ſanftes Zeichen, ſich zu entfernen, und da ſie nicht daran wollte, trat er vor ſie, klopfte ihr freundlich auf die Schulter und drängte ſie gelaſſen fort. Dann öffnete er die Thür und ſchob ſie ſanft hinaus, während er, mit einem Blick auf Herrn Berthold hinüber, ein paar Mal auf die Stirne tippte, um ihr begreiflich zu machen, ſie dürfe ihm Nichts in Übel nehmen.

Jungfrau Barbara war aus dem Gemach, ſie wußte nicht wie.

Raſch, aber leiſe, ſchloß Herr Welſer die Thür und ging, die Hände reibend, ab und zu.

Der Herr Berthold aber wandte ſich ein wenig und fragte herein: „Iſt ſie fort?“

„Iſt gerade wieder hinaus,“ ſagte Herr Welſer.

Er blieb, halb abgewendet, am Tiſche ſtehen und putzte langſam ein Licht, obſchon es hell genug brannte. „Indeſſen,“ ſetzte er bei, indem er zu Herrn Berthold erzwungen lächelnd hinüberblickte, „indeſſen weiß ich nicht, ob ich mich ſonderlich geſchmeichelt finden mag, daß Ihr meiner Baſe ſo wenig Achtung erzeigt. Es kann wohl ſein, daß ſie ihren Eifer für Euer Wohl zu offen zeigt. Selb iſt aber doch immerhin beſſer, als ob ſie Euch in irgend einer Weiſe wider die gute Sitte fehlte, und ſich etwan ungeſchlacht erzeigte!“

„Soll das etwan ein Stich ſein?“ verſetzte Herr Berthold.

„Auf wen —?“ fiel Herr Welſer ein, befürchtend, er habe doch zu viel geſagt.

„Auf mich! Schier kam's mir ſo vor,“ entgegnete Herr Berthold, das Fenſter ſchließend.

„Da ſeht, was Ihr Alles herauszufinden vermögt," ſagte Jener einlenkend. „Ihr ſeid doch ein recht ſcharfer Kopf!"

„Ja, was ſcharfer Kopf," verſetzte Jener, „mein Kopf iſt ſchon ſcharf, aber wenn mir die fünfzigjährigen Jungfrauen mit der brennenden Lieb' kommen, da verbrennt mir vor Zorn mein ganzes Gehirn!"

„Ah ſo, jetzt verſteh' ich!" ſagte Herr Welſer, ein äußerſt pfiffiges Geſicht machend und freundlich mit dem Finger drohend. „Wenn die Barbara ſtatt fünf und fünfzig fünf und zwanzig Jahr' zählte, hättet Ihr nicht zum Fenſter hinausgeſchaut."

„Das verſteht ſich!" rief Herr Berthold.

„So, ſo, ſo!" ſagte Herr Welſer und lachte dem Anſcheine nach recht herzlich. „So, ſo, ſo! weil man's doch weiß! Da ſeht einmal! Ei, ei! Nun ſetzt Euch nur her, trinkt ein Glas Cyprer und eßt Etwas! Ihr ſeid wohl hungrig und durſtig."

Er wollte einen Stuhl holen.

„Laßt nur, ich nehm' ihn ſchon ſelbſt," ſagte Herr Berthold, zog den Stuhl her, ſtellte ihn mit einem Stoß zurecht und ſetzte ſich.

„Aha, da ſind Melonen, das iſt recht, ich ſag' Euch, über die böhmiſchen Butterkrapfen, einen guten Hecht und eine ſchöne Melon' geht mir Nichts."

Herr Berthold ließ ſich's trefflich ſchmecken, und ſo er einſchenkte und zuſah, wie der feu'rige Cyprer in's Kelchglas rann, ſagte er ein um's andere Mal: „Der Sarazin, nun, Der wird eine Wuth haben. Ich möcht' den Geſellen ſehen, wie er im Falkenthurm ſitzt, der Räuber, der Schlemmer! Ich will nur ſehen, ob ich mein Geld bekomm' und mein Wettermännlein. Na, die Wuth, wenn ſie ihm ſein Schlößlein räumen — na, die Wuth —!" So ging's bis ſpät und ward dem Herrn Berthold recht wohl zu Muth von wegen Herrn Sarazin's. Herrn Welſer aber nicht ſo faſt.

„Jetzt geh' ich zu Bett," ſagte der junge Herr endlich: „Gut' Nacht!" Er nahm ein Licht vom Tiſch. „Beibt nur, ich find' mein Gemach wohl!"

„Wünſch' wohl zu ruh'n!" entgegnete Herr Welſer — —

Als Herr Berthold über das Fletz ging, den Kopf ein Weniges ſchwer vom vielen Cyprer, blieb er plötzlich ſtehen.

Er ſah was Weißes, konnt's aber nicht erkennen.

Da er, mit beiden Beinen ein Weniges wankend, das Licht weit hinaus hielt und mit halb offenen Augen ſchief hinſah — da war's ihm plötzlich klar. Das Weiße war die Jungfrau Barbara, die längſt in großer Finſterniß gewartet hatte, um ihn noch einmal zu erblicken.

„Ihr ſeid's?!" lallte Herr Berthold, und es gab ihm einen Riß, daß er faſt das Gleichgewicht verlor.

„Ja, ich bin's — Ihr werdet Euch doch nichts Schlimmes denken," flehte ſie, „ich wollte Nichts — als Euch betheuern, daß Ihr mich doch beleidigt habt —"

„Jetzt ko — kommt ſie gar im Nachtgewand! Heb' dich weg! We — weg, ſag' ich, du, du — überreifes Geſpenſt!"

Jungfrau Barbara ſtand da, wie verſteinert. Herr Berthold aber ſchlug einen Fuß um den anderen, bis er in ſeinem Gemach war. Da gab er der Thüre mit dem Fuß einen Ruck, daß ſie in's Schloß fiel.

„Die muß u — ungeheuer in mich ver — verliebt ſein!" — lallte er. „Am Ende mö — möcht' ſie mich noch gar heirathen — da — das wär' das Wahre —"

Zugleich ſtemmte er beide Daumen an und ſchob den Riegel vor.

7.

Die Zweifel des Stadt-Unterrichters, Herrn Corbinian Roſenbuſch, waren, wie Jeder glaubt, verſchwunden, die nöthigen Winke gegeben, Herrn Berthold's wildes Benehmen von der rechten Seite aufzufaſſen, und weiters gemeſſene Befehle ertheilt worden.

Als Herr Corbian Roſenbuſch, ihm zur Seite ſein Geheimſchreiber, Herr Heller, mit den vielen Runzeln zwiſchen den Augenbrauen, ſtechenden Blicken und die Unterlippe äußerſt heldenmäßig und reſolut über die obere geſchoben, das Schlößlein in der

Isar-Au durchsucht hatte, standen sie und sahen einander mit großen Augen an.

„Vom Gold, Wettermännlein und der Urkunde keine Spur —“ sagte der Unterrichter. „Hm, hm, hm, das ist sehr befremdlich, Herr Heller!“

„Und beim Junker Sarazin hat sich auch Nichts gefunden —“ setzte Herr Heller hinzu. „Das ist wieder sehr befremdlich!“

„Alle Zeit ist das wieder sehr befremdlich!“ kam's entgegen. „Sintemalen nunmehro von geraubter Sach' Nichts vorfindlich, also wird sich derohalb an Schlößlein, Bär, Hund, Pfau, Hirschgehorn, Trutthähn und was sonst wild oder zahm vorfindlich, zu halten und somit sammentliche Habschaft als lebendig und nicht lebendig bis zur Vollführung des beginnenden Rechtsstreites fest zu versiegeln sein.“

„Sothaner Rechtsstreit jedennoch nicht so überaus schnell zu entscheiden sein dürfte,“ setzte Herr Heller hinzu, „als der Herzog und manch' andere des Rechts unkundige Persona zu vermeinen geruht, sintemalen —“

„Weiß Alles,“ fiel Jener ein. „Hm, hm, das ist eine äußerst schwierige und ansehnlich verwickelte Angelegenheit! Sind auch gleich vordersamst drei harte Punkt' auszuschlichten; erstlich was den Beweis der That anbelangt, da sich keines Ortes das Gold vorfind't! Item es wird der Junker fest läugnen und den Beweis unsererseits erwarten. Den Herrn Berthold dürfen wir aber keineswegs in eigener Sach' zum Schwur lassen. Die Urkund' ist auch nicht vorhanden. Setz' ich aber, sie käm' noch zum Vorschein, und ich sagte: Die Urkund' beweist, und Ihr habt schon selbst bekannt, daß Ihr das Gold empfangen — wird der Junker Sarazin sagen: Das war Nichts denn Scherz und lustig Schimpf, wo ist dann dasjenige Geld, davon in der Urkund' steht? Ich hab's nicht und ist Nichts vorhanden! Also ist das pro secundo eine sonderliche und ausnehmend verwirrte Quaestio und Angelegenheit. Für's Dritte handelt es sich um von wegen der Hund', Bär', Vögel, Reh' und was sonst fressend ist und sicher Hunger stirbt,

wenn wir die Verſieglung vornehmen und das Gehöft ſchließen. Denn, wie Ihr, Herr Heller, wohl bemerkt, dürfte ſothaner Rechtsſtreit keineswegs ſo bald zu reifer Erledigung kommen, vielmehr ſonderliche Zeit verrinnen, bis daß wir zu einem ſattſamen Spruch gelangen! Iſt demnach pro tertio neue Verwirrniß da. Dürfte demnach von ſolcher Schließ- und Verſieglung bis auf Weiteres Umgang genommen, die Beſatzung hierorts belaſſen werden, die Fütterung aber auf Klägers, des Herrn Berthold, Koſten vorzunehmen ſein, all bis durch Rath und Gericht, weitere Verhandlung von beiden Theilen, auch die und jene Anfrag' bei Herzog Johannes ein Sicheres in gegenwärtiger Angelegenheit zu ermitteln ſein möchte. Befehl' Euch ſofort, Klaus, dem Vogt des Schlößleins, Ihr ſollt dasjenige Futter, was zur Hand iſt, an das vierfüßige Gethier und das Sonſtige, was Vogelwerk iſt, vorderſamſt verwenden — bei beginnend und anſcheinendem Mangel aber, mir, dem Stadt-Unterrichter, weiters Meldung thun. Sage ich, damit wir von dem Kläger respective Damnificaten, Herrn Berthold dem Speirer, ein ſolches Geldlein erheben, daß denen Thieren kein Abbruch und Schaden, oder aber Hungertod erwachſe." Dazu runzelte der Herr Unterrichter ſeine Stirne gewaltig. Herr Heller aber die ſeine nicht minder.

Drauf verließ der Herr Unterrichter das Schlößlein und ging langſam gegen die Stadt zurück, benebſt ſeinem Schreiber, mitten durch viele Leute hindurch, die mitgekommen waren und Hüte und Mützen ehrerbietig zogen, worauf er ſehr gnädig dankte — der Herr Heller deßgleichen.

Und da der Erſte das breite Sammtbarett abnahm, weil es ſehr heiß war und es des Sonnenlichtes wegen ein Weniges über die Augen hielt, that Herr Heller wieder deßgleichen.

Alſo ſchritten ſie der Iſarbrücke zu, hinterdrein, raunend unter einander, die Leute aus der Stadt — —

8.

Es war ſpät Abend überall ein Gehen, und Reden und war etwas Unheimliches unter'm Volke los. Wußte aber Niemand beſtimmt, was — und wo es hinaus wolle.

Im ſchwarzen Strauß nächſt St. Peter hatten ſich ſeit Langem nicht ſo viele Geſellen eingefunden, als zu der Zeit. —

Beim Rainer im Thal aber wimmelte es von Bürgern.

Da war der Sache ſchon beſſer auf den Grund zu kommen und lebhafter, verwegener Verkehr zu treffen. Es handelte ſich aber um den Sarazin. Sicher war Dem Keiner geneigt. Wie's aber wunderſam wechſelt in des Volkes Sinn — weil Herr Berthold der Speirer unheimlich und in zauberiſchen Dingen anrüchig geworden war, ſo kam der Junker mit einem Mal in ein beſſeres Licht, obſchon er um kein Haar breit beſſer wurde, ſo etwan auch der Herr Berthold das Wetter machen konnte.

Darüber aber waren die Wenigſten mehr im Zweifel.

Klaus, der Vogt des Schlößleins in der Iſar-Au, hatte im ſchwarzen Strauß und beim Rainer das Reden und Schüren nicht geſpart, das Wettermännlein Jedwedem vorgezeigt und manch' grauenhafte Mähre erzählt, ſo der Junker Sarazin aus Briefſchaften von Frankfurt her über Herrn Berthold vernommen habe. Gar hatte er auch der alten Sara am Radlſteg einen Beſuch abgeſtattet und ihr ſo viel mitgetheilt, daß Die laut verkündete, es ſei ein Wettermacher in der Stadt.

Die Kunde brachte juſt Einer in die Zechſtube, als Klaus die Bürger hetzte.

Kaum war der Andere mit der Nachricht zu Ende, ſo ſtieg Klaus auf den Tiſch und rief:

„Bitt', daß Ihr meiner Kühnheit vergebt! Aber Treue für meinen Herrn und gemeinſamer Nutz befiehlt mir, daß ich red' und ſpreche! Denn große Gefahr iſt über unſeren Häuptern, und iſt ſelber unſer Aller Herr, der Herzog Johannes, nit ſicher!

Selbiger Herr Berthold ist sein Feind so viel, daß er uns Allen zu München abhold ist — voraus aber meinem Junker! Wo ich's Euch sag'! List, Trug und die Bosheit des Teufels ist in demselben Berthold vereint! Ihr sagt wohl, mein Junker hab' ein unchristlich, scharfes Leben geführt — aber, frag' ich, weiß Einer, was ich weiß? Weiß Einer, daß mir Herr Sarazin oft klagte, wann ich ihn zu besseren Wegen ermahnte: „Klaus, ich möcht' wohl, aber ich vermag's nicht! Mir ist, als ob's mir angethan wär', und wann ich denk', jetzt ist dein Geld zu End' — und fangst ein besseres Leben an, reizt mich der Teufel von Neuem zum bösen Leben, weil mir unversehens wieder Geld zufließt, daß ich nicht weiß, wie und woher!" So sprach mein Herr gar oft. Merkt Ihr was? Da steckt Herr Berthold der Speirer dahinter, und weil sich nun mein Herr, wie Ihr Alle wißt, hübsch ruhig verhielt und in sich ging, da dachte wohl der Herr Berthold, das dürf' nicht so bleiben, und ist selber in die Stadt gekommen! Nun aber will er behaupten, mein Junker habe ihm sein Geld geraubt. Das ist schwarze Teufelslüge! Hier ist die Urkund', daß er ihm das Geld frei gegeben hat. Glaubt Ihr, Herr Berthold hab' sich berauben lassen, da er doch bewaffnet aus dem Hause rannte? Das ist Alles List und Trug, um den Junker Sarazin zwiefach zu Grund' zu richten! Die Urkund' gab er ihm, daß er sich rein wasche von Verdacht! Merkt Ihr's? Sein verzaubert Gold aber drang er ihm auf, damit er ihn auf's Neue zu tiefst in Schlemmerei stürze — und drauf erst schuldigt er ihn des Raubes an, damit ihn der Herzog überfalle und ihn einkerkere! So ist's und anders nit, Ihr Herren! Glaubt Ihr denn, daß mein Herr vor so trefflichen Stadtgenossen und Bürgern, hohen Stadtobristen und dem frommen Herzog mit freiem Willen solch ein Leben führ'? War er nicht dazu gezwungen und könnt' nicht anders?! Soll er etwan allein aus der Art schlagen mit freier Seel', wo doch seine ganze Verwandtschaft auf guten Pfaden verweilt? Sein Bruder ist ein frommer Mann allhier, und ist ihm Jeder geneigt, sein Oheim sitzt zu Fulda und ist ein richtiger Chorherr, und seine Schwester

tragt den Schleier und iſt eine tugendſam gottſelige Jungfrau! Alſo wär' er allein der verlor'ne Sohn?! Scheint nit wohl, weil da in der Urkund' ſteht: „weil mein Herr in's Kloſter zu gehen geneigt ſei, alſo woll' ihm Herr Berthold unter die Arme greifen." Seht Ihr nun, was das heißt? Das heißt: Meinen Herrn lockte er zu ſich, und der ſagte: „O fremder, junger Herr, wie gern eröffne ich Euch mein Herz! Seht, ich war ein wüſter Geſell, aber ich möcht' mich in das Geiſtliche zurückziehen, käm' ich nur mit Ehren weg vom Weltlichen!" Da drang ihm der Andere das Gold auf, wußt' aber wohl, wie er's anſtell', daß der Junker nicht an's Schuldenzahlen dächt', ſondern daß ihn das verzauberte Gold zum Schlemmen und all' ſonſtiger Teufelsluſt reizen würde. So verhalt ſich's, und ſolch' Narr iſt Keiner unter uns, daß er das nicht erkennen möcht'! Denn, ich frag' Euch, iſt es ſo gekommen oder nicht? Iſt das noch menſchlich geweſen, wie er geſtern gehauſt hat? Nein, ſag' ich ſelber, nein! Das war unmenſchlich und übernatürlich. Nun aber ſitzt mein Junker im Falkenthurm und leid't Verfolgung, Schmach und Hohn! Iſt das recht?"

Ein großes Gemurmel erfolgte.

Klaus aber fuhr fort:

„Der Unſchuldige ſoll das Opfer ſein, der Thäter aber den Sieg davon tragen, uns Alle verſpotten und etwan den Herzog Johannes ſelber noch verwirren, wie meinen Junker? Nein, befreien ſollen wir ihn, befreien den Sarazin, und dem Berthold ſollen wir die Höll' heiß machen! Hört Ihr wohl? Er ſoll Regen bringen, dann wird ſich die Sach' allſogleich zum Beweis herausſtellen!"

Das Gemurmel erhob ſich von Neuem.

Klaus aber rief:

„Hab' ich's getroffen? Heiſa, ja regnen ſoll er laſſen, regnen! Da wird ſich's dann wohl zeigen, was wahr ich von Teufelsbosheit und ſeiner Macht geſprochen. Vollbringt er's, iſt dem Land geholfen, der Junker iſt des Feindes los, dem Zauberer aber die böſe Kunſt bewieſen, und wir verbrennen ihn! So er's

aber verweigert und entflieht, dann ist er fort, trifft ihn Bann und Acht in kürzester Zeit und entgeht er dem Tode doch nicht. Mein Junker aber ist wieder aus Teufels Banden, beginnt ein gottseliges Leben, und Jeder von Euch mag sicher sein, daß er seine Schulden zahlt!"

Er konnte kaum vollenden, solch' arges Toben brach ringsum los, und ging's an ein Streiten hin und her, was zu thun sei.

Da stürzten ihrer Mehre herein und riefen: Beim schwarzen Strauß sei die Wuth groß, mit Stock und Kolben seien alle Gesellen bewaffnet und zur That bereit.

Alsbald erhob sich grauenhaftes Geschrei: „Befreit den Junker!"

Hinaus stürmten sie, das Thalbruckerthor hindurch, auf den Marktplatz. Der Gesellen Schaar kam seitwärts von St. Peter her, an die vier hundert Köpfe. Daran schloß sich noch anderes Volk. Das Alles tobt' und brauste im Getümmel durch die Burggasse.

„Was gibt's? Halt da!" donnerten die zwo Soldknechte am Burgthor.

Denen waren die Hellebarden bald entwunden, die Spieße, so da hingen, rissen Andere von der Wand.

So rauschte der ganze Zug mitten durch des Herzogs Burghof zum anderen Thor hinaus mit furchtbar hallendem Geschrei: „Heraus mit Sarazin!"

Als Junker Sarazin den Lärm vernahm, ward ihm nicht sonderlich wohl zu Muth und dachte er: Alljetzt könnte wohl dein letztes Stündlein schlagen, denn Alle sind dir gehässig. Hast ein verteufelt arges Leben geführt, ungerechnet, daß du keiner Zeit deine Schulden bezahlt hast. Das ist eine böse Angelegenheit! Hätt' nit gedacht, daß noch ein solches Schicksal daher käm'.

„Was Teufel," rief er über eine Weile, „das lautet ja ganz anders, als ich vermeinte! Mehr Wunder ist mir noch nit vorgekommen. Ich hab' ihnen allensammt ihr Geld abgejagt, nun ziehen sie daher und wollen mich befreien. Das hat kein Mensch, denn Klaus vermocht! Drauf wollt' ich schwören!"

So eben langte unten der wilde Zug an.

„Was giebt's da?" polterte der Vogt vom Falkenthurm. Er ſtürzte aus ſeiner Herberg' nächſt dem Gefängniß. „Was wollt Ihr? Meines Herzogs Gefangene löſen? Das bringt Ihr nit zu Wegen! Den Erſten, der hinein will, ſchlag' ich zu Boden!"

Dazu holte er mächtig aus.

„Das laßt Ihr bleiben!" ſchnaubte ihn Klaus an, der an der Spitze war. Zugleich fielen ihrer Drei dem Thurmvogt in die Arme und hielten ihn. Klaus aber entwand ihm den ſcharfgeſchliffenen Hetzer und riß ihm den Schlüſſelbund von der Gurte.

„Ha, ihr Schelme — ihr Rebellioner!" ſchrie der Vogt. „Ihr bringt mich um mein Amt!"

„Was da," fuhr Klaus ihn an, „da gilt's was Anderes, als dein Amt!"

Er ſchloß auf, flugs war er im Thurm und donnerte hinein: „Wo ſeid Ihr, Junker?! Gebt Antwort, heraus, ſag' ich, heraus! Wo ſeid Ihr denn?"

Endlich kam er an das rechte Pförtlein und hörte, wie Herr Sarazin rief: „Mach' nur ſchnell auf!"

„Geſchieht ſchon!" war die Antwort.

Das Thürlein knarrte auf.

„Jetzt ſeid Ihr frei, Herr Junker, hab's Euch zugeſchworen und mein Wort gehalten! Verſtand Eueren Blick gar wohl und das Wettermännlein hat ſeine Dienſte gethan. Merkt, was ich ſag'! Ein verführter, heiliger Mann ſeid Ihr, verſteht Ihr, den der Herr Berthold ſchon längſt durch ſein Gold verzaubert und verderben wollte. Verlangt nur, er ſoll regnen laſſen! Alſo wißt Ihr's! Hier iſt eine Waffe! Und jetzt fort!"

„Geh' ſchon!" rief Herr Sarazin und eilte die Treppe hinab.

Mit Jauchzen ward er begrüßt, als er aus dem Thurm trat.

Er aber rief: „Viel Dank, Ihr Herren! Frei bin ich und will Euch wohl beweiſen, daß ich nur verführt war und verzaubert vom Berthold dem Speirer! Weiters bin ich ein gottſeliger Ehrenmann, hingegen iſt der Herr Berthold ein verruchter Zauberer

und Wettermacher! Alſo ſoll er's Euch machen, das müßt Ihr verlangen. Sonſt ſeid Ihr Alle Thoren!"

„Das ſoll er!" tobte es durcheinander.

Der Junker ſah auch alsbald viele ſeiner Freunde wohlbewaffnet um ſich. Die drückten ihm die Hand und ſchürten zumeiſt. Vom Volk aber machten ſich ſchon Mehre auf den Weg zu Herrn Welſer's Haus.

„Halt da!" donnerte eine rauhe, mächtige Stimme — —

Der Stadthauptmann, Jobſt Ottlinger, kam mit einem Haufen Wehrleute von der Burg her.

Was Staunen den Herzog Johannes ergriff, ſo juſt mit dem Ottlinger in Geſpräch begriffen war, als das Volk wüthend und brüllend durch ſein Schloß zog, kann Jeder wohl denken. Er hatte ſich aber raſch entſchloſſen und den Stadthauptmann ſelbſt mit der ganzen Burgwache und einem Zugführer entſendet. Der Ottlinger aber ſollte des Herzogs Stelle vertreten.

Alſo war Der und ſämmtliches Wehrvolk an Ort und Stelle angekommen.

„Was ſoll's mit dem Rumoren, Ihr Ungehorſamen?!" fuhr Herr Jobſt Ottlinger die Menge unmuthig an. „Ruhe! In des Herzogs Namen! Wie könnt Ihr wagen, Den zu befreien? Zurück mit ihm, hat er Euch nit Schaden genug gethan und Gottes Geſetz mit Füßen getreten?"

Gemurmel zog durch die Menge. Herrn Sarazin und ſeinen Genoſſen ward faſt bang. Doch für Nichts. Der Meiſten Sinn war ſchon ganz verkehrt.

Die ſchaarten ſich um den Junker Sarazin und riefen: „Das geht da nicht her, frei iſt er und bleibt frei!"

„Hat Euch Wahnſinn ergriffen?" herrſchte Jener. „Warum ſoll er frei ſein?"

„Weil er verführt und angezaubert iſt," rief Einer, „und der Herzog iſt ſelber in Gefahr vor Berthold, dem Wettermacher! Der ſoll's büßen! Verſteht Ihr, was das heißt? Büßen ſoll er's! Und das gleich!"

Herr Jobſt Ottlinger wandte ſich an den Zugführer. „Eilt zu Herrn Welſer's Haus und ſchützt es —“ ſagte er leiſe, „es könnte Böſes erwachſen. Einen halben Zug laßt hier!“

„Zug ab! Wehr' vor! Ab!“ befahl der Zugführer.

Mitten durch die Menge rauſchten die Soldknechte über den Platz auf die Dienersgaſſe und den Marktplatz zu.

Der Stadthauptmann aber rief:

„Was ſeid denn Ihr für Thoren, oder hat Euch hölliſches Blendwerk verführt, daß Ihr Den unſchuldig nennt? Was, wollt Ihr des Herzogs Vormund ſein? Ihr Übermüthige! Schier wär's billig, Euer Verlangen zu erfüllen und den Schelm frei zu laſſen, daß Euch's in kurzer Zeit wohl genehm wär', wo er wieder im Falkenthurm läg', da er Euch gottsläſterlich traktirte und verhöhnte dazu und Euch das Letzte abnähm'! Aber ſo thun wir nicht. Er geht zurück in's Gefängniß! Hinein da, Junker — weg da, Ihr, oder ich laß die Wehr' brauchen —.“

Mit Gewalt ward der Junker Sarazin in den Thurm gedrängt.

Herr Ottlinger aber fuhr fort: „Ich will Euch in des Herzogs Anſehen greifen! Zurück und kommt ſo nimmer wieder, ſonſt gibt's Blut!“

Wildes Murren erfolgte.

Jener aber ließ ſich nicht irren und fuhr fort: „So bleibt's, und den Herrn Berthold laßt in Frieden! Daß Ihr mir nicht frevelt an dem Mann, deſſen Vater dem Herrn Herzog, Euerem Herrn und Gebieter, zu Dienſten iſt, auf daß er auf ſeine Fauſt und eigene Wiederzahlung Geld erhebt, um Euch vor Wucher zu ſchützen! Dazu hat er das Gold gebracht! Ihr Undankbare! Habt Ihr eine Klag' gegen den Speirer, alſo ſendet Drei ab in die Hofburg! Die ſollen dem Herzog melden und vortragen, was Ihr klagt und verlangt! So hoff' ich, daß Ihr's bedenkt und Folge leiſtet aus Ehrfurcht gegen ihn, den Ihr ſonſt liebt! Und wohl mit Recht! Iſt er doch ſicher zu jeder Zeit auf Euer Wohl und auf Schutz bedacht, und wüßt' nicht, daß er ſeiner Bürger Rebellion verdient hätt'. Schickt die Drei, ſag' ich, und harret

des Entſcheides — wo nicht und wollt Ihr fortrumoren, ſo will ich Gewalt brauchen und Euere Nacken brechen, daß Ihr vermerkt, man ſei ſonſt gütig, aber das Mindeſte nit geneigt, von Geſetz und Anſehen zu weichen und Euch ſchalten zu laſſen, als wär't Ihr die Herren im Land, nit der Herzog! Zehn Mann her da an den Thurm. Wehr' vor, ab!"

Zehn Mann traten vor die Thurmthüre. Der Stadthauptmann wandte ſich gegen die Hofburg, hinter ihm drein rauſchten die übrigen Wehrleute.

Die Menge ſtand einen Augenblick betroffen, und es ward wieder ein großes Gemurmel und Gerede wach.

Bald gab's zwei Theile.

Die Einen wählten drei angeſehene Männer aus. Die ſchickten ſie in die Hofburg und zogen ruhig nach. Des Herzogs kräftig Wort hatte den Theil erſchüttert. Somit merkten des Junkers Helfer gar wohl den wechſelnden Sinn des Volkes und die Macht ererbten Rechtes und alter, geprüfter Gewohnheit.

Standen nun zürnend da, unſchlüſſig, was thun und ob den Streich ein zweites Mal wagen. Dazu entſchloſſen ſie ſich. Denn die größere Menge blieb auf Sarazin's Seite und tobte und lärmte alsbald neu auf; übereins fiel eine Zahl über die Wehrleute her, die ließen die Waffen walten, aber die Menge war zu groß.

Kürzeſte Zeit ſtand es an, ſo war Herr Sarazin wieder frei und zog mit der Menge davon. Die lärmte, bei den Baarfüßern vorbei, über den Platz in die Dienersgaſſe — wie juſt vorher der Zugführer mit ſeinen Soldknechten — und auf den Marktplatz gen Herrn Welſer's Haus.

Davor ſtanden ſchon die Wehrleute, kam auch ſonſt viel Volk dazu und verweilte heraußen und links und rechts in und um die finſteren Bögen.

Das ſah nicht viel geheuer aus.

9.

„Was war denn das?" ſagte Herr Berthold — mit ſeinem großen Kelchglas Cyperer innehaltend, das er gerade an den Mund ſetzen wollte. „Habt Ihr Nichts gehört —?"

„Wohl — wohl hab' ich auch was gehört —," entgegnete Herr Welſer, beide Hände auf den Tiſch und ſich ein wenig erhebend. „Was — was kann denn das ſein — —?!"

Das war juſt, als ſich die Soldknechte vor dem Erkerhauſe an der Roſengaſſe aufſtellten.

Um die Zeit ſaß Herr Berthold neben Herrn Welſer, hatte ſo eben einen äußerſt zornigen Blick auf die Jungfrau Barbara geworfen, die ſich im Zimmer zu ſchaffen machte, und ſtieß das Kelchglas auf den Tiſch, daß es in Scherben fuhr. Drauf erhob er ſich und trat zornig auf das Fenſter zu.

„Was will denn das Volk und die Schaar Knechte?" ſagte er. „Da geht her, iſt's etwan eine Ehrenwache —?!"

„Eine Ehrenwache!" entgegnete Herr Welſer. „Warum ſollte denn — nein, eine Ehrenwache iſt's wohl nicht. Hört Ihr das ſonderbare Gemurmel — öffnet nur das Fenſter nicht! Ich bitt' Euch, nur das Fenſter nicht öffnen, denn —"

„Warum denn nicht?" unterbrach Herr Berthold und ſchloß auf. „Was gibt's denn da unten?" rief er auf den Nächſtſtehenden hinab. Er konnte aber die Antwort nicht deutlich vernehmen, denn das Gemurmel wurde augenblicklich äußerſt heftig.

„Um des Himmels willen, geht doch weg!" flehte Herr Welſer und zog ihn, ſich ein wenig bückend, zurück. „Bei Allem in der Welt reizt nicht, es könnte Etwas los ſein gegen Euch!"

„Gegen Herrn Berthold?" rief Jungfrau Barbara, „gegen unſeren lieben Herrn Berthold?!"

Sie wollte zum Fenſter, um es zu ſchließen.

Herr Berthold aber kam ihr zuvor, warf es zu und drohte:

„Macht uns nicht toll, Jungfrau Barbara, und ſchert Euch um Euere Angelegenheiten, nicht um die meinen! Jetzt wißt Ihr's!"

Wer vor Schrecken beinahe umfiel, war Jungfrau Barbara.

„O Gott!" jammerte ſie äußerſt ſchwärmeriſch und eilte, tief gekränkt und ſehr ſchnell, zur Thüre hinaus. Faſt rannte ſie mit Veit, Herrn Welſer's liebſtem Diener, zuſammen, der hereinſtürzte und faſt athemlos rief:

„Herr, macht Euch auf's Schlimmſte gefaßt! Das Volk hat den Sarazin befreit, ein Theil ſteht unten, der andere kommt gezogen in Wuth auf Herrn Berthold, weil er ſchuld an des Junkers Gefangenſchaft iſt!"

„Da ſollen ſie mir ja danken!" fiel Herr Berthold ein.

„Gleichviel!" entgegnete Jener. „Und dieß iſt nicht Alles. Noch mehr —"

„Noch mehr —?" ſeufzte Herr Welſer.

„Ei was," rief Herr Berthold, „ſtellt Euch nicht daher! Eilt hinab und bringt ihnen Vernunft bei!"

„Das mag ein Anderer wagen!" gab der Diener zurück. „Sie ſagen — zwar weiß ich nichts Genaues — ſie ſagen —"

„Beim Henker, was ſagen ſie denn?" fuhr Herr Berthold ihn an.

„Das wag' ich nicht auszuſprechen —" rief der Diener — „ich will doch erſt ſehen, ob ich etwas Weiteres erkundſchaft'!"

Damit eilte er wieder hinaus.

„Und ich eile zum Herzog," lallte Herr Welſer, „daß er noch mehr Söldner ſchickt!"

Draus war er.

„Da läßt er mich ganz allein!" rief Herr Berthold und ſchritt ſehr entrüſtet ab und zu. Über eine Weile faßte er einen Entſchluß. „Ich geh' auch zum Herzog!" ſagte er.

Er hatte ſich eben entſchloſſen und wollte hinaus, als Herr Welſer wieder zurück kam.

„Ihr ſtürzt mich in's Unglück," rief er, „was wird das noch werden!" Ich war eben unten und ſah, wie ſie den Veit nicht

aus dem Haus ließen — da bin ich umgekehrt! Alle Heiligen, dort, dort kommt die ganze Menge und von allen Seiten ſtrömt's zu! Uns ſei Gott gnädig!"

Mit großem Geſchrei rückten die Schaaren aus der Dienersgaſſe am Fiſchbrunnen vorüber. Viele hatten Feuerbrände, die loderten und praſſelten wild auf in die Nacht, und ein furchtbares Geheul und Getob' war's. Das kam immer näher.

„Aber, was wollen ſie denn?!" rief Herr Berthold. „Ahnt Ihr denn gar Nichts, Herr Welſer?"

„O, nur zu gut ahn' ich's, und Ihr könntet's wohl auch errathen!" ſeufzte er. „Hat Euch denn der Cyprer ganz blind und taub gemacht für ſolche Gefahr! Ihr könnt des Todes ſein!"

„Ich?" fiel Herr Berthold ein. „Ich, Berthold der Speirer, des Todes? Das möcht' ich doch ſehen!"

„Und ich am Ende deßgleichen!" entgegnete Jener. — „Zum Mindeſten kann ich ein Bettler werden. Hab' ich Euch nicht gewarnt, hat Euch der Herzog nicht gewarnt? Was hält ſie ab vom Glauben, ich ſei mit Euch einverſtanden?"

„Ja, aber zu was Ziel und Zweck denn?!" fuhr Herr Berthold zornig auf. „Stecht doch nicht mit der Stang' in den Nebel und ſagt, was los iſt!"

Herr Welſer antwortete nicht, ſondern fiel in einen Stuhl und ſaß, die Hände auf den Knieen, wie todt da.

„Da könnt' Einer den Verſtand verlieren!" rief Herr Berthold. „Wenn nur eine Seel' käm', die mir ſagte —"

Die Thüre wurde ſo eben geöffnet und herein trat ein ſchwarz gekleideter, ältlicher Mann, nicht zu groß, aber hübſch geſund und rund ſah er aus und machte ein gar freundliches Geſicht.

„Wer ſeid Ihr, was wollt Ihr?" fragte Herr Berthold.

Der Mann beugte ſich gegen Herrn Berthold, dann gegen Herrn Welſer und ſprach: „Bedauere, daß Ihr ſo viel Geſchrei und Rumor, auch ſonſtige Anhäufung des Volks an Euerem Hauſe vermerken müßt. Bin deßhalb bereit, das Meinige zu thun, um ſothane Bewegung zu ſchlichten, und bin anticipando auf des

Herzogs Befehl und auf Forderung Derer vom Volk hierher abgesandt. Ich bin der Magister Wilprecht," setzte er hinzu, sich zu Herrn Berthold wendend.

„So — der Wilprecht seid Ihr," sagte Herr Berthold. „Sollt ein ausnehmend gescheidter Kopf sein. Hab' also viel Vertrauen zu Euch, macht nur, daß ich weiß, woran ich bin."

Zugleich bot er ihm die Hand.

„O, Ihr seid allzugütig," entgegnete der Magister, die Hand zurückziehend.

„So sprecht, was wollen die da unten, und was wollt und sollt Ihr?" fragte Herr Berthold um so heftiger.

„Das werdet Ihr — o ja — sicher — o ganz gewiß werdet Ihr das erfahren," versetzte Jener. „O, da hat es gar keinen Anstand. Gleichwohl — nichts desto weniger — Ihr erlaubt mir, daß ich vorderhand noch einige Zeit hier verweile, bis noch ein anderer, gelahrter Herr sich einfindet."

„Noch Einer?" rief Herr Berthold.

„Euch zu dienen, noch Einer!" entgegnete Jener. „Seid mir so geneigt, junger Herr, und verschiebt Euere Neugier bis auf ein so Kurzes und laßt uns von gleichgiltigen Dingen sprechen. Hm, hm — also wär' es — also wär' es wieder recht heiß gewesen heute. Ja, ja, ja. Wahrhaftig, recht heiß. Ei, ei! Ob wohl nun die Hitze noch lange so währen mag?! Was meint Ihr, Herr Berthold?"

„Meinetwegen noch zehn Wochen!" rief Herr Berthold. „Sagt mir lieber —"

„So, so, so, also zehn Wochen —?" versetzte der Magister Wilprecht. „Ei, ei, ei. Das ist aber eine lange Zeit. Möchte wohl gute Kochzeit für den Wein geben — herohingegen aber die Felder vorderſamst desto mehr ausbrennen! So, so, Ihr sagt also re vera, daß es noch an die zehn Wochen heiß Wetter bleibt —?"

„Wer sagt denn, daß ich das sag' —?" fiel Herr Berthold ein. „Bin ich denn allwissend?!"

„Ei, ei, ei, das wohl nicht, nein, nein, allwissend seid Ihr

ſicher nicht!“ ſagte der Magiſter ſchmunzelnd. — „Aber weil wir gerad' ſo zufällig vom Wetter reden, ob ſich ſothanes Wetter bald wenden möcht' oder nicht, das könnte man gleichwohl wiſſen.“

„Sicher könnt' ich's wiſſen,“ fuhr Herr Berthold ihn an, „aber nit ich allein, ſondern Herr Welſer deßgleichen, und Ihr, wie jeder Andere ſonſt nicht minder, anders ich nur mein Wettermännlein hätt'! Wollt Euch's zur Stelle zeigen, damit das Gefrage ein Ende nähm', aber der Sarazin hat mir ja das Männlein geraubt!“

„Und ein zweites habt Ihr wohl nicht —?“ ſagte der Magiſter, die Hände reibend und die grauen, ſtechenden Augen mit den buſchigen Brauen in langſamer Kopfwendung nach rechts und links richtend. Er ſah nirgends Etwas ſtehen. „Hm, hm, hm — der gelahrte Herr, auf den ich warte, läßt aber faſt lange auf ſich warten — ich will doch ſehen, ob er nicht kömmt — wünſche vorderſamſt, nicht geſtört zu haben.“

Er ging auf die Thüre zu.

„Sagt mir nur erſt —!“ rief Herr Berthold und faßte ſeine Hand.

Der Magiſter Wilprecht aber riß ſich blitzſchnell los.

„Ich kann Nichts ſagen —“ betheuerte er, die Hand unbemerkt am Wamſe wiſchend. Der Handgriff ſchien ihm ſehr verdächtig und unheildrohend zu ſein.

„Aber mir ſagt Ihr doch Näheres —“ bat Herr Welſer, der ſich erhoben hatte und nahte — „ich bitte Euch —“

„Kann nicht ſein und weiß auch Nichts,“ entgegnete der Magiſter, mit einem Blick auf Berthold, der zornig im Zimmer auf- und abrannte. Dabei runzelte der Magiſter Wilprecht die Stirne ſehr heftig nnd zuckte mit beiden Schultern äußerſt verhängnißvoll. Nahm hierauf ſchnell einen Weihbrunn an der Thüre, netzte mit zwei Fingern Stirne und Bruſt und ſagte: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

Dann machte er ſich hinaus und lenkte raſch um die Ecke der Treppe.

Als er ſchon halb Wegs unten war, hielt ihn Jungfrau Barbara auf, der er in der Eile das rothe Wachslicht aus der Hand ſchlug, eh' er ſie erkannte.

Es war ganz finſter.

„Hilfe, Hilfe!“ ſchrie der Magiſter, denn er glaubte, Herr Berthold ſtifte ihm Etwas an. Drauf polterte er, ſo ſchnell er konnte, hinab, und da er unten athemlos aukam und ſich an mehren Orten rieb, wo er ſich angeſtoßen hatte, ſo fühlte er über und durch ſeinen ganzen Leib ein ſtarkes Gänſefieber ausgegoſſen. Auf der Stirne aber ſtand der kalte Todesſchweiß.

Solche Angſt hatte ihn überfallen.

„O!“ ſagte er unter den finſteren Bögen zu zwei anderen, alten Herren tretend — „O —! o —! Das ſcheint mir ein entſetzlicher Geſell zu ſein —!“

Jungfrau Barbara war oben im Hauſe noch nicht ganz zu ſich gekommen und ſaß auf der Treppe — als ein langer, magerer, aber faſt knochenſtarker Herr heraufkam, ein Wachslichtlein in der einen Hand und in der anderen den blanken Stoßdegen, den er vor ſich hielt und nach links und rechts leicht hinbewegte, um ſich ſchlagfertig zu zeigen.

„Wer ſitzt da?“ fragte er heftig. Es überlief ihn aber zugleich eiskalt, wie vorher den Magiſter Wilprecht. „Hinweg da!“ Zugleich fuchtelte er gewaltig hinter ſich und ſtürzte die Treppe hinauf. Als er oben war, wiſchte er den Schweiß von der Stirne und lauſchte, ob Etwas die Treppe heraufkomme.

Es kam aber Nichts.

Denn Jungfrau Barbara ſtand unten, wie verſteinert.

Er ſteckte die Waffe ein, klopfte heftig an Herrn Welſer's Zimmer und trat ein.

„Der hochgelahrte Herr Magiſter Wilprecht,“ ſagte er, ſich verbeugend und herumſchauend, „der hochgelahrte Magiſter Wilprecht iſt nicht da — oder aber wieder fort —? Ich werde deßhalb ſo kühn ſein und verweilen, bis er wieder eintreffen wird, ſintemalen wir von etlichen Dingen zu verhandeln haben.“

„Heraus mit der Sprache," rief Herr Berthold, „ich will einmal wiſſen, was das Alles bedeutet, das Rumoren und Gedräng' da unten, Euere wichtigen Geſichter und vertrakten Reden! Gilt's mir oder gilt's mir nicht?"

„Könnte wohl ſein, daß es Euch gilt," entgegnete Jener. „Doch laßt uns von anderen, gleichgiltigen Dingen ſprechen, allbis der Herr Wilprecht wieder kommt. Hm, es iſt jetzt ſpät und noch ſo ſchwül, es war auch heute Tagüber eine wahrhaft große Hitze! Hm, hm, hm, es iſt dieß in der That eine ungemein große Hitze geweſen, dieſe Hitze, heut' den ganzen Tag — meint Ihr wohl, junger Herr, daß dieſe Hitze noch lange ſo fortwähren wird?"

„Alſo kommt Ihr auch auf das Kapitel?!" fuhr ihn Herr Berthold an. „Macht, daß Ihr Euch hinaustrollt, oder ich hau' und ſtech' drauf los! Glaubt Ihr, Berthold der Speirer läßt ſich von Jedem narretheien, der dahereinkommt? Hinaus ſag' ich, und ſchafft Ruh', ſonſt geht's meiner Seel' an Euerem Herzog aus, der mich ſo ſchlecht ſchützt. Der wird weiters keine Fäßlein Gold von Frankfurt empfangen!"

„Sondern ganz was Anderes und Schlimmeres!" ſagte Jener pfiffig.

„Schweigt und geht!" rief Herr Berthold, „oder ich halt' Wort!"

„Um des Himmels willen, mäßigt Euch!" flehte Herr Welſer.

„Seid ruhig," fiel der lange, magere Herr in ſeinem pfefferbraunen Gewand ein, „er wird mir nicht ſo viel anhaben. Wißt Ihr wohl, Herr Berthold, wen Ihr die Ehre habt, vor Euch zu ſehen? Ich bin meines gnädigen Herzogs wohledel, hochgelahrter, wohlweiſer Syndicus, Antonius Egidius Oſterreiter — und wohlgeſchützt durch Amt, Anſehen, auch eigene Hand und Waffe, mehr die ganze Menge da unten! Verſteht Ihr mich? Könnt mir auch ſonſt nicht an, weil ich mehr treffliche Amulette bei mir trag' und umgehängt hab'. Mach' alſo nicht viel Federleſens mit Euch, und ſo Ihr nicht von der Hitz' reden wollt, die Euch, wie Jeder allhier weiß, eine gar gleichgiltige Sach' und Angelegenheit iſt, alſo will

ich Euch wohl gleich den rechten Ruck geben und Euch mit dem groben Kamm über den Kopf fahren! Denn zu wissen, ich bin nicht der Mann, so viel mit sich scherzen läßt und Kurzweil vertragt! Frag' also: Könnt Ihr läugnen, daß Ihr ein Wettermännlein habt, gehabt habt, oder — so Ihr das eine verloren habt durch Raub, List oder weiteren Anfall — frag' ich, ob Ihr nicht ein zweites habt? Oder aber, ob — so Ihr kein zweites habt — beider gar nicht bedürftig seid, sondern entweder ein solches jeder Zeit machen könnt, oder sonst so viel Gewalt habt, daß Ihr gar keines von Nöthen habt? Solches frag' ich Euch, des gnädigen Herzogs Johann wohledel, hochgelahrter, wohlweiser Syndicus, Antonius Egidius Osterreiter, auf daß Ihr gesteht und antwortet, man Euch ein Angebot machen könne — und Ihr weiters aus sonderlicher Gnade mit einiger wenigen, heilen Haut von dannen kommt!"

Das Getümmel auf dem Marktplatze wuchs während der Rede von Augenblick zu Augenblick.

Herr Berthold aber schnaubte den Syndicus an: „Was, so sprecht Ihr zu mir, Berthold dem Speirer? Wär' ich nicht in Herrn Welser's Haus, sondern in Frankfurt, so schlüg' ich Euch den Schädel entzwei und ließ Euch von meinen Roßknechten auf die Gass' werfen, Ihr Großmaul, Herr Egidius Osterreiter! Was glaubt Ihr denn, wieviel ein Mann, den die Fürsten und der Kaiser selber brauchen, auf einen hungerigen Syndicus gibt!"

„Ihr wagt es, mich zu beleidigen?" rief Herr Osterreiter und fuhr sich über die linke Seite des Kopfes, daß die Haare daselbst bergauf standen.

„Den Teufel kümmr' ich mich um Euere Wichtigkeit," gab Herr Berthold zurück, „fort, sag' ich, sonst stech' ich Euch nieder und will meinen Balg wohl theuer verkaufen. Auch ich laß keine Kurzweil mit mir treiben. Jeden, der da herein kommt und mir was anhaben will, renn' ich durch und durch! Habt Ihr's gehört? Jetzt sag' ich Euch nur dieß: Ja, ich hab' ein Wettermännlein gehabt, das hat mir der Sarazin geraubt. Weiters hab' ich keins,

kann auch keines machen! Hätt' ich's aber, so wollt' ich sagen, wann sich das Wetter etwan wenden möcht', und mehr um kein Haar! Das kann aber Jeder, und das hab' ich schon dem Magister Wilprecht gesagt!"

„Also habt Ihr's doch mit dem Wetter zu thun —" fiel Jener ein, „und seid nur ohnmächtig, wann Ihr das Männlein nicht besitzt. Aha! Deßhalb habt Ihr solch Geschrei um dasselbige gethan, fast mehr, denn um all Euer Gold! Hab' ich Euch jetzt?!"

„Den Teufel habt Ihr!" schrie Herr Berthold. „Ihr verdammter Wortverdreher, hinaus, sag' ich, sonst halt' ich Wort mit dem Schwert und hau' drein, trotz Euerer Amulett'!"

Er riß den Degen heraus.

Der Herr Syndicus aber deßgleichen. „Ha, die Amulette verachtet Ihr?!" rief er. „So steht's mit Euch! Ihr seid mir schon der Wahre! Ha, Ihr grundfalscher, verstelliger Sünder und Hauptzauberer! Jetzt horcht! Nicht lebendig kommt Ihr aus München, anders Ihr nit bis um die zwölfte Stund' regnen laßt!"

„Hinaus!" donnerte Herr Berthold und griff an.

Der Herr Syndicus parirte tüchtig, aber es flog ihm die Klinge aus der Hand. Er stürzte hinaus und schrie die Treppe hinabstürmend: „Galgen — Viertheilen, Verbrennen — ha, verfluchter Zauberer — Rabenfressen — Raben — die Raben sollen dich fressen!"

„Um's Himmelswillen, nur auf ein Wort, Herr Syndicus —!" rief eine Stimme.

Es war die Jungfrau Barbara.

Der Herr Syndicus sah und hörte Nichts und schoß vorüber. Im Augenblicke war er unten.

Herr Welser aber, im Haus oben, war wieder in den Stuhl gesunken und saß ganz perplex da. Denn er begann, selbst Verdacht gegen Herrn Berthold zu schöpfen, wo so viel Volk und auserlesene Gelehrte mit dem Beispiele vorausgingen.

„Gott ſei mir gnädig!“ ſeufzte er ein über das andere Mal. „Herr Berthold, wenn Ihr Euch etwa doch mit böſer Kunſt abgäbt!“

„Werdet mir etwan auch noch toll!“ fuhr ihn Dieſer an. „Soll denn der Herzog nicht helfen? Nun, wo ich ihn wieder treff', will ich ihm ſagen, was das ſei, daß er mich ſonder Schutz läßt!“

Er ſchaute durch das Erkerfenſter, ob ſich Nichts zeige.

Kaum hatte ihn aber das Volk erblickt, als es ein grauenhaftes Geſchrei erhob.

„Regen, Regen!“ hallte es in viel tauſend Stimmen.

Dazu ſchwangen ſie die Feuerbrände hoch in die Luft.

„Der helle Teufel iſt in ſie gefahren!“ rief der Berthold, „das hat mir der Sarazin zu Weg gebracht. Meiner Seel', dort gerade hinüber ſteht er und hetzt, der Räuber — halt — dort ſeh' ich was herüberkommen — lauter Gewappnete — das iſt ſicher der Herzog! So iſt's recht, nun wird's bald aus einem andern Ton geh'n!“

„Gott geb' es —“ ſeufzte Herr Welſer und legte das Antlitz auf die gefalteten Hände — „wenn er nur durch die Menge kommt!“

Es klopfte.

„Wer kommt da ſchon wieder?“ grollte Herr Berthold. „Her—rr—ein!“

Eintrat ernſtfreundlich im Mönchsgewand ein großer, ſtattlicher, auch ein Weniges wohlbeleibter Mann. Der war kein Anderer, als der weitberühmte Barfüßer Pater Reimarus, des Herzogs Beichtiger.

„Dem Himmel Dank, daß Ihr hier zuſprecht!“ ſeufzte Herr Welſer ſich erhebend. „Helft doch Ihr!“ Er ergriff die Rechte des Pater Reimarus mit beiden Händen.

„Da kann nur Gott helfen!“ ſagte Der.

„Alſo Ihr glaubt nicht, daß ich böſe Macht beſitze?“ rief Herr Berthold.

„Das weiß auch nur Gott," verſetzte Jener. „Viel ſpricht aber dafür, daß Ihr einige Macht beſitzt. Denn Volkes Stimm' iſt gar oft Gottes Stimm'. Will Euch gleichwohl nicht ſo hart nahen, wie etwan der hochgelahrte Herr Syndicus Oſterreiter. Es geht vielmehr mein Beſtreben nur dahinaus, als daß, anders Ihr ſolche Macht in wirklicher Weiſe beſitzt, Gott Euch erleuchte, Eueren Trotz in Milde verwandle und Euch geneigt mache, des Volkes Willen zu vollführen. Als da iſt: daß ſothaner Regen eintreffe. Denn ſo Ihr Regen und Segen bringt, wird ſich Euere Angelegenheit ſchlichten laſſen. Anders aber könntet Ihr in Euerem Trotz des Todes verſterben müſſen und in die ewige Verderbniß ohne Buße hinunterſtürzen. Sag' ich ſo: Rechts iſt der Himmel und links hier iſt die Hölle. Was wollt Ihr Euch dann der Lüge ergeben, die zur Hölle führt, ſtatt daß Ihr die Wahrheit bekennt und übt, auf daß Ihr den Himmel gewinnt? Seht, ich war nicht dabei. Aber viel' ehrbare Bürger und andere Menſchen ſagen aus, Ihr hättet Euch im Schlößlein in der Iſar-Au gemeldet und ließt auf das Wort des Sarazin und auf das Anrufen des Wettermännleins hin Wetterleuchten. Wer nun das Eine kann, vermag etwan leicht das Andere auch. Alſo benehmt Euch mit Euerer Kunſt — ich will Euch dann wohl vertheidigen und von böſem Vergreifen an Euch und Herrn Welſer's Haus abrathen. Bring's auch zu Wegen, weil ich gutes Anſehen beim Volke hab' und will ihm auseinanderſetzen, wie und was; auch daß Ihr Euch durch einen anderen Zauberſpruch wieder rächen könntet, wenn Euch ein Leid's geſchäh. Seht alſo ganz wohl meine gute Abſicht, zumal Ihr in des Herzogs Schutz ſeid und einen grauen Vater daheim habt. Seid dafür mit Euch ſchnell zu Rath, wie Ihr's anſtellt, daß es zum Vortheil ausfalle! Seid nit länger verſchloſſen, leugneriſch und bockbeinig — und macht, daß derjenige Regen ankommt — mit anderen Worten, laßt ab von böſer Gegenabſicht und teufliſchem Hinderniß, dann trifft Alles von ſelbſt ein. Mehr wird nicht verlangt!"

„Aber wenn ich's nicht vermag!" rief Herr Berthold. „Wie

ſoll ich denn da ablaſſen — und von was? Ich wollt' Euch meiner Seel' regnen laſſen, ſo's nur von meinem Willen abhing'."

„Wer Euch hört, oder beſſer geſagt, ſieht — möcht's etwan glauben. Hm! So iſt die Sache!" ſagte der Pater Reimarus. „Ich verſteh' Euch nun ganz und gar. Ich ſeh', daß Ihr zwar im Beſitze der Kunſt, aber ſonſt etwan von gutem Gemüth und ein rechtſchaffener Chriſt ſeid — nur daß Euch eine Luſt nach Zauberei angethan iſt. Seid Ihr aber Augenblicks auf Irrwegen, ſo könnt Ihr wieder beſſer werden. Will Euch demnach mehr geiſtliche Hilf' geben, daß Ihr beſſere Kraft gewinnt. Soll's nit wohl thun — will Euch aber den Segen geben und wohlthätige Worte dazu ſprechen —"

„Das heißt, Ihr wollt mir den Teufel austreiben?!" rief Herr Berthold und ſprang weg.

Der Pater Reimarus ließ ſich aber nicht irre machen. Er folgte ihm langſam überall bis zum Erker hin und ſprach etliche lateiniſche Worte. Zuletzt hob er die rechte Hand empor und ſchlug mehrfache Kreuze über Herrn Berthold.

Das ſah man vom Platze gar wohl, und ſchauriges Jauchzen ſcholl herauf.

Herr Berthold wollte entwiſchen, der Pater Reimarus aber faßte ihn mit mächtiger Fauſt an der Bruſt, ſo daß Herr Berthold das Fenſter vor ſich hatte, der Pater Reimarus aber den Rücken, ſchüttelte ihn gewaltig und rief mit mächtiger Stimme: „Komm heraus, böſer Geiſt, fahr' aus!"

Herr Berthold ließ Alles geſchehen. Denn gegen die Fauſt des Pater Reimarus vermochte er Nichts. Auch ſah er plötzlich Etwas, darob er allen Widerſtand vergaß.

„Alle Heilige!" rief er plötzlich.

„Iſt's an Dem?" donnerte der Pater. „Läßt der Widerſtand nach?"

„Er läßt ſchon nach!" lallte Herr Berthold. „Ich glaub', wenn ein böſer Geiſt in mir war, ſo iſt er ſicher hinausgefahren. Und wüßt' ich nicht zu gewiß und ſicher, daß ich Nichts vermag,

ſo möcht' ich's jetzt ſelber glauben. Oder ſoll wirklich — es iſt doch wunderbar —!" Dabei heftete er die Augen feſt zum Himmel.

„Was ſollt Ihr wirklich —?" ließ der Pater mit drohender Stimme ergehen. „Wollt Ihr Eueren Willen beugen?"

„Ja, ich will!" rief Herr Berthold. „Laßt mich doch nur los! Kommt's, wie und woher, mir gleich — es ſoll regnen —! Ich aber hatte Nichts mit dem Teufel gemein!"

„Gloria in excelsis!" rief der Pater. „Das glaubt Ihr nur! Die Nachricht will ich ſogleich bringen. O Stunde des Glücks, o Triumph!"

Er eilte hinaus.

Da der Pater faſt auf den letzten Stufen war, ſtand Jungfrau Barbara da, die wieder brennende, rothe Wachskerze auf dem Geländerpfoſten, und rief, dabei ſie die Hände rang: „Herr Pater, rettet den unglückſeligen, jungen Herrn!"

„Er wird gerettet, wenn er Wort hält, tugendſame Jungfrau!" ſagte ihr der Pater Reimarus freudeglühend und ſchier athemlos.

„Iſt es möglich!" rief Jungfrau Barbara.

„Ich hab' die beſte Hoffnung, laßt mich nur hinab!" entgegnete Jener in ungeduldigſter Haſt.

„Nicht ohne daß ich Euch die Hand geküßt!" war die Entgegnung der Barbara.

Zugleich ergriff ſie ſeine Rechte mit Heftigkeit. Der Pater Reimarus kam dadurch aus dem Gleichgewichte, glitt von der letzten Staffel und wäre ſicher rettungslos hingeſtürzt. Aber Jungfrau Barbara fing ihn mit beiden Armen auf. Voll Schrecken über die ungewohnte Gefahr, ſo ſeiner Sittenreinheit drohte, riß er ſich los — und draus war er unter den finſteren Bögen.

Jungfrau Barbara aber eilte die Treppe hinauf. Sie konnte nicht mehr anders, ſie mußte in Herrn Berthold's Nähe ſein. Zaghaft trat ſie ein, auf einen böſen Empfang gefaßt.

Digitized by Google

Herr Berthold aber bemerkte ſie nicht. Denn während das Geſchrei und Getös unten wuchs, ſtarrten ſeine Augen noch immer zum Himmel, ſtets feſter und feſter.

„Am Ende kann ich's dennoch und weiß es ſelbſt nicht!“ rief er plötzlich lachend. „Komm Regen, komm Regen! Ha ha, wie das fliegt und treibt — ja ſchreit und tobt nur zu da unten! Ha ha ha, ſeht Ihr, Herr Welſer?“

Herr Welſer nahte zitternd und ſah ihm über die Schulter.

Jungfrau Barbara aber lag hinterm Ofen auf den Knieen.

Kaum hatte Herr Welſer einen Blick über Berthold weggethan, als er vor Schrecken zurückfuhr, mit dem linken Fuß über den rechten ſchlug und ſich mit beiden Händen am Lehnſtuhle hielt.

„Gott ſei bei uns — e — e — er kann do — doch da — das Wetter machen!“ Bebend machte er ſich zur Jungfrau Barbara und zog ſie noch mehr zurück.

„Schaut nicht hin um — um Himmels willen!“ lallte er. Zugleich ſtellte er ſich neben ſie an den Ofen.

Über der Weinſtraße aber, nicht gar zu hoch in den Lüften, ſchwamm es mittlerweile langſam daher in dunklen, dichten Wolken — und immer dunkler und dichter ſchwoll und thürmte ſich's an, ein ſtarker Luftzug kam herüber und weither von unſeres Herren Thor tanzten und wirbelten die Staubwellen, wie neckiſche Geſpenſter.

Das war's, was Herr Berthold mit freudigem Staunen und Herr Welſer voll Schauder geſehen.

Unten auf dem Marktplatze hatte von all' den Tauſenden noch Keiner Etwas bemerkt. Wahn oder Wuth ließ ſie die Blicke nicht vom Erkerhauſe wenden. Des Paters Reimarus Bericht lief von Mund zu Mund, und Alle ſchaarten jetzt ihre Stimme zum grauenvoll drohenden Geſchrei.

„Regen, Regen, laß regnen!“ ſtürmte es.

Dazu fuhren die Feuerbrände durcheinander, das ſah aus, wechſelnd in Lichtern und ſchwarzen Geſtalten, als ob die ganze

hölliſche Sippe los wäre — Lucifer ſelber in der Mitte — in blutrothem Gewand, auf einem Faß ſtehend und zur Wuth aneifernd!

Das war aber der Herr Junker Sarazin.

Da Herr Berthold meinte, es käme der Herzog mit Gewappneten aus der Burggaſſe herüber, war's wohl ſo geweſen. Der hatte Sarazin's wiederholte Befreiung vernommen, alle Unterredung abgebrochen und wollte Herrn Berthold mit ſeinem Machtwort zu Hilfe kommen. Wer aber mit guten und gebietenden Worten nicht durchdringen konnte, das war der hohe Herr. Da er nun des Volkes Toben ſah und alle Vernunft zu Ende, auch den Sarazin erkannte, wie Der hetzte — da ließ er das Warnzeichen blaſen, gab ſeinem Rappen den Sporen und ritt gemach mit den Reiſigen zwiſchen die Menge, daß ſie lärmend auseinander ſtob und ſich an die Häuſer drückte. Die Wuth ſtieg aber ſo viel mehr, und weit vorne an Herrn Welſer's Haus ſah Herzog Johannes ſchon Feuerbrände in die finſteren Bögen fliegen, dazu die Menſchen drängen, die unaufhörlich und tauſendfach brüllten: „Laß regnen, verfluchter Wettermacher — verbrennt ihn — zündet das Haus an — regnen!“

„Heiliger Gott, er iſt verloren!“ rief Herzog Johannes. „Zug ſcharf angeſchloſſen — durch!“

Raſcher ging's durch die Menge.

In demſelben Augenblicke ward das Fenſter im Erker geöffnet und Herr Berthold rief und wehte mit einem weißen Tuch auf die Menge hinab.

Zugleich fielen leichte Tropfen vom Himmel. Über dem ganzen Marktplatz hing es ſchon in finſteren Wolken.

„Der Regen kommt!“ jauchzte es aus abertauſend Kehlen. „Er kann's, er kann's! Nieder mit ihm, nieder mit dem Wettermacher?“

Der Pater Reimarus hatte gut mit beiden Armen in die Luft fechten und flehen. Das half Nichts. Wie Meereswogen drängt' und wogte es auf das Erkerhaus zu. Wenige Minuten, ſo konnt's in Flammen ſtehen und ganz München niederbrennen. Der Wind ging heftig — —

Da fuhr ein ungeheuerer Blitz über den Himmel und einen grauenvollen Donnerschlag that's dazu, als ob zehn Wetter zugleich losbrächen — daß die wüthende Menge zurückbebte. Gleich drauf fiel der Regen dichter und der Wind blies heftiger in die Brände, daß die Funken prasselnd in die Gesichter fuhren. In neuer Wuth raffte sich die Menge auf. Da blitzte es wieder. In ganzen Flammenknäueln jagte es ab und auf und in die Länge, und der Donner folgte, das polterte, als wollt' es die ganze Stadt zermalmen. Drauf kam der Regen heftiger und heftiger — rasch war's, als ob der ganze Himmel in Finsterniß einsinken wolle — schon strömte der Regen, daß alle Fackeln und Feuerbrände erlöschten — noch einen Donnerschlag that es — dann urplötzlich war's, als ob's in einem Riß über die ganze Luft ginge, und jetzt schüttet' und fluthete es herab, daß Alles zu ertrinken wähnte!

Das war ein rechter Wolkenbruch.

Nun sollt' Einer das Gewühl und Gedränge des Volkes, das Rennen, Stoßen, Laufen und Durcheinanderirren gesehen und das Schmähen, Klagen und Gelächter gehört haben. Es war eine arge Flucht. Viele Hunderte verloren da die Mäntel, Schlapphüte oder Barette, und die Weiber riefen ganz jämmerlich, wo ihnen die Schürzen vom Leib gerissen wurden oder die Hauben von den zerrauften Häuptern.

Begreift wohl Jeder, daß da Stand und Ansehen nichts mehr galt.

Also ward der ehrwürdige Pater Reimarus schier halb todt gedrückt, den Magister Wilprecht mit seinem Bäuchlein preßten sie dergestalt an die Erkermauer, daß er für kurze Zeit flach ward wie ein Brett, und den hochgelahrten Antonius Egidius Osterreiter hatte der starke Toni im Gewühl zu Boden geschleudert, daß an die fünfzig über ihn wegrannten und ihm sicher alle Knochen zertreten hätten, wären sie nicht so groß und stark gewesen. Zudem stand das Wasser so hoch, daß ihm's schon etliche Minuten hart zusetzte, und er fast ertrunken wäre.

Der Junker Sarazin und seine Gesellen waren auch nicht ohne blaue Flecke davon gekommen, und sonderlich ward dem Ersteren ein großes Mißgeschick zu Theil. Denn da er vom Faß springen wollte, auf dem er gestanden, ward das im Getümmel umgeworfen, und der Junker hin und wieder geschoben, bis er im Faß war, worin er schrecklich tobte und fluchte, bis es Platz gab, und er wieder herauskam.

Der Herzog aber ritt, so schnell es ging, an Herrn Welser's Haus, sprang vom Rappen, befahl seinem Zuge, sich aufzuschaaren und eilte zu Herrn Welser und Berthold hinauf. Der Erste war ganz glücklich, den hohen Herren bei sich zu sehen.

„Alle Wetter!" sagte Herzog Johannes — das Wasser strömte nur so von ihm herab — „Ihr gefallt mir wohl, Herr Berthold!"

„Und mir, Herr Herzog, gefallen Euere Münchner!" entgegnete Herr Berthold. „Wär's auf Euch angekommen, hätten sie mich jetzt schon zu Staub und Asche verbraunt! Dank schön. Ich zieh' noch heut Nacht davon!"

„Jetzt ist der Sturm vorbei!" sagte der Herzog. „Die Besinnung ist sicher bald zurückgekehrt, und habt Nichts mehr zu fürchten."

„Wer's glaubt!" rief Herr Berthold. „Die wären ja wohl von dem Schlage, daß sie Einen in Ruh' ließen, so sie einmal anfangen! Jetzt ist der Regen da. Wann's zwo Tage zu naß bleibt, kämen sie etwa wieder angeruckt mit Geschrei und Feuer und möchten dann etwa, ich sollte ihnen wieder trocken's Wetter machen!"

„Ei, ei —" sagte der Herzog, „macht's nur nicht gar zu arg —! Aber ich kann Euch nit Unrecht geben, so's Euch nimmer geheuer ist hie zu Stadt und Land. Thut also, was Euch gut dünkt, und will Euch, so viel an mir ist, Genugthuung schaffen. Denn ich denk', Ihr seid unschuldig, der Himmel hat Euch geholfen — und die ganze Angelegenheit schreibt sich vom Sarazin her, der Euch haßt!"

„Hoff' wohl, daß Ihr mich nicht auch für einen Wettermacher haltet!" ſagte Herr Berthold. „Hätt's gleichwohl ſchier ſelber geglaubt, denn die Sach' traf ganz wunderſam zu. Wollt Ihr mir Genugthuung geben für die ſauere Angelegenheit, ſo nehmt den Geſellen, den Sarazin, wieder gefangen und werft ihn in den Thurm, wo er am Tiefſten iſt!"

„Das ſoll ihm wohl blüh'n," entgegnete Herzog Johannes. „Wie geſagt, Euer Geld ſollt Ihr haben, von all' ſeinem Gehöft — und ſeine Hunde, Vögel, Bär' und was ſonſt da iſt, Alles haftet. Was aber fehlt, will ich Euch erſetzen. Mehr kann ich wohl nicht thun. Jetzt bittet Euch eine Gunſt aus!"

„Die nehm' ich an!" war Herrn Berthold's Antwort. „Gebt mir auf der Stelle ſicheres Geleit — was ich hab', iſt in kurzer Friſt auf dem Wägelein. He da, aufgepackt, aufgepackt!" rief er, die Thüre öffnend, den Dienern zu, welche draußen harrten. „Weiters aber verlang' ich eine andere Gunſt. Ich ſchreib' da Etwas auf, das laßt Ihr morgen auf öffentlichem Markte beim Brunnen dort drüben anſchlagen oder ſonſt verkünden. In der Urkund' warn' ich ſie vor dem verdammten Junker Sarazin, wo er etwan doch davon käm' oder wieder einer Zeit ausbräch'."

„Das thut immerhin!" ſprach der Herzog Johannes. „Ihr, Welſer, mögt mir etwan mit etzlichem Gewand aushelfen, bis von der Burg Hilfe kommt — oder, was thut's, kann's wohl ertragen, bis ich heimkomm' — ſchreibt nur zu, Herr Berthold."

„Schreib' ſchon!" warf Herr Berthold hin und ſetzte ſich.

Der Herzog wandte plötzlich das Geſicht und ſagte: „Ich weiß nicht, mir iſt's, als hört' ich Jemand weinen. Dort hinterm Ofen muß es ſein — wer iſt denn die Frauensperſon, Welſer?"

„Iſt etwan Die auch da?" rief Herr Berthold. „Das iſt die alte Barbara, dem Herrn Welſer ſeine Baſ'" — dazu ſtampfte er mit dem Fuß. „Nicht einmal zu guter Letzt laßt ſie mir Ruh'! Kreuz, Blitz, da haben wir den Klecks!" Er ſtieß

die Feder auf dem Tisch zusammen und nahm eine andere, dazu ein frisches Blatt Pergament. — „Herr Herzog, was mir diese gottselige Person zu schaffen gemacht hat, soll gar kein Mensch glauben!"

„Wie kann das sein?" fragte Herzog Johannes.

„Weil sie in mich verliebt ist!" rief Herr Berthold.

Wer ganz bestürzt und das thränenreiche, ehrwürdige Antlitz verhüllend, unter mehrfacher Bückung vor Herzog Johannes, das Zimmer verließ, war Jungfrau Barbara —

Nach einiger Zeit ritt Herzog Johannes in die Burg zurück. Er hatte Herrn Welser viel getröstet. Derselbe war aber noch lange Zeit wie gerädert. So hatte ihn der Schrecken gepackt.

Eine halbe Stunde später trabte Herr Berthold der Speirer mit gutem Geleit vom Erkerhause der Rosengasse fort.

Als er Herrn Welser am Erkerfenster herabgrüßen sah, sandte er ihm auch einen Gruß hinauf und rief: „Ihr seid an Nichts schuld, kommt bald nach Frankfurt, da soll's Euch schon besser ergehen, als mir bei Euch!"

Als er aber bald darauf die Jungfrau Barbara erblickte, die ihm neben Herrn Welser mit ihrem weißen Schnupftuche nachwehte, so gab er blitzschnell seinem Apfelschimmel den Sporen, und rief, mit dem linken Arm hinter sich abwehrend: „Weg da — weg, sag' ich!"

Dazu galoppirte er davon.

„O der Grausame!" seufzte Jungfrau Barbara. „Nicht einmal verehren darf ich ihn!" Dabei sank sie in die Ecke des Erkers.

10.

Des anderen Tages trat der Stadtblaser, Balthasar Unigel, mit einer langen Posaun' mitten auf den Marktplatz und blies in sein Instrumentum hinein, so stark er konnte. Daneben stand der Stadt-Ausrufer mit der langen, rothen Feder auf dem Flachsfilz.

Digitized by Google

In der Brusttasche steckten ihm zwo Blätter Papier. Als genug Volk herbeigekommen war, nahm der Ausrufer die Papiere heraus und rief: „Allen kund und zu wissen, daß Herr Berthold der Speirer zur Zeit von München ab und hinweg ist. Selbig Dieß aber hat er zur Verkündigung hinterlassen, wie da folgt:

„Gruß zuvor vnd wünsch' Jedermänniglich glück, so zu München einreit' vnd mit heiler haut davon kommt!"

„Ich aber, Berthold der Speirer, bin von dannen, was manchem rumorer vnd Anfeinder zewider sein möcht'. Zumeist dem junkher Sarazin, sint er mich nimmer verfolgen und berauben kann! Nun sag' ich euch: vor dem Schelm hütet euch, ob er etwan auch in vängniß sitzt. Habt wohl erfahrn, wie Ir mit hohn vnd gelächter auseinander gerennt, weil Ir euch von ime hetzen ließt. Ir seid wol fast thöricht gewesen, daß Ihr ime befreitet, drumb seid demnächst klüger und laßt ine nit mehr heraus, da er etwan wieder in guter Haft säß'. Wo aber das doch nit wär', so strebt wohlauf vnd darnach. Fahndet auf ihn vnd rächt euch vnd mich, den Ir schwer beleidigt habt. Denn so er frei entkäm', kömmt vnheils genug über euch!! Das sagt euch Berthold der Speirer!"

Da dieß gelesen war, entstand ein großes Gerede — in den letzten Worten vom Unheil sahen Alle starke Drohung Herrn Berthold's und beschlossen, den Junker Sarazin wieder einzufangen.

Darauf stieß der Stadtblaser wieder mächtig in die Posaune, der Ausrufer aber rief:

„Halt Ihr Bürger und Herrn und pflegt keine Müh'! Der Sarazin ist nicht mehr da, hat eine Urkund' hinterlassen, und hie steht:

„Ich, junkher Sarazin, groß an tapferkeit, reich an feiner sitt' vnd vil anderer Tugend, daß ich hochmüthig wär', wollt' ich ein meldung thun. Ich, derselbige Sarazin, bin vorderſamst aus der lobsamben statt vnd weiter von dannen zogen, als weil hierorts nichts mer zu gewinnen ist. Mach' mich sofort vnd demnach

in ain andere Gegend oder landſchaft, wo mein redlicher will' vnd verſtand gut' früchte zieh'n mag. Ir aber mögt ſchauen, wo Ir dasjenige geld gewinnt, ſo euch von mir je verſprochen wurd. Wart Ir traun recht ausgebrannt in eweren köpfn, daß Ir mich befreitet dem herrn berthold zun Trutz, weil ich mein Seel' nicht glaub', daß derſelbige Speirer das wetter machen künnt'. Wann Ir nun meint, ich ſei verloren, weil mir der Herr Johannes die hand legt auf mein gehöft in der Iſar-Au, ſo iſt dem weiters nit ſo, weil's noch vil guete Leut' gibt an anderen orten. Da mag dann bald wieder wo ain anderes Schlößlein ſtan, drin ich ain luſtig leben führ' mit meinen Geſellen und Fründen, ehvor ich ganz in daßelbige kloſter zu Donauwörth geh' vnd mich in das geiſtliche zurückzieh'. Somit ſein Valet vnd gruß an alle, vnd ſöllen ſparn, auf daß da was zu ſahen iſt, wann ein Anderer ſich einfind't meines Schlags — wer weiß wann.

Sarazin, Ritter."

Was da Geſchrei, Wuth und Gelächter losbrach, braucht nicht weiter geſagt zu werden. Aber, was das Wettermachen betraf, wollt' Keiner Urtheil und Meinung wagen.

Die Mehren ſagten: „Der Junker iſt fort und in Freiheit — wenn nur der Herr Berthold nicht Wort halt' —!" und die alte Sara am Radlſteg wollt' auch nichts Anderes wiſſen, als daß die Angelegenheit noch nicht im Reinen ſei, vielmehr noch Arges bevorſtünd'.

11.

Acht Tage drauf aber, Sonntags Nachmittag um die Veſperzeit, da kam's rabenſchwarz — und hart daneben weißgelb wie Schwefel, und wieder wolkenweit roth wie Kupfer, daher gezogen am Himmel. Da war ſichtlich Hagel im Anzug.

Aus Kirch', Zechſtub' und vom Marktplatz weg rannte Alles in die Häuſer, um die Fenſter auszuheben. Es war aber keine Zeit mehr, ſo ſchnell ging's oben los.

Ein entſetzlicher Blitz und Donnerſchlag dazu, wie dazumal vor dem Wolkenbruch — und der Hagel fuhr herunter in ſchiefer Schneide über München, wie's ſeit Menſchengedenken nicht geſchehen war. Das brauſt' und raſte herab und jagte mit Steinen, groß wie die Eier, daß kaum ein Fenſter ganz blieb zu München, ſo weit die Wetterſeite ging. Die Kamine ſchlug es nieder, krümmte die Wetterhähne — und von Menſchen kamen viele zu Schaden. Sonderlich, Die an Herrn Welſer's Haus getobt hatten. Den Toni, der gerade mit ſeiner Liebſten aus der Roſengaſſ' kam, hätt's beinahe von rückwärts todtgeworfen — jetzt wird Jeder wohl ſchon merken, was damit gemeint war. — An Herrn Welſer's Haus fuhren die Schloßen haarſcharf vorüber, in der Jungfrau Barbara's Gemach aber ſauſten doch etliche Schloßen hinein. Dagegen waren in des Herzogs Burg viele Fenſter in Stücken.

Wen's aber recht hart getroffen hatte, das war der Magiſter Wilprecht und der Herr Syndicus, Antonius Egidius Oſterreiter. Die konnten nicht mehr nach Haus kommen, und ſchlug ſie der Hagel ſo her und auf die wohlweiſen Rücken, daß ſie mehr' Tage im Bett liegen mußten — und was das Wunderbarſte war — der Pater Reimarus ging auch nicht ganz leer aus, obſchon er daheim war. Juſt wollte er die Fenſter ſchützen, als ihm eine großmächtige Schloße auf die Hand fiel, daß er laut aufrief und ſchier eine Woche lang die Hand im Bund tragen mußte.

Das war Alles ſchon ſehr bedenklich und traf mit Dem überein, was man von Herrn Berthold glaubte.

Jedweder und der letzte Zweifel aber ſchwand, als das Volk ſchaarenweiſe zum Iſarthor hinaus gen das Schlößlein des Herrn Sarazin zog und es in Augenſchein nahm.

Da war Alles zu Trümmern geſchlagen, zerquetſcht, zerarbeitet und in den Boden hineingedrückt, was nur früher an Früchten, Blum', Bäum' und Stauden, Zäunen und Lauben vorgefunden ward. Dazu war der ganze Dachſtuhl zerriſſen und halb herabgeſchleudert, die Mauer hatte überall Riße, das Pförtlein und alle Fenſter waren vernichtet, und was Lebendiges da geweſen,

als Hunde, Bär', Vögel, Rehe, Füchse und Steinadler, das war Alles mauſetodt geſchlagen, ja ſelbſt die Hirſchgeweihe lagen in Stücken umher, und war nicht eines mehr an den zerſtoßenen Wänden — —

Da war alſo beſter Beweis, daß Herr Berthold am Sarazin gerächt und ſeine Drohung an der Stadt erfüllt ward, ſint der Sarazin mit der Freiheit davon gekommen.

Ob Herzog Johannes und der Welſer nach ſolch ſcharfem Fingerzeige noch zweifeln konnten, daß Herr Berthold ein Wettermacher geweſen ſei — mag Jeder für ſich bedenken.

Eines ſpricht zu Meiſt dagegen, das iſt: Es ging ihm weiters ganz gut und ſeiner Zeit ſtarb er auch chriſtlich. Alſo ſcheint's, er ſei etwan doch keiner geweſen, oder hab' ſich gebeſſert und Gott ihm verziehen — — —

Vom Sarazin aber traf ſeiner Zeit ſchreckliche Kunde ein. Die lautete ſo. In ſeinen Freveln kam er ſtets weiter und weiter, und an mehr Orten glückt' es ihm, wie zu München — hielt es aber noch weit toller.

Zuletzt war er im Sächſiſchen, zu Halle.

Dort ſaß er einſt wieder an einem heißen Sommerabend unter wildwindflüchtigen Geſellen und zechte, lärmte und höhnte auf alle Welt, und was Heiliges ſie ehrt und liebt.

Mittlerweil' er da weit ausholte und alle ſeine ärgſten Streiche erzählte, ſtieg ein Gewitter herauf, und juſt, wann er ein recht frevelhaftes Stücklein zum Beſten gab, blitzte es etliche Male.

Das gefiel ihm ungemein gut.

Drüber kam er auf München, Herrn Berthold und das Wettermännlein — das trug er ſtets bei ſich — zeigte es herum und verkündete mit Spott, wie's damit ergangen ſei. Drauf hielt er eine Rede, weit ärger und läſterlicher, denn die zu München im Schlößlein auf der Iſar-Au, und da ihn die Anderen vor zu großem Frevel warnten, ward er ſtets übermüthiger, ſprach dem Humpen ſtets mehr zu und brach von Zeit zu Zeit in eine Fluth

von Spott und Scheltworten aus. Dabei nannte er ſie Alle rings Thoren und Memmen und behauptete: Alles geh' ihm gut aus, demnach ſei ſein Leben Gott gefällig — wo's anders einen gäbe.

Über den ſchaudervollen Frevel fuhren Die ringsumher auf und bekreuzten ſich. Der Junker aber brach in ein Spottgelächter aus, nahm das Wettermännlein zur Hand, ſprang auf den Tiſch, daß alle Humpen hinabpolterten, und jauchzte in ſeinem Höllentaumel zum Gewitter hinauf.

„Heiſa! Iſt ſo froh das junge Leben,
Und ſoll zu weinen anheben?
He, ho, ha, heiſa!
Will nit zittern,
Vor Höll' und Himmel nit beben!"

Gleich drauf zuckt's in einem Blitz auf. „Laßt ab!" riefen die Genoſſen wie aus einem Mund und wichen in Grauen weit zurück bis auf ihrer Zwo, die waren die Verwegenſten.

Drob jauchzt' Herr Sarazin laut auf, riß den Stoßdegen heraus, mit dem fuchtelte er in die Luft, ſchwang das Wettermännlein, gab ihm einen Schlag und rief mit trunkener Stimme:

„Ihr Narren! Hoi heiſa iſt mir wohl! Thuſt dein Käpplein 'runter? Setz' auf, wann's einen Gott gibt — laß blitzen!"

Es rollte und grollte in den ſchwarzen Wolken.

„Wird's was?" rief Herr Sarazin. „Seht Ihr, was Memm' und Thoren Ihr ſeid! Ha ha, her da, ein Blitz auf mich — ich fang' ihn mit dem Degen auf!"

Über den Frevel entſetzten ſich Alle, ſtürzten auf ihn zu und befahlen ihm, abzulaſſen, daß Gott ſein Läſtermaul nicht ſtrafe. Er tobt' und höhnte aber vom Tiſche herab, daß Sämmtliche in höchſten Unmuth geriethen und ihn herabriſſen. Da zuckte er mit dem Degen auf — und drang auf die Nächſten ein. Die zogen deßgleichen. Wildes Geſchrei und Getümmel erhob ſich. Aller

Sinn war gänzlich verwirrt und wie von höherer Gewalt getrieben.

Stets heftiger tobte der Kampf.

In dem rannte er Zweien die Wehr' durch den Leib. Die waren die zwo argen Geſellen.

Einem Dritten ſollt's auch blühen.

Der jagte ihm aber die Wehre aus der Fauſt und ſeine eigene in die Bruſt, daß er röchelnd zuſammenſtürzte.

Das war Junker Sarazin's Ende.

Gott ſei ſeiner Seele gnädig!

II.

Thürmers Töchterlein.

1.

„Also Ihr wollt mich nicht erhören, grausame Maid, und all' meine Verzweiflung soll mir Nichts fruchten —?"

„Da schaut doch den zudringlichen Gesellen," spottete man ihm entgegen, „geht Euere Wege, wenn Ihr so wild thut, gleich geht jetzt, sag' ich Euch, d' Lieb' bricht man nicht so über's Knie ab!"

„Also ist's wahrhaftiger Ernst?" klagte der Verschmähte. „Wohlan denn, jetzt geb' ich Euch alle guten Rathschläg' zurück und wend' mich wieder zu Würfel, Kart' und Gezech'! Und zwiefach wilder wird's Leben, denn ehvor. Dran seid dann Ihr schuld! Wartet nur, der arme Kreuzer Heinrich bringt Euch noch genug Reu' in's Herz! B'hüt Euch Gott, Ihr schöne, Ihr böse, hartherzige Dirn'!"

Noch ein Blick der heißesten Liebe, dann, wie unmuthig über sich selbst, stampfte der Bursche den Boden und eilte fort.

Ihm nach sah die grausame Schöne, schelmisch lächelnd.

„Hab' ich ihn nicht zu streng angelassen?" flüsterte sie dann vor sich hin. „Am Ende kömmt er nicht wieder?!" — Ihre Stirne umwölkte sich; doch nur für einen Augenblick, und süß trotzig schäckerte die Maid nach: „Gerad' recht ist ihm geschehen, dem kecken Burschen, der sich nicht um die Lieb' plagen will! Ei da macht es der Herr am Raththurmfenster schon anders! Der thät weiter nicht wenig fein mit dem Kopfe nicken, die ehrerbietigsten Grüße laßt er herunterwandern — und die Reverenz alle Zeit, daß er mit der Nas' auf's Gesims kömmt, o heiliger Onuphri! Und gestern hat er mir gar einen Kuß zug'worfen — bei Dem geh' in d' Lehr, du abscheulicher Gesell mit deinen glanzenden Augen und

deinem 'krauſ'ten Haar, deinem ſchwarzen! Geh' nur zu, ich brauch' dich nicht!" Flüchtig ſah ſie nach der Ecke, um welche Heinrich eben bog — die Wangen der Jungfrau waren dabei wie im Blitz aufgeglüht. —

„Und nicht einmal um ſchaut er!" ſagte ſie holdzornig. „Jetzt ſchaut mir nur den biſſigen, groben Bub'n an!"

Raſch wandte ſie ſich.

Das Alles geſchah an Sanct Onuphri Haus, nächſt dem Raththurme zu München im Wonnemonate, da man zählte 1632 und es im deutſchen Reich grauſam drunter und drüber ging ob verſchiedener Meinung und wohl auch irdiſchem Gewinn.

Darüber hätten ſie aber wohl nicht geſtritten, ob es weit und breit eine ſchönere Jungfrau gäbe, als Hmneriz, des Thürmers zu Sanct Peter, Töchterlein, Elsbeth, die ſeit etlichen Wochen Morgens mit Erbſen, Bohnen, Blumen und ſo mehr unter Sanct Onuphri gelobter Geſtalt zu Markt ſaß. Der konnte Keiner was nachſagen, aber angeſchaut hätte ſie Jeder gerne ſtundenlang, denn die Roſenflur ihrer Wangen und der Schalk in den kaſtanienbraunen Augen erluſtigten alt' und junge Herzen, und wenn ſie muthwillig die Bohnen und Erbſen oder Blumen ſchalt, falls lange keine Hausfrau oder Dirne zu Kauf und Verſchleiß kam, ſo hätt' Einer auch ſeine Lebzeit keine ſchönere Melodie verlangt, als den Schmelz ihrer Stimme. Deßhalb gingen die Rathsherren gern an Elsbeth vorüber, blieben auch gelegentlich, wie im Streit begriffen, ſtehen, um hinüber zu blinzen, der Zeit der Muthigſte ſich ein Maibüſchlein oder eine Roſe kaufte. Aber auch die anderen Bürger und Herren hatten offene Augen, und machte ſich gar Mancher weiß, es ſei der nächſte Weg zum Sendlingerthore, wenn er thalwärts an Sanct Onuphrius vorbeiſchritt — mußt' er dann gleichwohl um die halbe Stadt gehen, um an ſein Ziel zu gelangen.

Die Verliebteſten waren freilich der Kreuzer Heinrich — und der ältere, ihr ſonſt unbekannte Herr am Raththurmfenſter. Aber was die Beſcheidenheit des Letzteren betraf, war Elsbeth im Irrthum, denn da lag was Anderes zu Grund.

Eines inneren Rathes Actuario, Herrn Hieronymo Wurzel ſtand nämlich ein entſetzliches Liebeshinderniß im Wege, und dieß war kein anderes, als die Donnerwetter gebärende Ehe mit der Frau Sibille, durch die er ſein Amt erworben, und leichter hätte er unternommen, etwelche Lindwürmer zu bekämpfen, als vor ſeine Ehehälfte zu treten mit ſchuldbeladenem Gewiſſen.

Doch gerade an dieſem Tage war ſeine Geduld zu Ende. Denn Elsbeth hatte gar zu freundlich heraufgelächelt, ſeine Frau ihm hingegen verboten, künftig mehr in die Bürgertrinkſtube am Fiſchbrunnen zu gehen, wo er ſich in letzter Zeit durch ſeinen Geifer gegen Guſtav Adolph als einen äußerſt muthigen Mann erwieſen hatte, wenn er auch zu Hauſe unter dem Pantoffel ſeufzte.

Eben war Heinrich von Elsbeth geſchieden, als Herr Hieronymus vom Schreibtiſch aufſprang und die Feder hinſchleuderte. Lange konnte er keine Worte finden, ſo große Wuth hatte ihn ergriffen; dafür trommelte er aber auf dem Tiſche, dann auf dem nächſtſtehenden Kaſten herum, fuhr ſich in die Haare und ſchlug ſich mehrmals heftig vor die Stirne.

Endlich brach das Gewitter los.

„Ha!“ rief er. „Mir das, der ich meinem Verſtande gemäß Bürgermeiſter ſein ſoll, der ich weit beſſere Reime mache, als Hans Sachs, der ich dem Guſtavus mehr ſchade, als die ganze kaiſerliche Armee?! Ich nicht mehr in die Trinkſtube gehen? Ha nimmermehr!“

Dabei machte er einen Satz linksum, daß er einen ganzen Stoß Acten zu Boden warf.

Jetzt gerieth Herr Hyeronimus erſt recht in Wuth. „Was?!“ rief er, „ihr wollt mich auch noch ärgern —“ zugleich packte er einen Act nach dem andern und warf ihn wieder hin, daß es knallte und ſchallte — „ihr verdammten Kopfverdreher von grauem Papier mit euerem Grips Graps, daß Einem das Augenlicht vergeht! Ihr ſeid ſchuld, für euch bin ich um meine goldene Freiheit gekommen! Ihr kommt mir gerade recht, ihr Teufel! —“

Mit beiden Füßen ſprang er auf die unſchuldigen Acten und trat aus Leibeskräften darauf herum — „Jetzt gerade geh' ich recht früh in die Trinkſtub' und halt eine Red' und werfe Reimlein aus, jetzt gerade fang' ich mit der Maid da unten an, weil's dich ärgert, du Hauskreuz, du — du Ehteufel — ein Tyrann will ich ſein, ein Barbar — wart, du ſollſt mich kennen lernen! —"

Es läutete Mittag. Herr Hieronymus hielt ein.

„Was —? Mittag iſt's?" rief er — ſchnell ſchichtete er die Acten auf. „Nun das gäb' wieder einen Lärmen, wenn ich zu ſpät käm'!"

Hinaus flog er.

2.

Wer aber doch Wort hielt, das war Herr Hieronymus Wurzel.

Gewaltig ſpectaculirte er Abends, und da die rechte Zeit gekommen war, ſtieg er auf einen Tiſch, daſelbſt er eine heftige Rede gegen Guſtav Adolph hielt. Der Beifall erhitzte ihn immer mehr, bis er zuletzt herausfuhr:

„Alſo iſt's und nicht anders! An uns ſoll der ſchwediſche Haifiſch ſein Lorbeerreis nicht vermehren! Nichts iſt ſein Sieg, als ein aufgeblaſenes Meer, dem der Steuermann nicht zu viel trauen mag, ſintemalen ihm leicht der Sturm ein großes Loch in ſein Schiff reißt. Der Tilly iſt todt? Ja, todt iſt er, aber von Ingolſtadt iſt abgezogen der Herr Guſtavus und alle Zeit iſt er verloren, ſo männiglich drein haut und ſticht und keinerlei Quartier gibt, bis den Hunden von Finnen und Lappen der Schreck in die Knochen fahrt, als ſäß ihnen der leibhaftige Teufel im Nacken! Wart, was du für Augen machſt, du Sectirer, du Länderüberrumpler, du Heidenkönig, du Gelblederkönig mit deiner ſchmutzigen Montur! Wart nur, wann die zwölf Apoſtel zu pfeifen anfangen, das metallene Schwein im ſchwediſchen Blut bad't und der Huißa mit den Kettenkugeln ſcherzt! Aber da wirſt machen, daß d' heimgehſt! Da ſchau her, wirſt ſagen, die haben das rechte Zeug bei der Hand, da mag ich Nichts mehr wiſſen, zuletzt kämen ſie mir

gar noch über's Waſſer in's Schwediſche 'nüber und verbrennten mir meine Stadt! Gelt, das Magdeburg brennt dir vor den Augen und das Merſeburg haben wir dir weggeſchappt: ha, ha, ha, fahr zu, Glück auf die Reiſ', haſt 'n Landarzt, daß er dir die blauen Fleck' vertreibt?!"

Ein Beifallsſturm erfolgte und Alles verlangte Sprüchlein und Reime.

„Da ſind ſie ſchon!" rief Herr Hieronymus und griff in die Taſche — aufgemerkt! „Die Finnen und Lappen, die ſollen Nichts dertappen!" Weiters: „Die kaiſerlichen Kroaten ſind in der Victory und thun große Thaten!" Wieder eins: „Der Schwed' will kränken das Reich, thut er einen falſchen Streich!" Noch eins: „Greift der Schwed' nach Deutſchland, haut ihn der Kaiſer auf die Hand!" Wieder eins: „Grabt in's Loch der ſchwediſche Dachs, treibt ihn 'raus der Kurfürſt Max!" Abermal eines: „Für Guſtavus den Großen iſt auch eine Kugel goßen!" Wieder eines: „Der König hat den Degen, der Kurfürſt hat den Segen!" Aufgemerkt: „Ein großes Maul hat Goliath, der David ihn beſieget hat!" Noch eines: „Kommt er nach Bayern in's Haus, geht er nimmer hinaus!" Und ein anderes: „Als Tigerthier angefangen, als Haſenthier davongegangen!" Und das letzte: „Das Wort im Zweifel, die Seel' beim Teufel!" Hab's ſelbſt verfaßt, hat's mein Vetter gedruckt, und ſo der Schwed' mit tauſend Stuck ſchießt, ich ſchieß' mit tauſend Sprüchlein, und ſeid Ihr Alle, wie ich, ſo hat's keine Noth und fürcht' keinen Tod!"

Hui fuhren und flatterten die Reime auf die Zuhörer los, jeder mit einem Bildlein geziert, und war deßhalb großer Jubel unter den Menſchen in der Trinkſtube.

Als Herr Hieronymus mit ſeinen mageren Beinen vom Tiſche ſtieg, wurde er ſogleich umringt und des Zutrinkens und Anſtoßens war kein Ende. Er hatte es nun in ſeinem Leben noch nie über eine Kanne gebracht, aber hier galt es, ſich wieder als Mann zu zeigen, weßhalb er lärmend nach allen Seiten entſprach und dazu einen Reim um den anderen producirte. Das Ende vom Liede

war, daß er alsbald blitzbeschossen war und auf dem besten Wege, die Henne nicht mehr vom Ei unterscheiden zu können.

So war es acht Uhr geworden.

Die letzten zwei Stockgäste gingen mit einem: „Gott segn' es Euch, Herr Actuarius!" ihrer Wege, während Herr Hieronymus, den Kopf gesenkt, die Hände im Flaus, auf seinem dreibeinigen Stuhle saß, mit dem einen Fuß mehrmals auf den Boden schlug und dazu überlustig lallte: „Wird's schon segnen, hi, hi, wart du verfluchter Schwed', du sollst mich kennen lernen! Ruinirt wirst du, heruntergerissen, heruntergeworfen von deiner Gloria!"

Er war eben im besten Zuge, als er einen leichten Schlag auf der Schulter verspürte.

Mit einem Schrei fuhr er auf — denn sein erster Gedanke ging auf seine böse Sibille — und wollte zur Thüre hinaus, so gut es die wankenden Verhältnisse gestatteten. Eine feste, männliche Stimme hemmte aber seine Flucht, darauf er sich wendete, mit dem einen Beine bedeutend über das andere schlagend und den nächsten Holzstuhl ergreifend, auf dessen Lehne gestützt er unter einigem Schwanken seiner dreifüßigen Krücke, wie seiner selbst, die Person betrachtete, welche ihm zugerufen hatte.

Es war dieß ein Mann von mittleren Jahren und schlichtem Äußern, in bürgerlicher Gewandung.

Dieß ermuthigte Herrn Hieronymus sehr, um so mehr, als ihm der Mann, welchen er den ganzen Abend über in einer Ecke gesehen, eine nicht unehrerbietige Reverenz zu Theil werden ließ.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" lallte er, sich möglichst in die Brust werfend „Wohl gemerkt, ich bin eines wohlweisen, gestrengen, inneren Rathes hiesiger kurfürstlicher Residenz wohlgelahrter Actuarius Hieronymus Wurzel!"

„Den zu sehen und zu bewundern, ich nach München gekommen bin," entgegnete Jener, „und — "

„Also Ihr habt von mir gehört?" fiel Herr Hieronymus ein.

„In Nähe und Ferne erklingt Euer Name," war die Antwort; „Euere Sprüchlein gehen von Mund zu Mund. Auch die, so

Ihr heute zum Beſten gabt, — ſeht, ich habe ſie alle hier — werden Eueren Ruhm vermehren. Iſt aber der verwünſchte Schwede erſt ganz vernichtet, wird man Euch billig an die Seite der größten Feldherren ſetzen, denn die Feder iſt ein ſcharfes und ſpitziges Schwert!“

„Ihr ſeid ja ein Ehrenmann!“ rief der Herr Actuarius, „Ihr wollt das Verdienſt anerkennen! Herr, wir müſſen — ja, wir müſſen noch eine Kanne trinken!“

„Mir eine große Ehre,“ ſagte der Fremde und ließ den Zinndeckel am Preishumpen fallen.

In Kurzem war der ſchäumende Gerſtenſaft kredenzt, der ſchläferige Aufwärter, Gregor, ſchnarchte hingegen auch bald wieder hinter'm Ofen.

Gar ehrerbietig ſprach nun der ſchlichte Fremde, und Herrn Hieronymus wurde allgemach abſonderlich wohl zu Muthe. Nach oftmaligem Anſtoßen war er von beſtem Vertrauen nicht minder voll, als von gottſeligem Zechernebel, ſo daß er dem Verkünder ſeines ausgebreiteten Ruhmes ein über das andere Mal um den Hals fiel und rief: „Ihr ſeid ein Mann, wie's wenige gibt, Ihr haßt die Schweden und die böſen Weiber! Ihr ſeid fortan mein Buſenfreund, Ihr — Ihr ganz allein und kein Anderer!“

„Aber ſagt mir nur,“ ſprach der neue Buſenfreund, „ſolltet Ihr wohl auch Gegner haben? Gäbe es wohl zu München Leute, die's mit den Schwediſchen halten könnten?“

„Leider, leider,“ rief Herr Hieronymus, in den Tiſch ſchlagend, „aber man kennt ſie, o man kennt ſie wohl, wie geheim ſie's auch halten. Wollt Ihr ſie auch kennen —?“ Und mit einem wüthenden Perſant zählte er einige Verdächtige her, nicht darauf achtend, daß der Fremde, wie tändelnd, ihre Namen auf ein Stück Papier ſchrieb.

„Aber was kümmern mich dieſe ohnmächtigen Freunde des Königs,“ ſagte Letzterer, „die Feinde möcht' ich lieber wiſſen, die ihn recht glühend haſſen, als echte Patrioten, gleich Euch, trefflicher Mann und überwertheſter Freund meiner Seele! Wüßt' und kennt' ich ſie, morgen ging ich hin und ſagte: wer iſt der Geſcheidteſte

zu München, der Bürgermeiſter oder der Actuarius? Allemal der Actuarius! Den tragt, den hebt, den befördert, der und kein Anderer iſt werth, daß Ihr ihn zum beſten Amt wählt, wann die Zeit da iſt!“

„Bruder, Freund, glanzgoldener Herzensfreund!“ rief Herr Hieronymus, „Euere Hand, gebt mir Euere Hand, Ihr Ehrenmann, Ihr ganz merkwürdiger Ehrenmann, ſo ſeines Gleichen nimmer hat im ganzen deutſchen Reich; — kommt, kommt, ſag' ich, wenn ich Bürgermeiſter bin, und verlangt, — ja verlangt, was Ihr wollt, verſteht Ihr —?“ Dabei ſtieß er an und rief, nachdem er einen Schluck gethan hatte: „Meiner Seel', Ihr ſollt ſie kennen, dieſe Ehrenmänner, dieſe großen, dieſe ungeheueren Ehrenmänner — Alle ſollt Ihr ſie kennen, — angefangen vom — vom Herrn Jacobus Pronner bis zum Herrn Johannes Stöberle und — und vom Pater Brummer bis zum Pa — Pater Geminianus und Philibert — —“

Der Fremde hatte in Kurzem ein Verzeichniß aller Haupt-Schwedenfeinde und Wortführer in Handen, das er auf dem Knie unterm Tiſche verfaßt, während er, den Kopf auf die Hand geſtützt, Herrn Hieronymus anſah und deſſen Gedächtniß laut bewunderte.

„Viel Dank“ — ſagte er dann, ſich erhebend, „Herr Actuarius, ich bin Euer Schuldner.“ Zugleich klopfte er ihn mit dem Papier auf den Scheitel. „Nun, der Gelblederkönig wird ſich ſchon bei Euch bedanken, wenn er einmal kommt, Herr Bürgermeiſter in spe! Ha, ha, ha, behüt' Euch Gott, grüßt mir die Frau Sibille und die Wortführer gegen Adolphus! Sie liegen mir recht am Herzen, ſeht Ihr —?“ Er lachte und ſteckte höhniſch das Verzeichniß zu ſich. Dieſer entſchiedene Hohn gab dem Herrn Hieronymus plötzlich Aufklärung; er fuhr auf, und rief höchſt ergrimmt: „Ein Spion, ein Spion! Wach' auf, Gregor! Hilf Gregor!“ Er rief dieß, während der Fremde verſchwand. Da Gregor nicht erwachte, ſo unternahm er ſelbſt die Verfolgung. Es kam ihm aber vor, als führ' er auf einem wildſchwankenden Schiff, weßhalb er ſtatt zur Thüre, hinter den Ofen gelangte und daſelbſt den Gregor ſo

unſanft berührte, daß dieſer aus dem Schlafe kam und die vermeintliche Beleidigung ſehr unfreundlich erwiederte. Ein großer Kampf entſpann ſich, bei dem Herr Hieronymus leider den Kürzeren zog, und trotz allen Proteſtationen in Gefahr ſtand, aus der Trinkſtube hinauszufliegen, in der er kurz vorher ſo großen Ruhm erworben.

In dem Augenblicke, da ihm dieſe unermeßliche Schmach drohte, ging aber die Thür' auf — und herein drängte ſich durch beide Kämpfer — Frau Sibille mit weiblich brennendem Kopfe und nicht liebevoll geſchwungener Rechten.

Jetzt war alles Verderben los!

Herr Hieronymus ſchrie laut auf und wollte ſich vertheidigen, aber ſeine Zunge war ſo ſchwer, daß er ſich mehr ſchadete, als nützte.

Kurz, dieſer glorreichſte aller Abende in Hieronymi Wurzel's geſammtem Leben nahm ein höchſt bedauernswerthes Ende. Unter großen Vorwürfen und Drohungen führte Frau Sibille den theuern Gatten am rechten Ohr aus der Trinkſtube — und hinüber zu Sanct Onuphri Haus, woſelbſt im letzten Stockwerke das glückliche Ehepaar wohnte. Nie hat wohl ein Ehemann in ſo lauter Demüthigung und Zerknirſchung ſeine Behauſung betreten. Nachdem die Mitinwohner ein grauenvolles Gerumpel und Gepolter auf der Treppe vernommen, erfreuten ſie ſich noch lange eines anſehnlichen Lärmens und Getobes über ihren ruheloſen Häuptern.

Aber Herr Hieronymus ſchloß ſelbſt lange kein Auge, denn er war ſehr zornig.

Oft fuhr er aus dem Bett auf und ballte im Finſtern die Fauſt gegen Frau Sibille hinaus. So bald ſie ſich aber rührte, fiel er ſogleich wieder nieder und deckte ſich tief bis über die Naſe zu. Als er endlich ſchlief, ſah er im Traume den Spion vor ſich — und immer wieder den Spion!

Der Spion ſollte ihm noch gar manche Sorge bereiten!

3.

Um die zehnte Stunde derſelben Nacht ſtand Einer gar ſehnſüchtig am Gitterfenſter, gerade wo das Rathhaus in die Burggaſſe einlenkt und ſah hinaus.

Der war kein Anderer, als der Kreuzer Heinrich. Wohl hatte auch er Wort gehalten. Der Elsbeth zum Trotz war er zu Zechen und Würfelſpiel gegangen, wilder Streit hatte ſich entſponnen, und ſo wenig Herr war er ſeiner loſen Zunge geblieben, daß er auf Gott und alle Welt loszog, am Mindeſten aber die Rathsherren verſchonte. Zuletzt war ihm nichts mehr recht, zu München und im ganzen Land und als er nichts Anderes mehr fand, gab er gar dem Schwedenkönig ſeinen Beifall, dabei laut höhnend, wie Der den Herren ſchon das rechte Lichtlein aufſtecken werde, wenn ſie ſich nicht beſſer zuſammennähmen. Dieſer äußerſt böswillig ſcheinende Sermon brachte ihm alsbald ſehr ſchlechte Früchte, ſo daß er ſich mit einem Mal an dem Orte befand, der oben bezeichnet wurde. Die neue Heimath gefiel ihm gar wenig, und da er wohl einſah, der wohlweiſe Rath halte ihn für einen ſehr wilden Kopf, wo nicht gar einen Verräther, ſo ſah er im Geiſte ſchon die ellenlangen Protocolle, und was noch weit ſchlimmer, die Daumſchrauben und andere noch kräftigere Inſtrumenta, die einem ſchon eine Lüge entlocken mochten dazumal, wär' die Seel' auch ſo rein geweſen, wie Schnee und weiße Blüh'.

„Heinrich, Heinrich," ſagte er vor ſich hin, „ja, wenn du nur da draußen wär'ſt! Erſt iſt dir die ganze Welt zu eng geweſen und jetzt haſt keine Anſprach', als die vier nackten Wänd'! Ei, ei, ei, aber das iſt eine böſe Geſchicht'! Was wird die Elsbeth ſagen, wenn ſie hört, wie mich die ſtrengen Herren ſo liebgewonnen haben, daß ſie mich gar nimmer fortlaſſen wollen! O weh, jetzt hat ſie wieder recht und ich bin zu Schanden geworden mit meinem Trotz!"

An der Thüre raſſelte es und herein trat Herr Petrus Pannacker, der Schließer. Er hatte ſchon ein Stück Brod gebracht;

jetzt bracht' er wieder Etwas, und zwar einen Krug voll von demjenigen Wein, den Heinrich gar so ungern auf die Zunge brachte. Er ließ die Thüre ein wenig geöffnet, wollte den Krug hinstellen und wieder seiner Wege gehen.

Heinrich lüsterte der offene Pfad das Wenige nicht an.

„Wie gut Ihr seid," sprach er. „Nein, Ihr habt schon ein so liebes, freundliches Aussehen, daß ich Euch mein ganzes Vertrauen schenken könnte!"

„So —?" versetzte Jener. „Wollt Ihr Euere Verbrechen gestehen?"

„Gern, rief Heinrich, „wenn ich nur was begangen hätt' —!"

„So pfeift der Vogel?" fiel Herr Pannacker finster ein. „Nun, das wird sich schon zeigen."

„Aber ich bin gewiß unschuldig!" betheuerte Heinrich.

„Das wird sich schon zeigen," donnerte ihn sein trotziger Nährvater an. „Wollt Ihr nicht gestehen, so wird man Euch im Falkenthurm schon dazu bringen! Sollt Ihr aber auch unschuldig sein, allemal ist's gut, daß Ihr eingesperrt seid, denn Ihr seid wohl ein lockerer Gesell — da!" Bei diesem Worte setzte er den Krug fest hin.

„Der Teufel fahr' in Eueren Krug," rief Heinrich, „trinkt das Wasser selbst!" Wie der Wind fuhr er an ihm vorüber und zur Thüre hinaus, die er zuschlug und eiligst sperrte. Eben so ging es bei der äußeren Thüre, und unbekümmert um das Geschrei des Herrn Pannacker eilte er, den ganzen Schlüsselbund in der Hand, über die Straße in die Bögen und von da über den Platz nächst Sanct Onuphrius unter die anderen finsteren Bögen. Hier stand er still, aber jetzt drangen die Sorgen erst recht auf ihn ein. Es war Nacht, alle Häuser waren geschlossen, die Stadtthore auch, und wollte er in der Stadt bleiben, so hätte der helle Tag ihm noch weniger Sicherheit gebracht, und fort — fort von München, wo die Elsbeth lebte — nimmermehr!

Wie er so ganz rathlos dastand, klang die zehnte Stunde

vom Petersthurm herab. Es ward ihm, als habe der Himmel ihm einen Wink gegeben.

„Gottes Stimm' ist gute Stimm'!" sagte er rasch und freudig bewegt. Sein Muth kehrte zurück. „Schreit zu, Herr Pannacker, und vergebt, daß ich den Schlüssel nicht ablasse!" höhnte er gutmüthig zurück; drauf wollte er eilig die Bögen entlang und zu Sanct Peter hinüber. Da hielt er wieder an. Er hörte Kunrad's, des alten Nachtwächters, hohle Stimme vom Rindermarkt herabtönen. Die Hellebarde fürchtete er wohl nicht, aber besser dünkt' es ihm doch, sich hinter einem Kram zu verbergen.

Bald stand der Alte nahe bei ihm an der Ecke still. Heftig stieß er in das Horn und rief dann:

„Ihr Herren und Frauen,
Laßt Euch sagen,
Thut's nit viel trauen
Und nit wagen,
Gebt's Acht auf Feuer und Licht,
Daß kein Unglück geschicht,
Bet's, daß der Türk' nit kommt
Und Pest und Noth
Und der Schwed' — helf' Got!"

Worauf er wieder in das Horn stieß und seiner Wege gehen wollte. Jetzt aber vernahm er das Lärmen vom Rathhaus herüber.

„Was ist das?" murrte er. „Meiner Seel', das kömmt von der Gitterkeuch', da haben sie Einen eingesperrt. Wart, ich will dir mit der Hellebard' am Fenster raspeln, wenn d' keine Ruh' gibst, du Kreuzwetter-Sapperment mit deinem Rumorn, daß die Rathsherrn nit schlafen können und ihre Frau'n!" Er stellte die Laterne nieder, da er wieder hieher zurückkehren mußte, und eilte, so gut es ging, auf das fragliche Fenster los. Heinrich aber raunte: „Gott sei's gedankt, jetzt ist der Weg gut finden!" Kaum war Herr Kunrad auf halbem Weg, als Jener die Laterne ergriff — und mit den Worten: „Himmel, jetzt hilf, daß ein Schlüssel aufsperrt oder der andere!" eilte er zum Thurm. Einer

Digitized by Google

— der zweite — der dritte — der vierte ſperrte auf — drin war er. — Herr Kunrad war mittlerweile auch an Ort und Stelle und arbeitete mit vielen Schmähungen auf das Gitter los, daß es hallte und ſchallte. Endlich überbot der Gefangene den Lärmen. „Treibt Euch der Teufel?“ ging es los. „Kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja Petrus Pannacker, hört doch auf mit dem Schlagen und Rumoren!“

„Ihr ſeid's?“ gab der Nachtwächter zurück. „Wie kommt Ihr da hinein?“

Unter großem Klagen gab Jener von Heinrich's Streich Bericht und verlangte Allarm, auf daß er von ſeiner Haft befreit werde.

Aber das war in den Wind geredet.

Längſt war die Schließerſtelle Kunrad's heißeſter Wunſch geweſen, und Herr Pannacker ihm vorgezogen worden. Er konnte alſo jetzt trefflich Rache nehmen, weßhalb er höhnte: „Was? Euch hätte ein Arreſtant eingeſperrt? Alle Zeit iſt das erlogen! Ihr habt wohl ſelbſt einen ſchlechten Streich vollführt und ſitzt jetzt ſelber einmal im Käfig!“

„Aber hört doch in Wetters Namen,“ fiel Jener drein, „ich bin ja ſo unſchuldig, als wie —“

„Das wird ſich ſchon zeigen!“ gab der Nachtwächter zurück. „Wollt Ihr nicht geſtehen, ſo bringt man Euch ſchon mit den Daumſchrauben dazu und der fahrenden Liſel!“ Herr Pannacker wurde wie wüthend über dieſe Worte, der Andere aber fuhr überaus ſchadenfroh darein: „Unſchuldig oder nicht, allemal kann's Euch nit ſchaden, daß Ihr einmal ſitzt, Ihr Amtwegſchnapper, Ihr Weglauerer, der den verdienten Leuten das tägliche Brod verſchlagt!“

Jetzt gerieth Herr Pannacker außer ſich. „Kreuzblitzkanonenteufelsdonnerwetter,“ tobte er heraus, „taugt Ihr etwan beſſer auf meine Stell'?“

„Allemal,“ ſpottete der Andere, „denn Ihr habt den Arreſtanten von dannen gelaſſen, ich aber laſſ' Euch ſitzen! Das zum Lohn, Herr Petrus Pannacker, der die Weisheit mit Löffeln gegeſſen, ſo

Ihr nicht gar zu Nürnberg wart, wo ſie's Einem mit dem Trichter eingießen!"

„Ha, du verſtockter Hellebardirer," ſchrie Jener, „da ſagſt du mir, der du Wach' haltſt, wann die Katzen auf den Dächern miauen, und deinen Namen nicht ſchreiben kannſt? Der böſe Feind fahr' dir in deine Wanderſchaft —!" Eine Fluth von Schmähungen folgte nach, aber der Nachtwächter ging lachend ſeiner Wege und ſtieß immer in ſein Horn, ſo oft ſein Gegner wieder einen Schwall auf ihn losgelaſſen hatte.

Als er aber zurückkam und die Laterne nicht mehr fand — da überlief es ihn eiskalt. „Sollte der böſe Feind —?" lallte er. Es ſchüttelte ihn. Aber was thun? Er mußte eine Laterne haben — noch ſtand er unſchlüſſig, als die Schaarwache auf ihn ſtieß.

„Morgen wird's gemeld't," trotzte der Anführer, „vorwärts marſch!"

Daß es Herrn Pannacker für ſeinen Theil nicht gut erging, leidet wohl keinen Zweifel. Er wurde ſehr ſtreng vernommen, zur Herbeiſchaffung neuer Schlüſſel verurtheilt und auf eintägige, ſcharfe Haft bei Waſſer und Brod geſetzt. Sein Zorn ging aber in höchſte Wonne über, da ſich plötzlich die Thüre des Gefängniſſes öffnete und hereintrat — Herr Kunrad, der Nachtwächter, dem ein ergrimmter, wohlweiſer, innerer Rath eine gleiche Poen auferlegt „von wegen nicht vorfindlicher Laterne, respective abſonderlich culpoſer Gerirung in Punkto zu vollführenden Nachtdienſtes!"

4.

Der Kreuzer Heinrich ſtieg und ſtieg jedoch beim Scheine der verhängnißvollen Laterne immer höher, dabei wieder vom Zweifel geängſtiget, ob Hinneriz, ſeines Vaters alter Freund — oder ſein Wechſelmann die Reihe der Wache habe. Letzteren kannte er nicht.

Als er am Ziele war, fand er die Thüre vor der letzten Treppe verſchloſſen. Was nun thun? Rufen, klopfen, oder warten

bis die Nacht vorüber wäre? Er verſuchte wiederholt, die Thüre zu öffnen, es gelang aber nicht. Nun ſchritt er wieder hinab und ſetzte ſich auf einen Zwickbalken gerade über den Glocken. Das war aber eine böſe Angelegenheit. Denn wann es ſchlug, brummte es ſo entſetzlich herauf und ſchüttelte ihn, daß ſeines Bleibens da nicht war. Er verſuchte alſo ſein Glück noch einmal, ſtieg hinauf und klopfte nun ganz leiſe an die Thüre — ein zweites Mal — es erfolgte Nichts. Jetzt zog er wieder ab und ſtieg tiefer, ſo daß ihm die Glocken über dem Haupte zu hängen kamen. Da war es aber noch ſchlimmer. Es donnerte herunter, wann es die Viertelſtunden ſchlug, als wollt' es den ganzen Thurm und ihm den Kopf dazu ſpalten.

Da fiel ihm ein, was ſeine Mutter oft zu ihm geſprochen. Gottes Stimm' und Urtheil donnere dereinſt auf die Böſen herab beim letzten Gericht, und er möge Acht haben, daß nicht auch ihn ein ſo böſes Schickſal treffe. Dazumal hatte er der Mutter Warnung wohl mit nur halbgläubigem Herzen empfangen und nicht ſonderlich darauf geachtet. Aber ſpäter, mitten im Taumel ſeines ziemlich lockeren Lebens bei Spiel und Becher, fühlte er ſein Herz doch recht leer — weil er ſich dem Himmel entfremdet hatte. Da kam's ihm dann mit Gewalt zu Sinne, was die gute Mutter geſagt, die nun im Grabe lag und die er ſo gerne wieder zum Leben gebracht hätte — wär' ihm auch auferlegt worden, den Hügel abzuſchwemmen mit vielen Thränenſtrömen und ſie auszugraben mit blutiger Nägel Haſt und Verlangen. So heilig iſt der Mutter Lieb' und Wort, daß große Reue ſicherlich über Den kommt, welcher ſie gekränkt in der Seele mit noch ſo geringem Fehl — wüßte er auch, daß ſie ihm Alles im Himmel vergeben habe und verziehen!

So lag es denn auch ſchwer auf Heinrich's Seele, und wie er ſo Viertelſtunde um Viertelſtunde über ſeinem Haupte verdröhnen und in leiſen Schwingungen des Tones verſchwimmen hörte, bis ſie für ewig verhallt war, darauf er wieder in der Todesſtille daſaß, die Nichts unterbrach, als das ſchnarrende Uhrwerk — da

fiel's ihm ein, wie er Stunde um Stunde vergeudet habe im Leben, und wie bald vielleicht seine letzte kommen möchte.

„Ich will mich bessern," sagte er, die Hände in einander klammernd und sein Haupt tief darauf herabsenkend. Es wandelte ihn unaussprechliche Wehmuth und Sehnsucht nach heißem Gebet an, darin er lange gar nachlässig gewesen war. — „In der Stunde schwöre ich, mich zu bessern —!"

Er hatte diese Worte kaum gelispelt, als der Hammer mit riesenhaften Schlägen Mitternacht verkündete. Mit jedem Schlage schien die Gewalt des Tones zuzunehmen, als spräch' es mit furchtbar feierlicher, überirdischer Donnerstimme zu ihm, stets mehr in ihn dringend und ihn an die Lösung seines Versprechens mahnend.

Er sank auf die Kniee, und noch lag er so, da der letzte Hauch des Glockenschlages schon lange verbebt hatte. Er fühlte sich gestärkt und ermuthigt. Denn das Gebet ist ein kräftiges Mittel, den Himmel in's Herz aufzunehmen — und wo er waltet, da wenden sich ab die Dämone der Verzweiflung und haben die Schrecken der Erde keine Macht mehr über den Menschen.

„Ich will hinauf," sagte er fest vor sich hin, „und den Thürmer wecken. Gott wird es lenken, daß mir nichts Übles widerfährt und mir Zuflucht nicht versagt wird!" Er erhob sich und stieg die steile Treppe wieder empor mit so kräftigen Schritten, daß die Stufen knarrten. Dabei klirrten seine Schlüssel von Zeit zu Zeit.

Das Alles hörte der alte Hinneriz gar wohl, und wie er auch seit langen Jahren an die nächtliche Einsamkeit hoch über den Häuptern der Menschen gewöhnt war, überfiel ihn doch jetzt großer Schrecken.

Schon vorher hatte er das Gehen und Tappen, das Schlüsselklirren, drauf das leise und drauf wieder das stärkere Klopfen vernommen. Wohl hatte er sich gehütet, zu öffnen, vielmehr das Kreuz geschlagen und gelauscht, und da es wieder hinabschritt, nichts Anderes gemeint — als, der Thurm sei mit einem Mal

beſchworen und beſchrien, oder hab' ſich gar die Seele ſeines Wechſelmannes, des alten Merian, eingeſtellt, der ſchon mehrere Tage ſchwer krank gelegen, nun etwa das Zeitliche geſegnet habe und ihm nun ſein Valet ſagen wolle. In Angſt hatte er nun die zwölfte Stunde nachſchlagen laſſen, die gefährliche Stunde, in der ſich die Gräber öffnen und die Grüfte, daß die Todten zum Vorſchein kommen. Da er alſo vernahm, wie es wieder kam, laut knarrend, klirrend und raſſelnd, ſo kann ſich Jeder denken, wie es dem Thürmer zu Muth ward in damaliger Zeit.

„Gott ſteh' mir bei!" lallte er und ſah, die Haare geſträubt, auf die Thüre hinab mit ſtarren Blicken, in der Linken feſt das Holzcrucifix haltend, das er von der Wand genommen. Immer näher kam es, zuletzt blieb es vor der Thüre ſtehen und nun — klopfte es mit einem Male heftig.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" ſtammelte er, das Crucifix zitternd vor ſich ſtreckend. „Wer klopft da unten?"

„Ich bin's!" kam es ihm entgegen — wohl erkannte Heinrich ſeine Stimme — „Eueres alten Freundes Sohn bin ich: Heinrich. Die Liebe zum Vater mögt Ihr jetzt beweiſen. Macht auf, Ihr könnt mich von großem Leid erretten!"

Nun war es entſchieden für den Thürmer. Das lockere Söhnlein ſeines Freundes war ſicher im Taumel des Leichtſinns von der Welt geſchieden ohne Reue und Buß'.

„Ich ſoll dir helfen — ich?" ſtammelte er. „Beten will ich für dich, arme Seele, geh' von hinnen, beten will ich, daß der Herr dir deine Sünden vergibt!"

„Was Ihr ſagt?" rief Heinrich. „Ihr denkt wohl, ich ſei meine Seele, nein, ich bin's ſchon ſelber mit Fleiſch und Blut!"

„Ihr ſeid es ſelber!" rief Hinneriz, freier athmend. „Was wollt Ihr denn da oben um die ſpäte Zeit?"

„Ei, eingeſperrt haben's mich —" antwortete Heinrich, „da bin ich davon und kann nirgends ſicher bleiben. So bin ich zu Euch herauf gekommen!"

Jetzt kam der Thürmer wieder ganz zur Beſinnung. Er

öffnete die Thüre. — „Ihr habt mir keinen kleinen Schrecken eingejagt," ſagte er, ihm in's Geſicht leuchtend.

Heinrich ſtieg hinauf, Hinneriz folgte. In Kurzem war Alles berichtet.

„Ja, was wollt Ihr aber weiters thun?" fragte der Alte, den Kopf ſchüttelnd — „da könnt Ihr doch nicht für immer bleiben."

„Laßt den Zorn nur verrauchen," ſagte Heinrich, „dann wird ſich's ſchon wieder geben. Ihr geht dann zum Pater Emmeranus, der ſeligen Mutter allerzeitigen Beichtherren, der wird ſchon Mittel machen."

„Da ſieht man, was Ihr für ein leichtſinniger Geſelle ſeid," ſprach Hinneriz. „Alſo wenig habt Ihr ihn aufgeſucht, daß Ihr nicht wißt, wie er ſchon ſechs Wochen unter der Erde liegt?!"

„Iſt das möglich —?" ſagte Heinrich wehmüthig. „Wieder Einer fort, der mir gute Lehren gegeben hat."

„Todt iſt er," ſprach Hinneriz. „Und wenn ihn Euere Mutter fragt, da wird er ſchlechten Bericht von Euch geben."

Heinrich ergriff die Hand des Alten. „Ich will ein anderer Menſch werden," ſagte er, ihn feſt und treu anſchauend.

„Wär' nicht mehr zu früh," entgegnete Hinneriz halbgläubig. „Ihr ungerathener Sohn ſo braver Eltern!" Er ſetzte ſich.

Heinrich wiſchte ſich die Thränen aus den Augen. Der Thürmer prüfte ihn mit ernſten Blicken.

„Wohlan denn," ſagte er, „ſo bleibt bei mir, ich will mein ſchlichtes Eſſen mit Euch theilen. Ich werd' Euch nicht verrathen — der Mann auch nicht, ſo des Merian Stelle aus Freundſchaft verſieht, und meine Tochter auch nicht, wenn ſie Mittags kömmt. Wird aber ſchon geſorgt, daß ſie Euch nicht zu ſehen bekömmt, meine Elsbeth. Seht, das iſt ein Kind zu ihres Vaters Freud' und wird einſt eines Mannes Glück. Eine ſolche Jungfrau wird Euch nie zu Theil werden, wo immer Ihr anklopft an ehrenfeſter Leute Thüren, ſo lang' ihr Nichts ſeid und Euch' nicht beſſert, da Ihr dem lieben Herrgott bis jetzt nur den Tag abgeſtohlen. Daß Ihr

mir aber mindeſtens da nicht faullenzt, dafür weiß ich ein trefflich Mittel! Merian's alter Freund mag immerhin da oben den Wechſelmann vorſtellen, Ihr aber ſollt ſeinen Dienſt verſehen, nachſchlagen laſſen und lugen, ob's nirgends Feuer gibt. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?"

„Ja, freilich will ich!" rief Heinrich, dem die Worte von der Elsbeth das Herz zerriſſen. „Alles thu' ich, was Ihr verlangt!" Er ging lebhaft auf Hinneriz zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und ſah in Wehmuth auf ihn nieder. „Alles, Alles!" wiederholte er leiſer.

5.

Als Herr Hieronymus am Morgen nach ſeiner Niederlage aus ſeinem Kämmerlein ſchritt, that er einen lauten Schrei. Frau Sibille lag in ihrem Bett da — wie todt. Sonder Zweifel hatte ſie in Folge des großen Zornes der Schlag getroffen. Kaum athmete ſie mehr, der Puls ſtand faſt ganz ſtill, und bleich war ſie wie die Wand. Jetzt hätte ſich die Bosheit und Barbarei des Herrn Hieronymus bewähren können, aber mit beiden war es nicht weit her, vielmehr überwallte ihn das lebhafteſte Pflichtgefühl.

Er ſtürzte die Treppe hinab, um einen Arzt aufzutreiben.

Der nächſte wohnte im Erkerhauſe an der Roſengaſſe. Herr Hieronymus eilte durch die finſteren Bögen, mehrmals ſtolpernd, wie es noch heutzutage Vielen geht, die über die Holzleiſten und das Geſtieg' und Geſtaffel ihren Weg nehmen. Athemlos riß er an der Glocke — aber Doctor Columbanus war nicht zu Hauſe. Er rannte hinüber in die Dienersgaſſe zum Doctor Stromerius. Nicht zu Hauſe. Jetzt eilte er in die Gruftgaſſe zu Doctor Pölzelius. Auch nicht zu Hauſe. Es fiel ihm keiner mehr ein, als der Doctor Theophraſtus Hortius im Thal unten, der erſt kurze Zeit in München war. Er ſtürmte eben am Sanct Onuphrius und der Elsbeth vorbei — die ihn zum erſten Mal in ganzer Figur und mit nicht geringer Anerkennung ſeiner Schnelligkeit erblickte — als er die

drei erſtgenannten Herren im lebhafteſten Geſpräche beiſammenſtehen ſah und zwar gar nicht weit von der Elsbeth.

Aber Herr Hieronymus mußte ſich die unangenehme, nun ſichere Entdeckung, daß er nicht mehr ledig ſei, gefallen laſſen. Er rief alſo muthig: „Gerade recht kommt Ihr mir, Ihr Herren, ſonſt wär' ich zum Doctor Theophraſtus Hortius in's Thal hinab. Meine Sibille liegt auf den Tod krank!“ Er hatte aber noch nicht vollendet, ſo kam Doctor Theophraſtus Hortius durch den Raththurmbogen, und zwar ſehr eilig, da er ſeinen Namen gehört hatte.

„Hic est Doctor Theophraſtus Hortius!“ rief er. „Was ſteht zu Befehl?“

Herr Hieronymus war in ein böſes Garn gegangen. Er durfte keinen der vier Herren beleidigen, bat alſo nur, einer derſelben möge ſich heraufbemühen. Ein vierſtimmiges „Ich ſtehe zu Dienſten“ erfolgte, worauf Doctor Columbanus, der in Sanct Onuphri Haus Beſcheid wußte, ſich ſogleich auf den Weg machte. Aber die anderen Drei ließen das nicht ſo geſchehen. Sie eilten ihm nach, holten ihn ein, und nun begann unter den finſteren Bögen ein gewaltiger Streit um den Eingang respective die Übernahme der Kranken. Herr Hieronymus hatte gut drängen und flehen, es half Alles nichts. Jemehr er den Zuſtand der Frau Sibilla ſchilderte, deſto mehr ſchleuderten die Herren Theſen, Hypotheſen und Conjecturen aufeinander los und ſchworen auf ihre Heilmittel.

„Venaesectio et scarificatio!“ rief Doctor Theophraſtus Hortius. „Das Blut muß heraus, und koſtete es den letzten Tropfen! Was nützt das Blut im Leibe der Menſchen, wenn es den Tod herbeiführt? Man laſſe ihr auf beiden Armen zur Ader, dreißig Unzen, dazu ſechs Schröpfköpfe auf den Rücken! Es hilft, und wenn nicht, noch dreißig Unzen! Hinaus mit dem verfluchten Blut, Blut iſt der Fluch der Menſchheit. Man laſſe Jedermann zwei Mal im Jahr zur Ader und jedem Kinde gleich nach der Geburt, damit ſich der Körper ſogleich an das Aderlaſſen gewöhne!“

Mit wüthendem Geſchrei bekämpften die anderen drei Herren die Blutbegierde ihres Collegen. „Eheu, imbecilitas imbecilitatum!“ höhnte Doctor Columbanus. „Blut iſt der Quell des Lebens! Hier hilft nur das Veſicans. Pflaſter iſt das Univerſalmittel! Emplastrum Cantharidum auf den Rücken, Hydrargyri auf die Bruſt, Ichtyocollae telae auf den Hals, gummosum auf die Arme, Sinapis auf die Beine und die Ferſen und auf den Kopf, Pflaſter auf den ganzen Leib, ohne Pflaſter keine Rettung!“

Jetzt wurde die Pflaſter-Ekſtaſe von der Purgirwuth des Doctor Pölzelius überboten. „Eheu insania!“ rief er. „Was Blut, was Pflaſter! Im Purgiren iſt der Triumph der Medicin! Sennesblätter, Rhabarber — der Menſch nehme nichts, denn ſauere Milch und täglich acht Löffel meines Elixirs und es wird ihm Nichts fehlen!“

Jetzt fuhr erſt Doctor Stromerius dazwiſchen. „Venaesectio,“ donnerte er mit tiefem Baſſe, „Narrheit, Vesicantia Tollheit, Purgantia Barbarei, Raſerei! In aqua vis est et in sulphure! Man ſetze ſie in ein kaltes Bad und zünde ihr Schwefel unter der Naſe an! Ich allein kann ſie retten.“

Die Worte Waſſer und Schwefel wurden mit gräulichem Hohngelächter erwiedert — Doctor Stromerius aber drang in die Thüre, ſchleuderte den Doctor Pölzelius zurück, zwängte die anderen zwei Herren zu beiden Seiten an die Wand und ſtürmte die Treppe hinauf. Die Beſiegten erneuerten jedoch, dem Doctor Stromerius folgend, den Kampf an der Thür oben, wobei Ein und der Andere gelegentlich mehrere Stufen herunterpolterte; zuletzt trug indeſſen Doctor Stromerius den Sieg davon, indem er, Herrn Hieronymus den Schlüſſel entreißend, ſchnell aufſperrte und der Erſte in der Wohnung war — konnt' er auch nicht verhindern, daß die Anderen ſogleich nachkamen.

Da lag nun Frau Sibille Wurzel — gelb und ſteif wie eine Wachsfigur.

„Ich glaube gar, ſie iſt todt!“ jammerte Herr Hieronymus. „Wahrhaftig, ſie iſt todt!“

„Wie könnt Ihr das behaupten," ſprach Doctor Stromerius, „ehe der Arzt geſprochen hat?" Er hatte ſchon die Hand am Puls.

„Todt" — ſagte er dann — „mindeſtens ſcheintodt. Man ſetze ſie für alle Fälle in ein kaltes Bad und zünde ihr eine Meſſerſpitze Schwefel unter der Naſe an. Wacht ſie auf, ſo laſſe man mich holen. Meine Deſerviten pro consultatione betragen zwei Gulden. Guten Morgen." Worauf er ſich beabſchiedete.

Doctor Pölzelius ſah ihm ſpöttiſch nach.

„Todt" — ſagte er — „vielleicht ſcheintodt. Man öffne ihr mit einem Löffel den Mund und gieße ihr dieß ein." Er zog eine Glasflaſche aus der Taſche. „Kommt ſie darauf nicht zu ſich, ſo dürft Ihr annehmen, daß ſie wirklich todt ſei, kommt ſie aber zu ſich, ſo weiß man, wo ich wohne. Meine Deſerviten pro consultatione machen zwei Gulden. Das Elixirium einen halben Gulden. Guten Morgen." Fort ging er.

Doctor Theophraſtus Hortius hatte den Puls ſchon ergriffen, während er dem Abgehenden über die Schulter mit verachtenden Blicken nachſchaute.

„Todt," ſprach er dann — „ja, ſie dürfte todt ſein. Sollte ſie aber nicht todt ſein, ſo hilft nur die Aderläſſe und gehörige Schröpfung. Man laſſe ihr vierzig Unzen zur Ader und ſetze ihr zwei und dreißig Schröpfköpfe. Kömmt ſie zu ſich, holt man mich. Meine Deſerviten pro consultatione betragen zwei Gulden. Guten Morgen." Er empfahl ſich.

Doctor Columbanus war der Letzte. Mit unbeſchreiblicher Verachtung ſah hinwieder er ſeinem Collegen nach und fühlte den Puls.

„Sie iſt nicht todt!" ſagte er feierlich.

„Nicht —?" rief Herr Hieronymus.

„Nein," entgegnete Jener, ein großes Stück Pflaſter hervorziehend und es der Frau Sibille bis hoch an das Kinn über den Hals legend. „Dieß Pflaſter bringt Euere Frau wieder gänzlich zum Leben. Bringt aber dieß Pflaſter Euere Frau nicht zum Leben, ſo iſt ſie todt — und zwar nur deßhalb, weil man ihr das

Pflaſter zu ſpät aufgelegt hat. Man weiß übrigens, wo ich wohne. Meine Deſerviten pro consultatione betragen zwei Gulden, Emplastrum achtzehn Kreuzer. Guten Morgen.“ Damit ging er von dannen.

Herr Hieronymus aber ſtand wie vernichtet. „Acht Gulden acht und vierzig Kreuzer!“ rief er. „Sie brächte mich um's Leben, wenn ſie das wüßte; — o heiliger Onuphrius, ſie wird doch nicht — —“ Die Angſt war unnütz. Frau Sibille war von hinnen geſchieden und in den Himmel eingegangen, wenn ihr der liebe Gott nicht erſt eine Doſis Fegfeuer verordnete. Wenige Tage darauf ging Herr Hieronymus mit der Leiche in abſonderlicher Rührung, die um ſo ſichtbarer wurde, als ſich Elsbeth dem Zuge angeſchloſſen hatte. Da er ſeiner Frau drei Schaufeln Erde gab, murmelte er: „Ihr habt mich viel geplagt, Frau Sibille, aber jetzt iſt's vorbei — Gott hab' Euch ſelig!“

6.

Nunmehr war Herr Hieronymus ein freier Mann. Dennoch war er in einer ſehr ſchlimmen Lage. Denn ſäumte er mit ſeinen Bewerbungen, ſo konnte ihm ein Anderer zuvorkommen, und beeilte er ſich, konnte es ihm Elsbeth übel nehmen, daß er das Trauerjahr ſo frevelhaft beginne. Er beſchloß alſo ein Anderes, was in der Mitte lag, und das war: Nächſter Tage durch Klagen über ſeinen Verluſt mit Elsbeth anzubinden und ſo mit ihrer Achtung ihre Liebe zu gewinnen.

Die allererſte Zeit aber verlegte er ſich nur auf eine ſchwermüthige Stellung am Raththurmfenſter, und, was ihn höchlich entzückte — er glaubte an Elsbeth gleichfalls Schwermuth zu entdecken.

Aber dieß Entzücken wahr ſehr unbegründet.

Vor Elsbeth's Seele ſchwebte nicht ſein, ſondern Heinrich's Bild. Sie hatte von ſeiner Gefangennehmung und Flucht gehört und machte ſich nun die größten Vorwürfe. Und was wird die Zukunft bringen?! dachte ſie — hätt' ich ihn doch nicht ſo von

mir geſtoßen — aber wer hätte gedacht, daß er es ſo nähme! Ich hätte ja wohl milder ſein ſollen — freilich, ich hätte ihn ja gewiß geführt, ermahnt, gebeſſert. Jetzt iſt er fort — —!

All ihr Trotz war wie weggeblaſen. Die Roſen auf ihren Wangen bleichten und ihre frohen Neckereien waren erſtorben.

Zum vierten Male war ſie nun ſchon auf dem Thurme, ſeit Heinrich verſchwunden, und noch immer ahnte ſie nicht, wie nahe Der ſei, den ſie ſo aus tiefſter Seele liebte. Da ſtand ſie und ſah vom Geländer weg ſinnend hinaus, dorthin und dahin.

Wo mochte Heinrich wohl jetzt weilen, wo ruhelos wandern?!

So ſchön war Alles in der Ferne. Im friſcheſten Grüne lachten die Wieſen, die Bäume prangten ſchon auf in reichem Schmuck, Alles ſchien ihr belebt, ja beſeelt im ſchöpferiſchen Strahl der Maienſonne: die Ebenen ringsum mit den Dörfern und einſamen Hütten, ſo heiter, ſo friedſam lagen ſie da, und die Alpen drüben in ihrer leuchtend blauen Gewandung ſahen ſo freundlich herüber, als mahnten ſie: kommt zu uns, hier iſt Ruhe und ſtilles Glück! Das Alles hatte Elsbeth ſonſt freudig ergriffen und ſo wunderſam heilig froh geſtimmt, daß es ſie anwandelte wie Vorgefühl reinſter Himmelsfreude.

Jetzt war es anders.

Dem Vater entging die düſtre Stimmung der Elsbeth keineswegs.

„Was fehlt dir, Elsbeth?“ fragte er.

„Was ſollte mir fehlen —?“ entgegnete ſie, ein freundliches Lächeln auf die Lippen zwingend. Aber die Zähren in den Augen zu löſchen, hatte ſie keine Zeit, ſo unverſehens war der Vater hinzugetreten. „Seid Ihr mit dem Mahl zu Ende?“ ſetzte ſie geſchäftig bei.

„Wohl, wohl!“ ſagte Hinneriz und ſah, ſich halbwendend, wie ſie abräumte und ſich zum Fortgehen ſchickte, während ſie einen Theil der Speiſe auf den Schrank ſetzte. Den Theil bekam dann Heinrich. Angeblich war's aber des Vaters Abendmahlzeit.

Digitized by Google

„Sonſt braucht Ihr Nichts, Vater?“ fragte ſie.

„Nein, Kind, ich brauch' Nichts — aber —“

Elsbeth ſchien dieß Aber nicht zu hören, ſondern eilte mit einem: „Behüt' Euch Gott“ die Treppe hinab.

„Dich auch!“ ſagte der Thürmer. Er ſtieg etliche Stufen hinunter — „Elsbeth, hör' doch —!“ ließ er dem Mädchen folgen — aber ſie ſchien auch dieß nicht zu hören, und der Thürmer ſtand in Gedanken da.

Als er in ſein Stübchen und Heinrich aus ſeinem Verſtecke trat, ſchüttelte er, immer mehr in Zweifeln, den Kopf. „Was kann das ſein, Heinrich?“ ſprach er. „Bleich iſt ſie, am Gitter ſinnirte ſie hinaus in die weite Ferne, dorthin, und Thränen hab' ich in ihren Augen geſehen.“

Heinrich ſtand am Fenſter.

„Wer kann das wiſſen!“ ſagte Der halblaut.

Dann ging er langſam hinaus und lehnte ſich an den Ausgang, deſſen Schwelle er nicht überſchreiten durfte. „Liebt ſie einen Anderen?“ ſummſte er wehmüthig vor ſich hin. „Wär's etwa auch hoffnungsloſe Lieb'!? Wenn das wär' — gelt, Elsbeth, das ſchmerzt — da kannſt ſeh'n und erfahren, wie's dem armen Kreuzer Heinrich zu Muth iſt!“

7.

So waren denn viele Sorgen über Heinrich, Elsbeth und den alten Thürmer gekommen.

Aber, was waren dieſe Sorgen gegen jene, welche über alle anderen Bewohner Münchens, inſonderheit aber Herren Hieronymus Wurzel hereinbrachen.

Es war am ſiebenten Tage nach Heinrich's Flucht, als Herr Hieronymus Mittags in der Schenke — denn Frau Sibilla konnte jetzt nimmer für ihn kochen — plötzlich den Löffel in die Suppe fallen ließ, ſo ungeheuerer Schrecken ergiff ihn.

Er hatte nämlich höchſt verhängnißvolle Worte mehrerer, raſch

vorbeigehenden Bürger vernommen. In dieſem Augenblicke kamen wieder ein Paar des Weges, und Herr Hieronymus vernahm deutlich die geflügelten Worte: „Die Schweden, die Schweden!“

Wem aller Appetit verging, das war Herrn Hieronymus.

In größter Haſt bezahlte er, ergriff den Schmalkrempenhut und machte ſich auf den Weg gegen den Hauptplatz zu.

Da fand er eine Menge Menſchen, die ſich Alle mit ſchrecklichen Nachrichten trugen, ſo ſchon im Lauf des Vormittags und zumal jetzt gekommen ſeien und dahin gingen, daß die Schweden anrückten.

Herr Hieronymus drängte ſich durch die Menge und machte ſich in das Rathhaus hinauf. Da fand er nähere Auskunft. Die Schweden kämen wirklich, hieß es, und Stadtobriſt, Bürgermeiſter, Rathsherren, die waren, wie begreiflich, in nicht geringem Allarm. Denn, was gab's da nicht zu ſorgen, vorzuſchlagen, zu verwerfen und zu bekämpfen für und wider; kurz, da ging es zu, wie's im Rathhaus noch nicht erlebt worden war.

Schon hatte man in den letzten Tagen erfahren, Kurfürſt Maximilian ſei in die Oberpfalz marſchirt, um ſich zum Wallenſtein zu ſammeln, der im Böhmiſchen mit der kaiſerlichen Armee ſtand, Guſtav Adolph aber habe ſich, wohl zum Schein, nach Bayern gewendet, um die Vereinigung zu verhindern, den Kurfürſten zurückzuhalten und dann dem Wallenſtein ſelbſt zu Leibe zu ſteigen. Dem war aber nicht ſo. Vielmehr hatte Guſtav jetzt wenig Luſt, dem Letzteren oder dem Kurfürſten in den Weg zu treten, ſondern hatte den Weg gen Böhmen eingeſchlagen, dann erſt, ohne daß es der Kurfürſt ahnen konnte, wieder eine Diverſion gemacht und ſich plötzlich nach Bayern gewendet. Mehrere Städte waren ſchon in ſeiner Gewalt, Boten über Boten kamen jetzt an, und der letzte derſelben meldete — Landshut ſei gefallen. Der Schwedenkönig wolle es verbrennen, drauf nach München ziehen und es gleichfalls den Flammen opfern als Sühne für das große Feuer zu Magdeburg. Diejenigen aber, welche die Gemüther gegen ihn erhitzt, ſollten ſeinen beſondern Zorn empfinden, und wenn es ihnen

nicht ſchlechter erginge, dürfe ſich Jedweder doch gefaßt machen, gefangen oder mindeſtens als Geißel davongeführt zu werden.

So wurde Wahres berichtet und dazu erfunden oder gelogen.

Die oberen Herren von München waren alſo billig in großer Bewegung und wegen Vertheidigung oder Übergabe in Zwieſpalt und Bedrängniß. Da aber männiglich bald zur Einſicht gekommen, es ſei die Stadt nicht zu vertheidigen, ſintemalen zwar Kanonen die Menge im Zeughaus ſtünden, hingegen ſo wenig Pulver vorhanden, daß man ſie nicht lange ſpeiſen könne, auch von der geringen Beſatzung kein Heil zu erwarten ſein dürfte — ſo blieb allein übrig, der Gewalt für den Augenblick zu weichen.

Als man darüber Eins geworden war, berieth man ſich nur, wie der Zorn des Schwedenkönigs am Beſten zu mildern, und was zu thun und richten ſei, um ſo wenig als möglich zu verlieren, wenn ihm zu Sinne käme, plündern zu laſſen oder ſonſt mitzunehmen, was gut und ſchön wäre.

Demnach wurde eiligſt angeordnet, Dieß fortzuſchaffen oder Jenes zu vergraben, und unter Letzterem befanden ſich die hundert und vierzig Kanonen, ſo beim Zeughauſe ſtanden. Dieſe ſollten der Erde übergeben werden. Unter ihnen waren die zwölf Apoſtel, das metallene Schwein, der Huißa mit den Kettenkugeln und viele andere wilde Kriegsungeheuer mit großen Rachen, ſo viel Pulver und mächtige Kugeln verſchlucken konnten. Die „große Donnerbüchs" aber ward mit was Milderem zu Grab gelegt, als da war eine goldene Patrone von drei hundert tauſend Ducaten, die man dem Guſtavus gar nicht gern laſſen mochte. Die Herren hatten alſo ihre Sinne in ſo weit wieder in der Gewalt.

Nicht ſo aber Herr Hieronymus.

Gerne hätte er ſich den Widerſpruch der Ereigniſſe mit ſeinen Reden gefallen laſſen, aber die Drohung des Schwedenkönigs, ſeine Widerſacher beim Kopf zu nehmen, war ein zu grauenvoller Abgrund. Alle ſeine Schmähworte und Reime fielen ihm ein, die halbe Stadt wußte ſicherlich, daß er ein großer Feind des Adolphus ſei, und hätt' es Dem kein Menſch geſagt, ſo hatte ihn doch ſicher

Einer verrathen — und der war der Fremde aus der Trinkſtube, das längſt drohende Bild ſeiner Träume. Schon ſah er ſich in Ketten, verhört, gefoltert, geköpft oder an einem Pfahle pampelnd, wo nicht gar geviertheilt von ſchwediſcher Seite — und wenn er da mit heiler Haut davon käme, konnte der Spion nicht verrathen, was er ihm ſonſt mitgetheilt? Da mochte wieder die Stadt ein furchtbares Gericht über ihn ergehen laſſen. Was ſollte er nun thun? Auf die Tiſche ſteigen und zur Vertheidigung aneifern? Vergebene Arbeit. Zur Übergabe rathen? Dazu brauchte man ihn nicht. Und ob es dem Guſtavus wieder zu Ohren käme, wäre erſt wieder die Frage geweſen. Wie er alſo ſeinem Amte vorſtand, kann ſich Jeder denken. Bald fing er an, auf der Kehrſeite zu ſchreiben, bald verſpritzte er das Papier, ehe er die Feder angeſetzt, daß er einmal die Tinte ſtatt des Streuſandes über die Schrift goß, verſteht ſich von ſelbſt, und hatte er einmal einen Bogen voll, ſo hatte er gewiß den Namen Guſtavus dreimal mit in den Text geſchrieben, ſo daß er Alles wieder zerreißen mußte. Dann eilte er wohl mit verzauſten Haaren zum Fenſter, ſah zur Elsbeth hinunter und rief mit größter Wehmuth: „O Ehrgeiz, zu was treibſt du die Menſchen! Wer hätte gedacht, daß ich ſtatt des Brautbettes das Schaffot beſteigen müßte!“

Am nächſten Tage war Herr Hieronymus ſchon ſo perplex, daß er dreimal um das Rathhaus ging, bis er den Eingang fand, und als er Oben war, hielt er des Bürgermeiſters Zimmer für die Kanzlei und berührte denſelben beim raſchen Eintreten ſo unſanft, daß er mit äußerſt langer Naſe und ergiebigem Verweiſe abziehen mußte.

In der Kanzlei ging dafür ſein Jammer erſt recht los.

Er zerraufte ſich die Haare und ſchlug ſich, wie damals wegen der Frau Sibilla, ſehr oft vor die Stirne, und das zwar wechſelweiſe in allen vier Ecken der Stube, bald verzweiflungsvoll gegen die Wand gekehrt, bald das Geſicht zur Decke gewendet. Überall ſah er das Geſpenſt des Spions hinter ſich, vor ſich, neben ſich, ſo daß er in beſtändige Flucht gerieth, welche nur dadurch eine

plötzliche Unterbrechung erlitt, daß er eine ganze Reihe Acten umstieß — im Versuche, ihren Sturz zu hindern, den Tisch mit zum Fall brachte und, selbst darniedergerissen, unter großem Gepolter förmlich begraben wurde — worauf von ihm nichts mehr zu sehen war, als die Beine und sein zerrauftes Haupt.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und auf der Schwelle stand der Bürgermeister und ein Rathsherr.

Der Erstere aber sagte: „Herr Actuarius Hieronymus Wurzel gerirt sich in neuester Zeit sehr zweideutig. Sollten sich dergleichen Anfälle repetiren, so dürfte einem wohlweisen Rath obliegen, ein anderes Individuum zu erwählen, so sich auch in politicis ruhiger verhält, sintemalen es nicht ganz zweifelhaft erscheint, es dürfte sothanem Actuario Hieronymo Wurzel darüber der Verstand verkehrt worden sein. Für jetzt möchte es nicht schaden, den Doctor Theophrastus Hortius rufen zu lassen, um ihn einiger ärztlichen Vorsorge zu unterwerfen — und zu einem Parere zu gelangen, ob man sich fortan auf den Actuarium Hieronymum Wurzel verlassen könne oder aber nicht."

Mit einem Rufe des Entsetzens arbeitete sich der unglückselige Herr Hieronymus unter seinen Acten empor, um seinen Verstand zu vindiciren, aber die Herren waren schon fort.

„Mein Amt soll ich verlieren," rief er auffahrend, „und den Theophrastus Hortius wollen sie mir über den Hals schicken?!" Er rannte zwiefach verzweifelt auf und nieder. „Das mir, ha, Entsetzen, ha, Frevel, ha, unerhörte Kühnheit!"

Aber es kam doch so.

In Kurzem ging die Thüre wieder auf und herein trat, majestätisch und mit sehr drohenden Augenbrauen, Doctor Theophrastus Hortius.

„Bleibt mir vom Leib, verfluchter Blutdoctor!" fuhr Herr Hieronymus ihn an und sprang an das andere Ende des Zimmers.

„Ha, da ist kein Zweifel," sprach Jener, „hier ist vollkommene Insania!"

Zugleich stürmte er auf ihn los.

Herr Hieronymus blieb aber nicht ſtehen, ſondern machte linksum und ſchoß die Kanzlei entlang — hinter ihm drein Doctor Theophraſtus Hortius, der vor Blutbegierde noch weit toller war, als Jener vor Angſt, und das Aderlaſſen weit nöthiger gehabt hätte, als Herr Hieronymus. „Nur zwölf Unzen," war das erſte Feldgeſchrei geweſen. Aber mit jeder neuen Verfolgung war es um zehn geſtiegen, und da es zwölf Uhr ſchlug, hätte Herr Hieronymus nicht genug Blut im Leibe gehabt, um den gelehrten Vampyr zu befriedigen, der mit einer langen rothen Binde und ſeinem Inſtrumente hinter ihm hertobte und ihn alle Zeit an den Rockſchößen zurückriß, ſo oft er zur Thüre hinaus wollte.

Jetzt wurde es Herrn Hieronymus hell im Kopf, ein Gedanke durchzuckte ihn.

In aller Eile ergriff er die alte, rothgefranſte Hellebarde, welche ſeit langen Zeiten hinter den Käſten in der Ecke ſtand.

„Ha, du verfluchter Blutzabzapfer," ſchrie er, „jetzt biſt du in meiner Hand!"

Dabei fuhr er auf Doctor Theophraſtus Hortius los.

„Insania — delirium acutissimum — zu Hilfe!" rief Der.

Herr Hieronymus ließ ſich nicht ſchrecken, ſondern jagte ihn ſechsmal um die Kanzlei herum und fuchtelte ſo hinter ihm her, daß ihm die rothe Aderlaßbinde an der Hellebarde hängen blieb.

Schon war Jener über alle Stühle und Tiſche geſprungen, als die Thüre wieder aufging und der Bürgermeiſter und mehrere Rathsherren ſichtbar wurden.

Doctor Theophraſtus Hortius ſtürzte ſogleich hinaus, indem er einige wohlweiſe Herren bei Seite ſchleuderte; Herr Hieronymus rannte ihm nach und verfolgte ihn durch viele Zimmer, Säle und Gänge bis über die Treppe hinab mit ſo großer Wuth, daß er dem entſetzten Doctor noch einen kleinen Stich in den Rücken verſetzte, als es ihm endlich gelang, das Freie zu gewinnen — —

8.

„Trag's Eſſen wieder hinab zur Baſ', ich komm' hin!" ſagte Hinneriz zur Tochter, die er um die Mittagsſtunde auf der Treppe im Thurm erwartet hatte. „Ich habe ein Geſchäft in der Stadt!" ſetzte er bei.

„Da will ich aber gleich wieder herauf," gab Elsbeth zurück, „es muß ja doch nachſchlagen, Vater —"

„Iſt ſchon geſorgt," fiel Hinneriz ein und ſchritt hinab. Elsbeth folgte. Aber es kam ihr ſonderbar vor. Ehe ſie in den Thurm getreten, hatte ſie den einzigen Mann geſehen, der Oben ſein ſollte, des alten Merian's Freund. Als ſie ſich vom Vater getrennt, ließ es ſie nicht mehr ruhig. Sie dachte was, aber ſie wagte kaum, es zu denken. In aller Eile trug ſie das Mahl zur Baſe. In kürzeſter Zeit aber war ſie wieder im Thurm und ſtieg ungeduldig hinan. Die letzten drei Stufen knarrten.

„Seid Ihr ſchon zurück, Hinneriz?" rief es ihr entgegen — und Heinrich trat vor die Thüre.

„Heinrich!" lallte Elsbeth. „So hat meine Ahnung doch eingetroffen?!"

Feſt klammerte ſie ſich an das Geländer. Ihr ſchwindelte.

„Ja, ich bin's —" ſagte Jener, „der arme Kreuzer Heinrich, den Ihr von Euch geſtoßen, den ſie eingeſperrt haben, weil ihn die Verzweiflung auf's Neue in's lockere Leben geriſſen. O Elsbeth, wie leicht wär's Euch geworden, mich zu beſſern!"

„Gewiß?" fragte Elsbeth hochathmend.

„So gewiß mir Gott in mein Herz ſieht!" entgegnete Heinrich wehmüthig.

„Und die ganze Zeit ſeid Ihr da Oben geweſen —?"

„Die ganze Zeit! Hätt' ja längſt wieder fortgekonnt — aber, was nützt mir die ganze Welt und alle Sicherheit, wenn ich meinen Qualen nicht entgeh'! Wo Ihr nicht in der Näh' ſeid,

da ist kein Aufenthalt für mich — und fort wär' ich um keinen Preis!"

„Also habt Ihr mich denn gar so lieb?!" lispelte Elsbeth, beide Hände am Geländer und ihm dabei in's Gesicht schauend, daß er die Thränen in den schönen, dunklen Augen wohl sehen konnte.

„O, meine Elsbeth," sagte Heinrich, „wenn Ihr wüßtet, wie lieb ich Euch hab' und wie geduldig ich jetzt bin! Die halbe Ewigkeit wollt' ich jetzt warten, wenn's nachher was werden könnt' — und das Spielen und Zechen hab' ich auch verlernt da heroben, dürft's mir glauben. Ein ganz anderer Mensch bin ich worden."

„Ist das wahr?" rief Elsbeth, „ist's aber gewiß wahr?"

„Gewiß ist's wahr — gelogen hab' ich mein Lebtag' nicht," — betheuerte er — „aber was sollen die Reden, was liegt Euch dran, bin ich gut oder bin ich bös!"

„Und fragen könnt Ihr auch noch, Heinrich — o mein lieber Gott —!" Elsbeth wankte hinauf bis zur letzten Stufe. —

„Was ist das!" rief Heinrich, „ja was soll — Elsbeth, sagt Elsbeth, wär's möglich, Ihr süße, Ihr herzige Maid —!?"

Aber sie konnte Nichts sagen.

„Heinrich, mein Heinrich!" lallte sie nur — an das hochpochende Herz des Jünglings sinkend.

9.

Die Nachricht, daß Gustavus Landshut verschont habe, beruhigte Die zu München nicht so besonders. Konnt' es ja leicht sein, daß er seinen ganzen Zorn auf die Hauptstadt verspare. Den nächsten Tag sollten die Schweden einrücken. Jetzt war es zehn Uhr Abend. Alles war zu München in Bewegung, an den Schlaf dachte kein Mensch. Am Wenigsten Herr Hieronymus. Er irrte verzweiflungsvoll durch die engen und weiten, belebten und abgelegenen Gassen. So war er an das Zeughaus gekommen.

In tiefſtes Nachdenken über ſein entſetzlich drohendes Schickſal verſunken, ſtand er da.

„Der Spion,“ ſummſte er vor ſich hin, „ha, der Spion!“

Ein tüchtiger Schlag auf die Schulter weckte ihn aus ſeinen Träumen. Er ſchaute auf, ſah einem Mann in's Geſicht und that einen Schreckensruf — es war der Spion aus der Trinkſtube.

„Was ſchreit Ihr denn ſo, Herr Actuarius?“ ſagte Jener. „Hütet Euch doch, Ihr könntet die Kanonen aufwecken, ſo da Unten begraben liegen und ſchlafen.“

„Kanonen, Kanonen?“ lallte Herr Hieronymus, der von Nichts wußte, und warf einen Blick durch das Geländer. Alle Kanonen waren verſchwunden.

„Was ſeid Ihr plötzlich ſo ſtill und furchtſam?“ höhnte der Andere. „Ich thu' Euch Nichts, vielmehr bin ich um Euch in Sorgen. Die Nachtluft iſt kalt. All' Euere Poëſei könnt' erſterben, wie ein junges Pflänzlein. Geht lieber heim und fabriciret etwelche Reime oder ſonſtige Weiſen zur freudigen Ankunft des Königs Guſtavus, des verfluchten Gelbleder-Königs in ſeiner ſchmutzigen Montur. Iſt ein guter Rath, glaubt mir, und herzlich gemeint; Ihr habt mir ja auch rechte Nachrichten gegeben von Schwedenfreunden und Schwedenfeinden. Wie, iſt Euch etwa bang, wenn's den Herren dran geht an die Hälſe und die Schöpfe? Was ſtünd' das Euch bös, dem herbſten Gegner, vor dem Guſtavus allzuviel Angſt hat, er möcht' ihm allein die ſchwediſche Armee ausrotten, ſo er ſie nit gar auf dem Kraut verſpeiſte!“ Ein höhniſches Gelächter folgte dieſen Worten.

„Habt Erbarmen — Erbarmen!“ lallte Herr Hieronymus.

„O, denkt ja nichts Böſes,“ ſpottete Jener fort, „der ſchwediſche Haifiſch wird Euch Nichts anhaben, als — doch wozu das? Sollt ſehen, er läßt Euch rufen und wird ſich bei Euch bedanken.“

„O gnädiger Gott!“ lallte Herr Hieronymus wieder, ſich das Geſicht bedeckend.

Als er wieder aufſchaute, war der Fremde ſpurlos

verschwunden. Nun waren alle Schrecken des Himmels über ihn hereingebrochen.

„Wohin, wohin?“ stammelte er. „Es ist entschieden, ich bin eine Beute des Todes, wenn ich länger in der Stadt verweile; der Schurke hat mir ja mein Schicksal prophezeit. Gustavus lasse mich rufen, sagt er, vielleicht läßt er mich vor seinen Augen ermorden, auf eine Weise, wie kein Mensch noch zum Tode gebracht worden ist —! Ja, fort muß ich, aber wohin, wohin —? Keinem Menschen kann ich mich anvertrauen, daß er mir rathe — die Thore sind auch geschlossen! O Jammer, o Entsetzen, o Elend, o Noth; o grausames Schicksal, was thun? Herr im Himmel, gib mir einen Gedanken, gib dem verzweifelten Hieronymus einen Gedanken.“

Es schlug halb eilf Uhr.

Er fuhr auf.

Wie für den Heinrich damals, war jetzt für den Actuarius der Glockenschlag eine Stimme vom Himmel. „Wo anders hin — als auf den Petersthurm?! Dank, Dank, gnädiger Himmel, für den Wink! Im Rathhaus ist Alles lebendig. Fort in des Bürgermeisters Zimmer — dort hängen die Schlüssel — Gott vergeb' mir die That, ich kann nicht anders!“

Im Bürgermeister-Zimmer war eine große Menge Räthe, Boten, Bürger und Kriegsleute.

Eben als Hieronymus eintrat, hörte er äußerst grimmig seinen Namen nennen und zwar vom Bürgermeister, der Seiner bedurfte. Herr Hieronymus hatte aber keine Lust zu einigem weiteren Aufenthalt, sondern arbeitete sich hinter dem Gedränge an den Wandschrank. Mit einem zitternden Griffe hatte er die Sorgen brechenden Schlüssel in seiner Gewalt, und wollte eben hinaus, als der Bürgermeister ihn erkannte.

„Seid Ihr einmal da, Herr Actuarius?“ donnerte er ihn an. „Auf der Stelle holt Ihr das große Register und findet Euch damit ein, so Ihr nicht wollt, daß man Euch Eueren sonderlich verwirrten Kopf zurecht setze!“

„Auf der Stelle, auf der Stelle, geſtrenger Herr Bürgermeiſter!“ rief Herr Hieronymus und zwängte ſich hinaus.

Wer aber nicht mit dem Regiſter kam, war Herr Hieronymus.

Vielmehr rannte er die Treppe des Rathhauſes hinunter, ſchlich um die Kirche herum an den Thurm — drin war er im nächſten Augenblick, und ſtieg in größter Eile im Finſtern fort und fort, bis er, nach häufigem Anſtoßen ſeiner Stirne und einigen ergiebigen Prellungen am rechten Arm und der linken Schulter auf die obere Thüre losklopfte und den alten Hinneriz um Hilfe und Rettung anflehte.

Derſelbe ſah zwar den Wachsthum der Colonie nicht mit Freuden — aber der Flüchtling war zu verzweifelt, als daß es der Thürmer über ſich bringen konnte, ihm einen Zufluchtsort zu verſagen, wie bang ihm auch ſelbſt dabei wurde.

10.

Guſtav Adolph war in München eingezogen.

Daß ein ſo tapferes Volk, wie die Münchener Bürger, knirſchte, daß man ſich unterwerfen müſſe, iſt wohl begreiflich. Der Unmuth milderte ſich freilich um Vieles, weil der Schwedenkönig hier ſeiner Rache Einhalt that und München vom Feuertode losſprach, ſonſt ſich auch faſt gütig erzeigte und wohl gar an manchem heiligen Ort einfand, wo die Menge anderen Glauben hatte, als er, aber große Pracht und Würde — auch treffliche Muſica zu finden und zu hören war. Seines Lebens froh wurde aber Keiner. Denn war im Ganzen die Milde Guſtavi groß — die hundert und vierzig Kanonen hatte er ſich doch alsbald zu Eigen gemacht und die drei hundert tauſend Ducaten in der Donnerbüchſe auch nicht verſchmäht — und da ihm die Stadt die geforderte Brandſchatzung nicht zum dritten Theil erlegte, zwei und vierzig Geißeln verlangt, unter welchen alle Die waren, ſo Herr Hieronymus als Schwedenfreſſer bezeichnet hatte.

Eines Morgens dröhnte heftiger Trommelwirbel durch die Stadt. Daſſelbe geſchah kurz vor Mittag.

„Biſt du da?“ fragte Hinneriz die Tochter Elsbeth, welche ihm ſo eben wieder ſein Mahl gebracht hatte, und zwar, wie ſeit Längerem, mehr als früher, weil ſich der Vater über gar großen Appetit beklagt hatte, wobei ihm aber nur ſeine Geſellſchaft auf dem Thurm im Sinne gelegen. „Was gibt es denn Unten, daß ſie ſo trommeln?“

„Ei, Vater,“ entgegnete Elsbeth, „das gilt dem Herrn Actuarius beim wohlweiſen, inneren Rath. Der iſt verſchwunden, heißt's, und wenn er ſich jetzt nicht ſtellt binnen einer Stund', ſo verliert er ſein Amt. Das Schlimmſte iſt dieß wohl für den armen Herrn Hieronymus, der mich ſtets ſo freundlich gegrüßt hat; aber Die im Rath ſind ſelber in rechter Verlegenheit, denn der Schwedenkönig will ihn ſehen, und jetzt wiſſen ſie nicht, woher nehmen, weil er gar nirgends zu finden iſt.“

Dieß Alles hörte Herr Hieronymus, im Kaſten verſteckt, gar wohl. Grauen und Verzweiflung überfielen ihn in ſchreiblichem Grade. Denn, ließ er ſich ſehen, war er ein Mann des Todes — ließ er ſich nicht ſehen, verlor er ſein Amt! In namenloſer Verzweiflung verharrte er gleichwohl, denn theuerer, als ſein Amt, war ihm ja doch ſein Leben.

Der Thürmer ſchien ſo wenig Antheil zu nehmen, daß Elsbeth in ſo viel größeres Bedauern ausbrach und den armen Herrn Hieronymus ſo lobte, wie er in ſeinen ſüßeſten Liebesträumen nie erwartet hätte. Er war von der ſchmerzlichſten Wonne durchdrungen, aber er wagte gleichwohl nicht, ſich zu regen.

Da führte der Himmel ſelbſt die Entdeckung herbei.

Herrn Hieronymum überfiel nämlich plötzlich ein großer Reiz zum Nießen, und im bemeldten Kaſten gellte es alsbald äußerſt heftig und zwar dreimal.

„Ja, was iſt denn das, wer iſt denn im Kaſten?“ rief Elsbeth.

Aber die Worte waren ihr kaum von den Lippen, als Herr

Hieronymus, ein viertes Mal nießend, die Kaſtenthüre aufdrückte und in Lebensgröße vor ihr ſtand.

„Ihr ſeid da?“ rief Elsbeth, in ein herzliches Lachen unwillkürlich ausbrechen wollend, das ſie aber in der Erinnerung an ſeine traurige Lage ſogleich bändigte.

„Ja, himmliſche Maid,“ rief er, „ich bin da und der Himmel hat mir einen Platz in Euer Herz geſtattet! Ihr liebt mich. Eilt hinab zu den gnädigen Herren und fleht, daß ſie mir mein Amt laſſen. Sie kämen gewiß wieder, ſie ſollten nur Geduld haben, bis der Schlachte — bis — bis der Schwedenkönig wieder abgezogen ſei. Nun aber käm' ich gleich! Und wenn Ihr mir die Liebesſp[illegible]erfüllt, ſo ſchwör' ich Euch Treue, bitte Eueren Vater um ſein Wort, und ſobald das Trauerjahr zu Ende iſt, ſeid Ihr —“

„Sicher nicht die Braut des Herrn Hieronymus Wurzel!“ rief es — und herein ſtürzte Heinrich, kühn, wie zu allen Zeiten, ſo auch jetzt Alles auf das Spiel ſetzend.

In Kurzem war Herr Hieronymus und der Thürmer über Heinrich's und Elsbeth's Liebe aufgeklärt.

„Und Ihr wagt es, lockerer Geſelle, meine Tochter zu lieben?“ donnerte Hinneriz.

„Trau'n, eine große Kühnheit!“ rief Herr Hieronymus. Aber im höchſten Grimme ſtürzte dafür Heinrich auf Herrn Hieronymus los, der ſich hinausflüchtete.

Vergeblich rief Hinneriz: „Bleibt, bleibt, man ſieht Euch, Ihr richtet Euch und mich zu Grunde!“

Die Gitterſchwelle war längſt überſchritten, der Actuarius rannte aus Leibeskräften am Geländer herum, Heinrich hinter ihm her unter gräßlicher Drohung, ihn über den Thurm hinabzuwerfen.

So ging die Jagd fort, bis Heinrich den nahe liegenden Schlüſſelbund ergriff und ihn mit Gewalt auf Herrn Hieronymus ſchleuderte. Der wich aber aus und ſchoß die Treppe hinunter, um ſich tiefer unten zu verbergen. Heinrich ſelbſt ſtarrte dem Schlüſſelbunde nach, der in die Stadt hinunterflog und zwiſchen

einer Menge Menſchen niederfiel, welche das Abenteuer auf dem Thurme bemerkt und ſich geſammelt hatten.

„In der nächſten Stunde ſitzt Ihr und ich im Kerker“ — ſagte Hinneriz in finſterer Verzweiflung — „das iſt der Lohn für meine Wohlthaten!“

Es währte keine halbe Stunde, ſo klirrte es auch ſchon die Treppe herauf.

Elsbeth warf ſich an Heinrich's Bruſt unter vielen Thränen.

Er ſuchte ſie zu tröſten, drückte ihre Hand an's Herz und ſagte: „Das Herz ſchlägt für dich in alle Ewigkeit, Gott ſteh' mir bei — und ſei bei dir, du liebe, du ſchöne Elsbeth!“

Drauf ging er muthig den Häſchern entgegen.

Herr Hieronymus aber war nicht ganz ſo muthig.

Um keinen Preis wollte er vom Balken herab, auf den er ſich geflüchtet hatte. Erſt als man ihm mit den Lanzen drohte, glitt er herunter, um ſeinen Leidensgang zum Guſtavus anzutreten.

Mittlerweile war Heinrich vor einen geſtrengen inneren Rath geführt worden, der ihn mit geballten Fäuſten, ſehr grimmigen Geſichtern, auch zornfunkelnden Augen empfing und ad protocollum vernahm — wobei der mit dem letzten Glockenſchlag neu erwählte Succeſſor des Herrn Hieronymus Wurzel mit größter Wichtigkeit amtirte.

11.

Es war in Kurfürſt Maximilian's ſtolzer, ſchöner Hofburg, Generale, Feldobriſten und Andere ſtanden in Menge um Guſtav Adolph und vernahmen ſeine Befehle. Da kam die Nachricht, man habe den Actuarium gefunden und wo. „Man laſſe ihn ein,“ ſagte Guſtav Adolph, „ich bin begierig, meinen Feind zu ſehen.“

Hereintrat, nicht ohne einigermaßen genöthigt zu werden, unter abſonderlich eben ſo tiefen, als ſchiefen Reverenzen, an allen Gliedern ſchlotternd, Herr Actuarius Hieronymus Wurzel und ſtammelte, auf die Kniee fallend:

„Wa — wa — wasmaßen Ihr mich, großer König — zu ſehen verlangt — ſo bin ich allhier angekommen. Ich weiß, mein Todesſtündlein iſt — da — laßt mich nur — nicht lange leiden — das iſt die einzige Gnad', die ich mir — ausbitte. Iſt mir auch der Tod — nicht unwillkommen, denn ich hab' ſo eben — gehört, daß ich — mein Amt verloren — und ein Anderer — eingeſetzt iſt. Sprecht es aus mein — Todesurtheil, großer König!" Aufgeblickt hatte er dabei nicht.

„Euer Todesurtheil —?" ſagte Guſtav Adolph lächelnd. „Fürwahr, Ihr habt mir bös mitgeſpielt," fuhr er in gebrochenen Worten fort, „mit Eueren Reimen und Reden. Seid wahrlich ein gefährlicher Mann. Ja, ſterben müßt Ihr, das iſt keine Frage! Aber — was gibt es da —?"

Man meldete, eine überaus ſchöne Jungfrau ſei im Vorſaal und bitte inſtändig, vorgelaſſen zu werden.

„Eine ſchöne Jungfrau —?" fiel Guſtav ein. „Iſt mir die Maid wohl auch Feind? Ei, das wär' ein noch gefährlicherer Feind, als der Herr Actuarius. — Laßt ſie ein!"

Im nächſten Augenblicke kniete Elsbeth vor dem König. In der Linken hielt ſie einen herrlichen, ſüßduftenden Blumenſtrauß, die Rechte erhebend, flehte ſie, mit in Thränen ſchwimmenden Augen zum mächtigen Sieger aufſchauend: „Gnade, Gnade, o großer, ſiegreicher Herr und König, Gnade für meinen Geliebten, rettet ihn, rettet mich aus der Verzweiflung!"

„Wohl, wenn ſo ſchöne Lippen für Euch bitten, Herr Actuarius," ſagte Guſtav Adolph heiter, „ſo muß ich ja wohl Gnade für Recht über Euch ergehen laſſen."

„Was ſprecht Ihr, hoher Herr?" rief Elsbeth, erſchrocken auf Herrn Hieronymus blickend: „Für Den hier hab' ich nicht gefleht! Gebt ihm gleichwohl in Huld und Gnade Vergebung und Nachſicht, ich fleh' auch für ihn, der Euch mit allen ſeinen Reimlein keine Perle aus der Siegeskrone bricht! Aber nicht er iſt es, dem ich mein Herz geſchenkt hab' —"

Und in Kurzem erfuhr Guſtavus all ihr Herzleid, das ſie

ihm, während die Sonne freudiger Zuverſicht ihre Wangen hoch röthete, in ſo ſchmeichleriſch ſüßen Worten mittheilte, daß er der ſchönen Elsbeth gern verziehen hätte, wär' ihre Rede auch dreimal länger geweſen und mehr.

Ging es alſo dem König gerade wie den Rathsherren und vielen Anderen, die ihr beim Sanct Onuphrius ſo gerne zuhorchten, wenn ihre ſchöne Stimme ertönte zu Scherz oder neckiſchem Schelten mit Linſen, Erbſen oder Blumen.

„Seid unbeſorgt," ſagte er dann, „ſchöne Jungfrau, Euch ſoll geholfen werden."

Er wendete ſich zu einem ſeiner Feldobriſten und flüſterte ihm einige Worte zu, worauf Dieſer ſogleich wegeilte.

„Was Euch betrifft, Herr Actuarius," fuhr Guſtav Adolph fort, der Elsbeth heißen Dank beſchwichtigend, „ſo könnt Ihr von großer Strafe nicht losgeſprochen werden."

Er ging an den Tiſch und ſchrieb ſtehend einige Zeilen.

„Mein Todesurtheil!" dachte Herr Hieronymus aufſchaudernd.

Elsbeth hätte wohl für ihn gefleht, aber zu mild ſah der König auf den unglückſeligen Herrn Hieronymus. Er ſtreute die naſſe Schrift, faltete das Papier und trat vor Denſelben.

„Warum ſeht Ihr mich nicht an?" ſagte er. „Faßt Muth und erhebt Euere Blicke!"

Langſam erhob Herr Hieronymus ſein ſorgenbewölktes Haupt und ſah dem großen Mann in's Angeſicht, dem er ſo heftig zugeſetzt hatte — aber auch ſchnell neigte er es wieder. Denn obwohl das Antlitz deſſelben heiter war, den ernſten, ruhig tiefen Blick vermochte er nicht zu ertragen.

Der König aber ſprach: „Herr Actuarius, ich ſehe, Ihr ſeid in nicht geringer Todesangſt. Doch es hängt von Euch ab, ein beſſeres Loos alsbald zu erfahren."

„Und was muß ich thun?" fragte Herr Hieronymus demüthig.

„Ihr ſollt mir von Eueren Reimen und Sprüchen etwelche ſagen mit eigenem Mund," entgegnete Guſtav Adolph, „ſeht, da hab' ich die letzten, ſo Ihr ſpracht —!" Er nahm Papiere vom

Tiſch und hielt ſie ihm vor die Augen. Es waren die Reime aus der Trinkſtube am Fiſchbrunnen! Herr Hieronymus war am Zuſammenſinken.

„Ich ſoll leſen — vor Euch ſelbſt — leſen —?!“ ſtammelte er.

„Ich wünſche es —“ ſagte der König.

Herrn Hieronymo ſchwamm es vor den Augen, und es ſchnürte ihm die Kehle zu, aber da war keine Hilfe. Er fing alſo an zu leſen, wie Guſtavus ihm vorhielt: „Grabt — grabt — in's Loch der — — ſchwediſche Dachs — treibt ihn 'rrrr — 'raus der — der Kurfürſt Max.“

Große Heiterkeit verbreitete ſich über alle Anweſenden; Guſtavus aber, der heute gar fröhlich war, ließ den entſetzten Actuarius ein Sprüchlein um das andere leſen. Das letzte war: „Für Guſtavus den Großen iſt auch eine Kugel goßen.“

„Treibt ihn 'raus der Kurfürſt Max —!“ ſprach der König drauf ernſt. „Geb' Gott vielmehr mir den Sieg — oder geb' mir den Kurfürſten zum Freund ſtatt Feind. Kaum dürft' aber Das geſchehen. Denn eh' gelänge mir, ſeine ſchöne Hofburg auf Walzen zu ſetzen, daß ich ſie in mein Land bringen ließe, als daß er von ſeinem Glauben abginge. Doch ehr' ich ihn und ſchätz' ich ihn hoch, er iſt ein großer Kriegsheld, und wär' er nur auf meiner Seite und mit rechten Armeen, uns ſollte die ganze Welt Nichts anhaben. So hat es aber der Himmel nicht gefügt und beſchieden. — Euer letztes Sprüchlein — das möchte früher oder ſpäter wahr werden. Denn Gott mißt die Zeit. Die Könige ſinken dahin, wenn er winkt, wie geringe Menſchen. Nichts ſind wir als Gras, das ſein Fuß zertritt, wenn's ihm gefällt — oder Eichenbäume hinwieder, ſo heute ſtolz prangen — da ſie morgen der Blitz zerbricht und in die Haide wirft zum Verweſen. Gelobt ſei ſein Wille!“

Er entblößte ſein Haupt.

„Jetzt aber,“ fuhr er fort, „nehmt Euer Todesurtheil, Herr Actuarius, und geht damit — zu meinem Kriegszahlmeiſter!“

„Tauſend Gulden?!“ rief Herr Hieronymus, in das überreichte Papier blickend — „Gnädigſter König —!“

„Euer Amt iſt vergeben," entgegnete Guſtav Adolph, „und leben müßt Ihr, bis ihr ſterbt. Sucht demnach eine andere Auskunft und ich will Euch mein Vorwort nicht verſagen."

Herr Hieronymus hatte keine Zeit, ſeinen Dank auszudrücken, denn die Thür öffnete ſich auf geſchehene Meldung, und herein trat mit freudig kühn erhobenem Haupte — Heinrich — mit ihm kamen der Bürgermeiſter und zwei Rathsherren, die ſich dreimal ſo tief beugten, als der kecke Geſelle.

Dafür kniete Der vor Guſtavus nieder und dankte ihm mit lauter, ſicherer Stimme für ſeine Befreiung.

„Alſo Der iſt es?" ſagte Guſtav Adolph zu Elsbeth.

„Ja, ſiegreicher König," entgegnete die Jungfrau ſchelmiſch, „Der iſt's! Gefallt Euch — gefallt Euch Der nicht beſſer, hoher Herr?"

„Ja wohl," verſetzte der König lächelnd, „Der gefällt mir freilich beſſer. Mag ein kühner Junge ſein, der keinen Feind fürchtet und kein Geſpenſt. Alſo darf er ſich auch eine Gnade ausbitten."

„Wenn das iſt," ſprach Heinrich freudig, „ſo bitt' ich Euch, mächtiger König, gebt mir ein gnadenreiches Vorwort bei'm geſtrengen Rath. Heute Nacht iſt der Thürmer zu St. Peter, der alte Merian, geſtorben. Wenn ich ſeinen Platz bekäm', nachher wär' mir für alle Zeit geholfen. Glaubt mir, hoher Herr, ich bin ein leichtſinniger Geſell geweſen, aber der Thurm hat mich ganz bekehrt — und auf dem Thurm möcht' ich jetzt bleiben! Ich mein' alleweil, es koſtet Euch nur ein Wörtlein, und es wird ſich ſchicken!"

„Das denk' ich auch," entgegnete Guſtav Adolph, ſich zu den Herren vom Rath wendend, die ſich ſelbander zu Dritt bis zur Erde verbeugten.

„Jetzt ſind wir fertig und Ihr ſeid in Gnaden entlaſſen," ſagte Jener, mit einem freundlichen Blick auf Elsbeth.

„Gnädigſter König," ſprach dieſe, ſchamüberfloſſen, „Ihr habt mir ſo viel Glück beſcheert — wenn ihr die Gnade hättet —!" Dabei erhob ſie ſchüchtern den großen Blumenſtrauß.

„Ich danke, ich danke, Jungfrau," entgegnete Guſtav Adolph, ihr den Strauß gütig abnehmend, — „wie ſchön ſind doch die Blumen hie zu Land!" Er ſah Elsbeth noch einmal an, winkte gnädig und verließ das Zimmer, während ſich Alles tief vor ihm beugte, Viele aber ihm folgten.

Daß Elsbeth und Heinrich ſich in die Arme fielen, braucht nicht geſagt zu werden, noch auch, daß ſie fortflogen, dem alten Vater, dem nun ja wohl auch Nichts widerfuhr, die Freudenbotſchaft zu bringen.

Herr Hieronymus aber lag noch eine Weile lang auf den Knieen, denn ihm ſchien Alles ein Traum.

„Ja, iſt's denn wahr," rief er endlich — „die Elsbeth iſt verloren —? Mein Amt iſt dahin —? Aber ich werde nicht geköpft, nicht gerädert und bekomme tauſend Gulden?! Iſt's denn wahr?!"

„Freilich iſt es wahr!" — ſagte ein Mann, der, in einen Mantel gehüllt, an der Ecke der Thüre ſtand, durch welche Guſtav Adolph eben ſich entfernt hatte.

Die Stimme war Herrn Hieronymus bekannt. Er ſchaute auf. Entſetzt fuhr er empor, that einen Schrei — und lief davon, was er laufen konnte.

Es war der Mann aus der Trinkſtube und der Gaſſe beim Zeughaus.

All' dieß ging dazumal vor im Wonnemonat des Jahrs 1632. Die Schweden zogen bald wieder ab. Die Geißeln und Kanonen mit. Kanonen und Geißeln kamen ſpäter wieder zu des großen Kurfürſten und der Stadt Handen, aber von den dreimal hunderttauſend Ducaten iſt weiters nirgends geſchrieben, daß ſie retournirt ſeien.

Wollt' aber Einer in ſpäteren Jahren hören, wie es in München zugegangen, da es die Schweden beſetzt, ſo konnte er's nirgends beſſer erfahren, als in der Trinkſtube beim Fiſchbrunnen,

daſelbſt Herr Hieronymus Wurzel, weiland Actuarius des inneren Rathes, mit den tauſend Gulden, auch des Königs Guſtavus Hilfe ehrſamer Bierzapfer geworden war, alle ſeine Verslein aufgenagelt hatte und wohl gar oft rief: „Wer ſagt, daß ich vor dem Schwedenkönig davongelaufen bin? Ganz allein wegen der Elsbeth bin ich auf den Petersthurm hinauf! Ja, wär't Ihr nur dabei geweſen, wie ich dem Guſtavus die Sprüchlein recitirt und hineingeſagt! O das Geſicht ſollt Ihr geſehen haben, na das Geſicht! Ich ſage Euch, er hat mir die tauſend Gulden gern gegeben, damit ich ihm nur keine neuen Reimlein mehr hinaufſchoß! Reſpect hat er gehabt, und ich vor ihm, das muß ich ſagen — aber eingetroffen iſt es allemal, was ich ihm prophezeit: Für Guſtavus den Großen iſt auch eine Kugel 'goßen. Er liegt im Grabe — Gott gebe ihm ſeinen Frieden."

III.

Sultan.

Digitized by Google

1.

Daß Herzog Albertus der Fünfte ein muthiger, rechter Mann gewesen, dabei guter Zucht und Sitte fest zugethan, hat ihm noch Keiner widerstritten. Fand also der Herzog in sich selbst den besten Schutz, und mocht' es Einer nicht leicht wagen, ihm vor den Ohren zu läuten mit der Hochmuthsglocke, schlimmen Wandel zu führen, oder was es sonst noch gibt. Denn da war der hohe Herr gleich beschlossen, scheute sich in Nichts und ließ strenge Pön über die Schuld ergehen.

Zu all' seinem Muthe hatte er aber noch eine treffliche Leibgarde. Die war der treue Sultan, sein Löwe, hochrühmlichen Andenkens. Zahm war er, wie's selten wohl vorgekommen, frei durfte er umhergehen in den Gängen von des Herzogs Gemächern bis an die umgitterte Herberg', wo er gefüttert wurde, und jedes Kind mochte ihn streicheln. Nie zeigte er eine Spur von böser Absicht und verborgenem, wilden Wesen. Galt es aber seinem Herrn oder wer sonst ihm lieb und werth war — da nahm er sich nicht wenig um seine Freundschaft an, und gar lange ward im deutschen Reiche beim Bankett und in den Schenken davon geleiert, wie derselbige fränkische Gesandte bei Albertus das Maul recht voll nehmen wollte, aber spornstreichs davon rannte, als er des Löwen funkelnde Augen, sein ungestümes Kopfschütteln gewahr wurde und sein lautes Brüllen vernahm.

Nun war einstmals ein recht windflüchtiger Geselle zu München angekommen, gerade da das Laub gelb und roth von den Bäumen tanzte. War's also im Herbst und zählte man gerade 1557.

Derselbe lose Herr rühmte sich aber viel großer Künste mit

der Wünſchelruthe; wie man's in Kurzem dahinbringe, aller Seelen Geheimniſſe zu ergründen, wollt' er Jedweden lehren, der ihn gut zahle, und von der Leibeskraft, die er durch allerlei Tinkturen verleihen könne, machte er viel Weſens. War's dem zu Folge ſchon Einer von Jenen, die dem lieben Herrgott den Tag mit nutzloſem Streben abſtehlen und dabei auf fremder Leute Koſten ihrem luſtigen Leben nachhängen wollen — der Herr nannte ſich den Meiſter Talamont und war im Lothringen drüben zu Haus.

Wie er nun ſchon vieler Orte die Großen genarrt hatte, wollte er den Herren zu München auch einmal in die Seckel ſteigen, vorerſt aber beim Herzog anfangen. Er gedachte ihn geſchickt hinzuhalten, hie und da mit einem Kunſtſtücklein zu vertröſten, dann es bei den Anderen eben ſo zu treiben und drauf plötzlich von dannen zu reiten, als ob ihn wichtige Urſach' dazu beſtimme. So hatt' er ſchon oft Geld eingeſammelt, gar viele Vorſchriften und Lehren gegeben, und glaubten dann die Anderen, ſie hätten des Meiſters Lehren nicht recht befolgt, oder was immer. Kurz Alles wollten ſie, wär's noch ſo toll geweſen, nur nicht geſtehen — ſie ſeien gefoppt worden.

So waren die Menſchen dazumal und ſind's auch noch heut' zu Tage in guter Meng' und an vielen Orten.

Kaum hatte ſich nun Herr Talamont im Thal unten ein Quartier geſucht und eines gefunden, wie er's brauchte, ſo dachte er: Jetzt gehſt du gleich an's Geſchäft. Dein Rößlein iſt verſorgt, ein und aus kannſt geh'n bei der Vorderthür' oder beim Hinterpförtlein, darf dir alſo nit bang ſein, wenn du verborgen von und zu willſt oder gar von dannen reiten. Jetzt verſuch' dein Glück in der lobeſamen Stadt! Müßt' es doch recht über Quer kommen, wenn's allhie fehlſchlüg'! Nahm alsbald auch ſein rothſammtenes Mäntelein um, wandte ſich der Hofburg zu und ließ dem Herzog Albertus in Ehrfurcht vermelden, daß er da ſei, was er Alles vermöge und daß er um die Gnad' bitte, vortreten zu dürfen.

Herzog Albertus war aber ein wenig unpäßlich. Er ließ ihm alſo ſagen, es könn' jetzt nichts werden mit ſolcher Kurzweil, er ſei nicht in beſter Geſundheit, und wenn er einmal Luſt hätte, ließ' er's ihm ſchon vermelden.

Albertus hatte jedoch mehr anderen Grund, den fahrenden Meiſter nicht vorzulaſſen. Recht ſehr lag ihm eines jungen Grafen Schickſal am Herzen, der ſo viel Böſes an ihm verübt, daß ihn vor ſechs Monden viele Reiſige gefangen bei unſeres Herrn Thor hereingebracht hatten, darauf er nach kurzem Gericht in den Thurm am Thiergarten geſetzt ward — gerade als die Maiblumen erſtanden und die Bäume in ſchönſter Blüth' prangten. Mag's dem Grafen Ladislaw von Haag wohl zwiefach hart angekommen ſein! Denn im Lenz iſt's gerad' am Beſten im Freien, und kann's nichts Schlimmeres geben, als wenn Einer gerad' um dieſe Zeit wo hineingeſperrt wird und kann die längſte Weil' nimmer heraus.

Wie ſehr nun dem Grafen auch recht geſchehen war, ſo hatten doch Viele Erbarmen mit ihm, das Frauenvolk ſchon gar, weil er ein überaus ſchöner Herr war, und dachte ſich manche Maid im Stillen: Jetzt wär' er lang genug im Thurm geſeſſen, mein' ich.

Einer Solchen zu Lieb' hätte Albertus wohl ſeinen Sinn nicht geändert; denn er war ſehr beharrlich. Er dachte vielmehr ſelbſt mehrmals daran, fürchtete aber ſtets, der Graf möchte ſeine Freiheit gleich wieder mißbrauchen. War alſo zu keinem Entſchluſſe gekommen, und wie Viele auch für den Gefangenen baten, die Sache blieb ſtets beim Alten.

Eben war aber der Pater Caniſius wieder einmal von Ingolſtadt gekommen.

Der hatte beim Albertus ſchon mehrmals dringend für den Grafen gefleht, und kein Zweifel waltete da, daß er ſogleich wieder auf das Kapitel käm', ſobald er nur den Mund aufthu'. Albertus war ihm aber ſehr geneigt, wollt' ihm nicht ferner abſchlägige Antwort geben, wenn's anders möglich ſchiene, und hatte Alles, was die Richter hin und her über den Grafen

geſchrieben, vorgenommen, um Gründe für oder gegen zu finden. Da war nun, wie Jeder ſieht, keine Zeit da, ſich mit Herrn Talamont abzugeben, und konnte Der zuſehen, wie er ſich ſeine Zeit vertreibe.

Wenn aber Herr Talamont harren mußte, ließ er ſich deßhalb nicht viel Gram erwachſen und dachte: Ich will die Friſt ſchon verwarten. Hie in der Stadt ſind gar ſchöne Junfrauen, da kannſt du ein Abenteuer erleben oder das andere, Talamont! Sicher biſt du auch. Denn iſt gleich der Graf von Haag in der Stadt, ſo liegt er doch im Thurm am Thiergarten, wie ich ſicher vernommen — alſo kann er dir Nichts wehren, wie er an mehr Orten gethan, wenn du einen Frevel verüben wollteſt! Und Rache könnt' er auch nit nehmen, wüßt' er gleich, was du ihm zu Heidelberg angethan haſt — er iſt allzugut verwahrt!

Da nun Herr Talamont ſo ſchlimm geſinnt war, ſo machte er ſich bald hinter Alles her, was er Holdes erlauſchen konnte, dachte, ſein hübſcher Wuchs und luſtiges Antlitz ſei ein köſtlicher Geleitsbrief in jedwedes Herz und verſah ſich des Allerbeſten. Doch das kam zuſehends ganz anders.

Der junge Herr kam den Jungfrauen gar nicht geheuer vor, und von der Erſten an bis ſo weit er ſein Glück verſuchte, erlitt er eine Niederlage nach der anderen. Am zweiten Tag aber waren die Geſellen ſchon in Abrede, dem kecken Unbekannten das Gewerb zu legen, wollt' er noch mehr Schabernack ſpielen mit Schweſtern oder Liebſten und ihnen ſelber Unruh' im Herzen machen beim Ambos oder der Hobelbank.

Doch gerade, da ſie dem Herrn Talamont ein recht blaues Gewitter zurecht gerichtet hatten, war er plötzlich aus der weiten Stadt verſchwunden — und dachten ſich Jene, er hab' was vernommen und ſein Heil in der Flucht geſucht.

So war's gleichwohl nicht. Herr Talamont hatte nur im Burghofe was erblickt, dem gar Nichts gleich kam von aller Zier und Schönheit, ſo viel er auch zu München in Augenſchein genommen. Die Maid aber, die ihn ſo entzückte, war Afra,

des Löwenwärters Anſelm Schweſterlein. Kaum da er ſie geſehen, galt ihm auch ſie für das Allerhöchſte, und dachte er ſich: Was Schöneres hat's nie gegeben, jetzt brächten dich keine zehn Pferde aus München hinaus, und da mußt du einen Kuß erhaſchen, wo nit mehr', das mag geh'n, wie's will!

Wer ſich nun die Zeit genommen, der hätte Herrn Talamont gar oft im Burghofe ſehen können. Wenn er meinte, es falle auf, ſo wußt' er ſich ſtets Hilfe, fragte Dies und Jenes, zumeiſt, wie's mit des Herzogs Geſundheit ſtehe, und hatte in Kurzem kein Menſch mehr Antheil genommen an Albertus, als der Herr Talamont aus dem Lothring'ſchen herüber. Er verrieth ſich aber nie weiter, gab ſich keineswegs zu erkennen, und wenn er Einen gewahr wurde, der ihn bei ſeiner erſten Meldung geſehen, machte er ſich aus dem Staube, ſo ſchnell er nur konnte, oder ging gerade an ihm vorüber zum Burgthore hinaus, als ob da ſein Pfad durchführe, und kurze Zeit darauf kam er beim anderen Thor wieder herein.

Bei allem Dem wollte ſeine Angelegenheit mit der Afra lange nicht zu Stande kommen. Da kam ihm mit einem Mal in den Sinn: Um die zwölfte Stunde iſt ſie ſchon zweimal aus der Thür' neben dem Spitzthürmlein getreten, da ſtellſt du dich morgen hin, Talamont, bleibſt ſtehen, bis ſie ſich zeigt, und dann wird ſich das Andere ſchon von ſelbſt geben!

Da er nun am nächſten Tage um die Mittagsſtunde im Burghof an ſeinem Orte ſtand und hinaufblinzte, ſah er, wie die Afra herabkam, und trat gleich zurück, damit ſie ihn fürerſt nicht erblicke. Als ſie aber ſorglos heraustreten wollte, machte er ſich ſchnell hinein zur Thüre, zog das Federbarett ſehr tief und ſagte, indem er ſich beugte: „Vortrefflichſte Jungfrau, vergebt, wenn ich Euch den Weg vertrete. Ich hab' da was verloren, das habt Ihr gefunden, und iſt mir's gar lieb, daß es ſo iſt und nit anders!"

„Ich — —?" verſetzte die Afra erröthend. „Wahrlich, ich weiß von Nichts und verſtehe Euch nicht ganz — aber ſo Ihr

was verloren habt, will ich Euch ſuchen helfen.“ Dabei ſah ſie umher.

„Da ſucht Ihr vergebens, holde Jungfrau,“ fiel Herr Talamont raſch ein, „läg' das auf dem Boden, hätt' es wohl ſchon längſt eine vornehme Dam' aufgehoben, denn es wär' nicht das Schlechteſte, was ſie erobern könnte. Wollt Ihr aber wiſſen, was es iſt, ſo müßt Ihr nirgends anders ſuchen, als in Euch ſelbſt. Denn ich hab' mein Herz verloren — das habt Ihr mit demantenen Feſſeln an das Euere geſchmiedet, daß es mein' Lebzeit nimmer loskommen kann!“

Dazu legte Her Talamont die eine Hand an den Stoßdegen, die andere aber mit dem Federbarett auf die Bruſt, beugte ſich wieder ſehr tief, ſah dann empor und machte ein gar luſtiges Geſicht — denn er merkte, daß die Afra ihn mit ihren großen, blauen Augen nicht im Mindeſten finſter anblicke.

Das kam aber daher. Sie war überaus unſchuldig, ſchaute noch in die Welt, wie ein Kind auf die Flur, wenn da recht üppig und friſch das Gras aufwuchert, die viel tauſend goldenen, weißen und rothen Blumen blühen, die Bienen und Falter drüber wegſummen und gaukeln und die Grillen zirpen — überall und man weiß nicht recht wo Kurz, ſie hatte kein Arg von ſich und Anderen in der Seele, meinte, Alles ſei fromm, gut und auf's Beſte beſtellt, und hielt demnach Herrn Talamont's Rede für loſen Scherz, ihn ſelber aber für einen luſtigen Vogel, der's keineswegs ſchlimm meine.

Drum ſagte ſie lächelnd: „Viel Dank für die freundliche Red', lieber Herr! Freu' mich, daß Ihr ſo luſtig aufgeſtanden ſeid. Ich bin auch alle Zeit luſtig und laſſ' mir keinen Gram erwachſen.“ Dazu lachte ſie gar anmuthig.

Herrn Talamont gefiel das ſehr wohl, und dacht' er: Lacht ſie gern, iſt dir guter Weg offen — ſtimmte mit ein, und ſo lachten ſie Beide gegeneinander, daß es eine wahre Wohlthat war. Die Afra machte dabei einen Knix und wollte fort — konnte aber nicht. Denn Herrn Talamont war's um's Lachen nicht allein zu

thun, ſondern er trat vor und ſagte: „Ja, ſchöne Jungfrau, was iſt's denn aber mit meinem Herzen? Ich kann ohne Herz nit leben!“

„Das glaub' ich“ — gab Afra zurück, „nur nicht verzagt, luſtiger Herr, das demantene Kettlein iſt ſchon zerriſſen.“ Zugleich wollte ſie wieder hinaus.

Herr Talamont ließ ſie aber nicht von hinnen und ſprach: „Da find' ich ſchlechten Troſt, wenn ihr mir mein Herz aufzwingen wollt.“

„Einen beſſeren weiß ich nicht,“ entgegnete Afra ein wenig ernſter. „Macht Euerem Scherz ein Ende und laßt mich doch meiner Wege geh'n!“

„Scherz?“ — ſagte Herr Talamont mit großer Wärme — „O allerſchönſte Jungfrau, ich mein' es auf das Allerernſtlichſte.“

Afra wurde blutroth im Geſichte, ſie ſah ängſtlich die Treppe hinauf, ob denn Niemand käme, ihr beizuſtehen. Es kam Niemand. Sie wollte hinauf — ſie wollte zur Thüre hinaus — der Lothringer hielt ſie überall zurück. Jetzt verwandelte ſich ihr mildes Weſen in großen Zorn.

Herr Talamont ſah aber in dem Fluchtverlangen und ihrem Verſtummen kein ſo ſchlimmes Zeichen, die Purpurglut ihrer Wangen dünkte ihm äußerſt annehmlich, und er ſprach: „Was Gott gefügt, holdſelige Jungfrau, das läßt keine Trennung zu, und Widerſtreben iſt eine große Sünde — o da kommt Ihr nicht hinaus, ohne daß Ihr mir gute Botſchaft für meine Sehnſucht verkündet und ein Pfand gebt, daß ich weiters hoffen kann!“

Zugleich wollte er ſie umfangen und ihr einen Kuß auf die Lippen drücken.

Afra wich aber aus. Ein gewaltiger Zorn ward in ihr mit einem Male rege, und ein Muth, wie er ihr bis jetzt fremd geblieben. Aber ſo hatte ſich ihr auch nie Jemand genaht. Alſo ward ſie gleich von der harmloſen Jungfrau zur ſtarken Heldin und verſchmähte den eben offenen Weg zur Treppe. Sie trat vielmehr Herrn Talamont ſelbſt einen Schritt entgegen und

herrſchte ihn mit unmuthvoller Stimme an: „Herr, wie könnt Ihr es wagen, mir ſo zu nahen, als einer unbeſcholtenen Maid? Auf der Stelle geht Eueres Pfades, ſonſt ſollt Ihr ſehen, ob ich Euch fürchte! Wagt es nicht, mich zu berühren, ich ruf' um Hilfe, im Augenblick iſt der Burghof voll, und wundern ſollt Ihr Euch, welch ein Schutz mir wird in dem Schloſſ' da! Ihr aber könnt dann keine Stunde länger bleiben in München, ſo viel Schlimmes wird Euch widerfahren. Habt Ihr's nun vernommen, Ihr Unverſchämter? Nun wißt Ihr's ein für allemal!“

Herr Talamont wußte nicht, wie ihm geſchah.

„Hinweg da!“ herrſchte ihn die Afra wieder an. Erſchrocken trat er vor die Thür' und ein wenig bei Seite; die Jungfrau maß ihn von oben bis unten und warf ihm einen verachtungsvollen Blick zu. Dann ſchritt ſie hinaus, die Stufen hinab und mit vieler Majeſtät über den Hof zur anderen Seite des Schloſſes, wo ſie in der nächſten Thüre verſchwand.

Herr Talamont ſah ihr nach, ſtarr wie eine Bildſäule. Eine Minute ſtand er ſo. Dann ſetzte er mit einem derben Schlag das Federbarett auf, ſo daß es ganz ſchief oben ſaß, ſtrich ſich ſeinen langen Schnurrbart und ſtampfte mit dem einen Fuß ſehr heftig. Dabei ſah er ein wenig zu Boden und ſchüttelte den Kopf ein über das anderemal äußerſt ungläubig.

„Wie's nur möglich iſt!“ ſagte er dann vor ſich hin. „Mir das! Mir!“ Er hob den Stoßdegen ein wenig empor und warf einen Blick in die ſpiegelhelle Breite am Handgriff, drin er ſein holdſeliges Antlitz ſehr wohl beſchauen konnte.

„Und jetzt muß es gerade ſein!“ fuhr er auf. „Das wär' der Satan, wenn ich ſo zu Schanden würde! Ich will die Maid küſſen, und koſtete mich's Tag- und Nachtruh'! Wart' nur, ſtolze Dirne, ſo läßt ſich Talamont nicht aus dem Felde ſchlagen. Wo ich dich treffe, jag' ich dir nach, deinem Hochmuth und dem Grafen von Haag zum Trotz, der ſich Deiner ſicher annähm' — wär' er nicht eingeſperrt — und Alles blaſt, was ihn nicht brennt!“

Digitized by Google

Darauf ſtieg er die Stufen hinab, zog, während er ſehr verwegen an den Fenſtern umherſchaute, die braunledernen Stülphandſchuhe an und ging ſeines Wegs zum Burgthor hinaus mit einem Geſicht, als wollte er ſagen: Schau' nur wo 'runter und lach' oder zürne, ich komm' doch noch an mein Ziel!

Die Afra ſah ihm auch richtig von Oben, hinter einem Pfeiler verborgen, nach und ſagte: „Aber das muß ein verwegener Geſell ſein! Schau, ſchau, was es für böſe Leut' gibt!“

2.

In ſeinem Gemache lehnte Herzog Albertus am Erker und las einen Brief, den ihm der Pater Caniſius gegeben hatte. Zur rechten Seite lag der Löwe, zur linken ſtand der Pater. Der prüfte öfters mit raſchem Blick des hohen Herrn Antlitz, ob's mild erſcheine oder nicht.

Albertus legte den Brief zuſammen und gab ihn dem ehrwürdigen Herrn zurück. Die Hände auf dem Rücken, ging er einige Mal auf und nieder. Dann blieb er ſtehen.

„Ich hab' auch vorher ſchon Alles geprüft,“ ſagte er. — „In Wahrheit, ſchon längere Zeit möcht' er auch ſeine Freiheit haben — aber was er da ſchreibt, hat mir die Luſt nicht vermehrt.“

„Spricht denn der Graf nicht ſein Bedauern aus, hoher Herr?“ fragte der Pater.

„Ja, das thut er,“ entgegnete Albertus ein wenig heftig — „gegen Euch! Aber nicht gegen mich! Findet Ihr da keinen Unterſchied, ob er an mich ſchreibt oder an wen Anderen? — Gebührt mir Nichts, den er beleidigte? Einen Pfaffenherzog nannte er mich, der gleichwohl der feindlichen Partei den Bügel gehalten habe zu Augsburg beim letzten Convent! In meine Gehege brach er ein, als gäb's keinen ſichern Wildbann! Die Markſteine warfen mir ſeine Mannen um, als wollten ſie mit ihres Landesherren Markzeichen Würfel ſpielen! Streitig machte

er mit keckem Übermuthe, was mir auf Rechtswegen angefallen, gleich als ob ich ein Erbschleicher wär' — ja, er zeigte viel Bereitschaft, in offene Fehde auszubrechen! Hört, das taugt schlimm in die schlimme Zeit, und mag sich der Herr wohl bedenken, solch Einem die Freiheit zu geben. Leicht wird da viel neues Ungemach los, und draußen geht's ohnedem schon bunt genug her im Kampf mit Schwert, Zunge und gedrucktem Wort. Was soll da noch innerer Zwist? Bald müßte mir da bangen, einen Schritt aus meinem Gebiet zu thun, trotz bestem Willen für mein Volk und Land, wenn ich zittern müßte vor meinen eigenen, stolzen Insassen und ihren hochmüthigen Lehnsleuten!"

„Sicher hat er sich schwer vergangen," sagte der Pater — „aber er ward wohl nur verleitet —"

„Verleitet?" — fiel Albertus ein. „Wozu soll das führen, wenn Verführung jeder Zeit vor Strafe schützte? Hat der Graf von Haag nicht seine Rechte besonnen erwogen? Warum sollt' ihm die Vernunft fehlen, seine Pflichten zu erkennen? Und wenn er auf das Äußerste ging, warum soll ich ihn verschonen? Oder soll sich stets der Herr fegen lassen, der's gut meint mit seiner Lande Glück und Fortgang?!" Er warf einen streng fragenden Blick auf den Pater.

„Wahrlich," fuhr er fort, „weder die Möglichkeit habe ich, noch vergnügt es mich, überall zu verkünden, wie ich mir die Nachtruhe nicht vergönn', daß meine Unterthanen schlafen mögen vor dem Feind draußen und im Land herin. Aber der Graf von Haag, der könnt' es wohl wissen, sollte meine Sorgen nicht vermehrt haben und hätt' sich einmal an mich wenden können — denn wie Alle, weiß er, daß ich's nicht mit Hochmuth erwiedert hätte. Ich will Niemandens Schmach — und auch ihm wär' gelindere Strafe geworden, hätt' es mich allein betroffen — aber es traf des Gesetzes Ansehen! Und so halt' ichs. Friedlich bin ich und zu leichter Sühne sehr geneigt, ja zahm bei starker Kraft, wie der Löwe da zur Seite — aber gilt's des Ganzen Wohl — so reizt Ihr mich — und Löwe wird der Löwe sein!"

„Und wenn man dem Grafen einen Wink gäbe?“ ſprach der Pater nach einer kleinen Weile.

Der Herzog ſah ihn befremdet an.

„Zum edlen Entſchluß ihn zwingen?“ ſagte er. „Nein, das iſt kein Weg.“

„Ihr habt wohl recht, hoher Herr,“ verſetzte Jener bedeutungsvoll. „Der iſt allein alles Preiſes werth, welcher gute That vornimmt, ohne daß er zu viel gedrängt wird.“

„So meint Ihr?“ — ſprach Albertus. Ein leichtes Roth blitzte über ſeine Wangen. Er ſah den Pater wieder recht feſt an und verfolgte ſeinen Pfad auf und ab im Gemache.

„Alſo wieder keine Hoffnung?“ ſagte der ehrwürdige Herr halblaut.

„Ei, was Ihr doch drängt,“ fiel der Herzog raſch ein. „Ich weiß nicht, warum Ihr Euch gar ſo ſehr des Grafen von Haag annehmt. Es ſind doch noch mehr böſe Geſellen in den Thürmen, die's Alle mit ihm gehalten. Was fleht Ihr denn nicht für Die?“

„Die gingen ja wohl mit in den Kauf“ — entgegnete Jener vertrauensvoll.

„Sonſt Nichts?“ ſprach Albertus. „Das kömmt immer beſſer!“

„Beſſer? Gewiß kömmt es beſſer, als Ihr denkt, gnädigſter Herr,“ ſagte Pater Caniſius mit Wärme — „wenn Ihr Euch auch Ihrer erbarmt! Lindert ihr Schickſal nach Kraft, ſie werden Euere treuen Diener ſein. In den Eiſen verfinſtern ſich ihre Gemüther, das iſt der Lauf der Welt — aber wenn Ihr großmüthig ſeid, freuen ſie ſich Euerer und tragen Dank im Herzen! Wär's auch nur des Nutzens wegen, möchtet Ihr alſo ſchon klug handeln, ſie zu befreien, denn jeder Arm, der ein Schwert führt, iſt nicht zu verachten in heutiger Zeit — aber — noch ein Anderes könnt' Euch zur Großmuth führen. Euere eigene Seele wird große Freude empfinden! Denn Ihr werdet nicht vergeſſen, wie Ihr mancher Ehefrau und vieler Kinder Schmerzensthränen vertilgt —

und wie Euch jede ſolche Thräne zur Perle erwächſt in der himmliſchen Krone, die die Gerechten tragen — wenn ſie Vergebung im Herzen aufkommen ließen."

Der Herzog hemmte die raſchen Schritte. „Wenn ſie Vergebung im Herzen aufkommen ließen" — ſagte er — „und ſonſt nicht, Herr Pater?"

„Sonſt nicht, hoher Herr!" entgegnete der Pater ernſt und beſtimmt.

Albertus ſchwieg einen Augenblick. Sichtlich kämpfte es in ſeiner Bruſt. „Ihr rückt mir des Himmels Strafgericht recht derb vor die Naſe!" ſprach er. „Zu gering iſt meine Tugend, als daß ich Gottes großen Lohn verdiente. Aber ſo er mir einen zudächte — des Grafen von Haag und ſeiner Genoſſen halber möcht' ich ihn kaum verlieren — ließ ich ſie auch noch eine Zeit im Thurm am Thiergarten ſitzen und in den anderen Verließen — — doch es mag ſein!"

Er trat an den reichgeſchnitzten Wandſchrank und nahm einen Brief heraus. Flüchtig überlas er ihn — einige Bitterkeit ſpielte um ſeine Lippen. Auf einer Stelle ſchien ſein Blick zu haften — da mochte der Graf nicht viel Liebes geſchrieben haben. Dann zerriß er den Brief, ging zum Tiſch und ergriff die Feder.

Der Pater ſtand in freudigſter Aufregung.

Albertus nahte ſich ihm und ſprach: „Hier der Befehl zur Freilaſſung des Grafen. Geht hin, Ihr habt es durchgeſetzt. Morgen zu Früheſt mögt Ihr ihm ſeine Freiheit ankündigen und ſein Schwert zurückgeben. Sein Roß ſteht bereit, da mag er noch einen guten Ritt zur Heimath thun am ſelben Tag — vorerſt ſoll er aber den Thurm noch wohl in's Auge faſſen, denn zum zweiten Male — brächt' ihn Keiner mehr heraus."

„Sorgt nicht, hoher Herr," rief der Ehrwürdige — „ſeinen und meinen heißen Dank dafür!" Er wollte des Herzogs Hand küſſen. Der zog ſie aber zurück, erhob ſie ſanft drohend und ſprach: „Herr Pater, Herr Pater, wenn wir nur keinen Fehlſchuß thun!" Dann entließ er ihn.

Als der Pater das Gemach verlassen hatte, sah der Herzog eine Weile gedankenvoll zu Boden.

„Ob das gute Folge hat, sollte mir der fahrende Meister weisen können," sagte er vor sich hin — „so weit möcht' aber seine Kunst nicht gehen — muß ihn jedoch zu einer Zeit rufen lassen, den Prahler." — Er ging in das nächste Gemach.

„Sultan!" mahnte er, unter der Thüre stehen bleibend.

Der Löwe richtete sich auf und folgte ihm.

3.

Es war des anderen Tags um die zwölfte Stunde, da gerieth die ganze Hofburg in Aufruhr. Denn so Etwas hatte man seit Jahren nicht vernommen. Des Herzogs Löwe brüllte, daß man es von einem Ende des Schlosses bis zum anderen hörte, und rein schien es, er sei toll geworden. Also war da kein kleiner Schrecken. Die Hofdamen und Edelfräulein verkrochen sich nahezu in die Kamine oder unter die Himmelbetten, und den Männern war auch nicht am Besten zu Muth. Die Frau Herzogin aber suchte in ihrer Angst Schutz beim Gemahl.

Der war gerade daran, in die Gänge hinauszueilen. Vergeblich suchte die Herzogin, ihn zurückzuhalten. Wenn's Kraft zu zeigen, oder ein Abenteuer galt, achtete Albertus keine Einreden. So wollte er sich auch jetzt so fein als möglich loswinden und am Trabanten vorüber, der mit lauter Stimme rief: „Bleibt um Gottes Willen, hoher Herr; ich lasse ihn nicht herein, wenn er daher kommt, stech' ich ihn nieder!" wobei Derselbe mit seiner Hellebarde mächtig ausfiel.

„Weh' dir, wenn du meinen Löwen verletzest!" drohte der Herzog.

Er schob den Trabanten bei Seite und eilte fort gegen des Löwen Herberge. Des Herzogs Kammerdiener aber riß eine Rennlanze von der Wand, falls Noth an Mann ginge, und folgte.

Als Albertus um die dritte Ecke bog, kam der Löwenwärter

Anſelm gerade von der anderen Seite daher, und rief, ſo laut er konnte: „Hoja, hoi, hoi Sultan, ſtill, wird's was?! Wart du gelber Balg, ich will dir ſchrei'n und rumor'n in der Burg! Iſt der Teufel in dich gefahren? Hoja!“ Schon ſtürzte er mit geſchwungenem Stock auf die Löwenherberge zu, darin Sultan tobte und brüllte, und war eben an der Thür' angekommen, als er laut aufſchrie:

„Heiliger Gott, die Afra — was iſt da geſchehen?!“

Afra lag wie bewußtlos auf der Steinbank in der Ecke.

„Verfluchtes Ungethüm, ich bring' dich um,“ tobte Anſelm gegen den Löwen, „wenn du der Afra was zu Leid gethan haſt!“

Albertus kam eben heran.

„Verſorge die Afra!“ rief er, „da will ſchon ich helfen.“

Er riß die Gitterthüre auf und bot dem Löwen mit mächtiger Stimme ab.

Der Löwe ließ ſich herbei, einen Augenblick zu ſchweigen — aber mit dem Schweife ſchlug er mächtige Kreiſe, mit weitgeſtreckten Schritten, die Mähne wild ſchüttelnd, ging er in der Herberge von Ecke zu Ecke, raſch ſich wendend — und die Augen funkelten, wie zwei Flammen. Dann ſtand er plötzlich abſeits gewandt, geneigt, den Lärmen von Neuem zu beginnen. Zwar murrte er nur, aber ohne Unterbrechung, und war's furchtbar genug, wie ein fernes Donnerwetter.

„Still Sultan!“ herrſchte ihn Albertus noch einmal an. Unmuthig ſchaute das Thier um, that einige Schritte, lagerte ſich in eine Ecke und legte den großen, goldgelockten Kopf auf die rieſigen Tatzen.

Afra war mittlerweile zu ſich gekommen und bemerkte mit Beſtürzung, wie Viele von allen Theilen des Schloſſes bewaffnet zuſammengekommen waren und eben noch kämen. Da ſie nun gar den Herzog ſelbſt aus der Gitterthüre treten ſah, erhob ſie ſich ängſtlich.

Albertus aber drückte ſie ſanft auf den Steinſitz nieder und ſprach: „Ihr ſeid noch todtenbleich vor Schrecken. Seid

unbeſorgt, der Löwe iſt gänzlich zur Ruhe gebracht — nun ſagt, was iſt hier vorgefallen?“

„Hoher Herr,“ ſagte Afra, „Ihr habt doch dem Sultan kein Leids gethan?!“

„Sicher nicht,“ entgegnete Albertus.

„Dank Herr Herzog,“ fiel Afra raſch ein, einen frohen Blick auf den Sultan werfend — „er hätt' es auch wahrlich nicht verdient, denn er iſt das treueſte, klügſte Thier auf der ganzen Welt!“

„Ihr macht mich ſtets neugieriger,“ ſagte Albertus, „alſo ſprecht und gebt Bericht!“

„Das iſt kurz geſagt,“ verſetzte die Jungfrau. „Als ich geſtern um dieſe Zeit über den Burghof gehen wollte, ließ mich ein fremder Herr nicht aus der Thüre treten, zeigte ſich ſehr ungeſtüm — und wollte mich zuletzt umfangen. Da nahm ich all' meinen Muth und Kraft zuſammen, drohte ihm, ich wollte um Hilfe rufen, er aber käme dann ſicher nicht weg ohne große Schande. Da ließ er mich hinaustreten — ich aber ging meines Weges und dachte, er würde es nie mehr wagen, mich anzureden.“

Da ward viel Unmuth wach unter Allen ringsum, der Herzog inſonderheit war ſehr zornig, der Anſelm aber konnte ſich nicht halten und rief: „Da ſoll ja gleich der Satan dareinſchlagen! Warum haſt du denn nicht um Hilfe gerufen?“

„Ich dacht's allein zu vollenden,“ entgegnete Afra, „und meinte, nun ſei alle weitere Gefahr verſchwunden. Heut' um dieſelbe Stunde ging ich ohne alle Sorge durch den ſchwarzen Gang. Da hört' ich mit einem Male was hinter mir herſchleichen und als ich umſah, erblickt' ich den Herrn von geſtern wieder. Raſch wollt' ich durch die kleine Thür' am vorderen Eck, ſie war aber geſchloſſen — ich eilte fort, der Herr aber hinter mir drein, am obern Gang erreichte er mich und wollte mich feſthalten. Ich rang, ich rief — 's war Niemand in der Nähe. Ich wand mich los und kam bis zu des Löwen Herberge — der Herr aber zauderte

nicht, nachzueilen, und nun wußt' ich mir keine Hilfe mehr, und nicht wo aus und wo an. Da fiel mir Etwas ein in der Angst meines Herzens, und rief, so laut ich vermochte: Sultan, Sultan, hilf Sultan! — Als mich das kluge Thier um Hilfe rufen hörte und sah, wie ich mich wehrte, ward es mit einem Male wie wüthend, erhob ein grauenhaftes Gebrüll, fuhr mit den Tatzen in die Eisengitter und wollte heraus. Der Herr aber vernahm kaum das wilde Getob und Gethu', so ließ er mit einem Schrei ab von mir und floh — der Löwe aber fuhr fort mit seinem Ungestüm — und ich — bin vor Schreck und Ermattung hier niedergesunken."

„Ist's möglich, ein so treues Thier ist mein Sultan? —" sagte der Herzog Albertus.

„Sultan!"

Langsam kam der Löwe heran. Der Herzog legte ihm die Hand auf seinen großen Kopf und streichelte ihn. Dann fuhr er fort: „Dem Frevler soll schwere Strafe werden. Welch Einer kann da Auskunft geben, und auf wen fällt der Argwohn? Sag' Jeder offen seine Meinung, sei Der, auf den er räth, hoch oder nieder — denn arg hat Der sich verfehlt an Zucht und Sitte, und zumal in meiner eigenen Hofburg, das mag nicht so hingeh'n. Kennt Ihr ihn, Afra?"

„Wenn ich ihn wieder sehen müßt'," sagte Afra, ein wenig bestürzt, „möcht' ich ihn wieder erkennen, Herr Herzog — aber mehr könnt' ich nicht sagen."

„Und Ihr?" fragte Albertus die Umstehenden.

Da wußte Keiner Bescheid.

„Ja, da ist es schwer, den Thäter zu ergründen" — sagte Jener. „Nun bleibt nur Eines. Die Thorwache gebe Bericht und der Hüter am vorderen Eingange, was etwan Die bemerkt haben, und wer da um die jüngste Zeit ein oder aus ging."

Alsbald eilte ein Diener fort. In Kurzem kehrte er zurück.

„Was bringst du für Botschaft?" fragte der Herzog.

„Nicht viel Gutes, hoher Herr," antwortete der Diener.

„Die Thorwach' hat gar Nichts bemerkt. Der Thürhüter aber hat auch weiter Nichts beachtet, als daß ein Herr flüchtig hinausſchritt und zwar gerade Der meinte er, ſo ſich ſchon öfter im Burghofe gezeigt habe, ſo daß es ihm ſchier aufgefallen."

„Dann wiſſen wir ja ſchon viel," ſagte Albertus. „Wer war denn Der?"

„Ja, das hab' ich ihn auch gefragt," verſetzte der Diener, „aber das wußt' er nicht zu ſagen."

„So!" rief der Herzog. „Ei, das iſt mir ſchon der rechte Thürhüter, dem weiß ich guten Dank. Erſt fällt ihm auf, daß ſich Einer, mehr als billig, im Burghofe verhält, und nachher kundſchaftet er nicht aus, wer und warum?"

„Gnädigſter Herr Herzog," ſagte Anſelm, „wenn Ihr mir geſtattet, meine Meinung zu ſagen, ſo wär' mir wohl was in den Sinn gekommen, das ich berichten möcht'."

„So ſprich!" entgegnete Albertus.

„Seht, hoher Herr," entgegnete Anſelm, „es geht ſtarke Rede in der Stadt von einem Herrn, der den Jungfrauen zu München gewaltig nachſetzt, ich wette meinen Kopf, er war's."

„Wie heißt er und wer iſt er?" fragte der Herzog.

„Ja das weiß ich nicht," entgegnete Anſelm.

„Dann wiſſen wir ſo viel, wie zuerſt," ſprach Albertus. „Wie beſchrieb ihn denn der Thürhüter?"

„Hoher Herr," ſagte der Diener, „er hat gar wenig zu melden gehabt. Gerade wie alle anderen Leute ſei er geweſen, etwan ein rothes Mäntelein hab' er umgehabt, meinte er — und das weiß er nicht, ob's hell oder dunkel geweſen."

„Ein rothes Mäntelein!" fiel Anſelm ein. „Herr Herzog, dann war er es gewiß; denn ſo ſoll's Der tragen, der den Jungfrauen ſo nachgeſetzt — richtig, er iſt's — jetzt haben wir ihn ſchon erfunden."

„Wen?" fragte Albertus.

„Ei nun, hoher Herr, den rechten Mann — man hat ein Merkzeichen. Den Nächsten im rothen Mäntelein ergreift man —“

„Wenn er's noch einmal umnimmt hier zu München,“ sagte Albertus; „ich glaub' aber nicht. Kann Einer was entdecken, geht der Frevler nicht leer aus; wo nicht und bleibt's verborgen, weiß ich keine Hilfe. Wie's aber komme, verdienst du einen Dank, Anselm, weil dein Pflegsohn sich so tapfer gehalten hat.“ Dabei griff er in die Tasche am Wamms. „Und weil sich die Afra so treu bewährt, so viel Schrecken erlebt und sich für ihre Tugend recht gestritten hat, darf ihr auch der Preis nicht fehlen.“ Er zog sein Geldkätzlein und gab dem Anselm ein Goldstück, der Afra aber drei.

Kann sich Einer wohl denken, welch' Freude da über Beide kam, und wie sie dankten. Die Afra durfte dem Herzog die Hand küssen, der Anselm aber nicht, und da er in seiner Freude noch einmal anfangen wollte, seine Meinung zu sagen, sprach der Herzog: „Spar' deine Worte, du weißt doch Nichts.“ Dann ging er seiner Wege zur Gemahlin zurück, die viel Angst erlitten, so lang der Löwe sich so arg geberdet hatte.

War demnach gar nicht zu neiden gewesen und jetzt nicht wenig froh, da Albertus unverletzt daher kam — der Löwe ruhig und zahm hinter ihm drein — und ihr genau erzählte, wie und was sich da Alles zugetragen.

4.

Was der Herzog Albertus vom rothen Mäntelein gesprochen, das war nicht ohne viel Wahrheit.

Als Herr Talamont nach seiner scharf begonnenen und übel gerathenen Heldenthat die Burg im Rücken hatte und durch mehrfache Gäßlein an die Hinterthüre seines Quartiers gelangt war, sah er sich noch einmal um, ob ihm Niemand gefolgt sei, eilte dann hinauf, und das Erste, was er that, war — er legte sein rothsammtenes Mäntelein in seinen großen Reitersack und dachte sich

dabei: Damit gehſt du nimmer auf die Straße, das könnte dir einen ſchönen Streich ſpielen. Alle Wetter, das iſt eine böſe Heerfahrt geweſen! Da mag wohl die ganze Burg zuſammengelaufen ſein — weiß der Satan, was dir da geſchehen wär' — denn Die, glaub' ich, verſtehen nicht viel Scherz, und auf ihre Jungfrauen halten ſie das Wenigſte nicht! Das hätt' ich mein Leben für unmöglich gehalten, daß es mir hier zu München ſo ſchlecht ergehen ſoll mit der Minne — deßhalb ſoll da wahrlich Keiner in den Bügel ſteigen, wenn er allhie was fahnden will und nicht den Brautwerber vorausſchickt mit dem Blumenbuſch auf der linken Seite und die Citrone in der Hand!

Dann ſah er ſich von Oben bis Unten an, und, ſo gut er vermochte, von rückwärts auch, ob ihm beim Ringen kein Quäſtlein oder Knopf abgeriſſen ſei, der ihn verrathen könne. Fand ſich aber Alles in gutem Stand, war Herr Talamont darüber ſehr erfreut und ſagte vor ſich hin: „Wenn mir der Albertus drauf käme, ſo könnt's mir mein ganzes Geſchäft verderben, einmal, weil ich ſeinen Hof ſo wenig geachtet, und dann, weil ich davon gerannt bin, da der Löw' zu brüllen anfing, was viel Spott bereitet haben wird! Aber das iſt all' Eins, erkannt hat mich wohl Niemand, nun mögen ſie ſich in der Burg die Köpfe zerbrechen!"

Er legte Koller und Wamms ab, warf ſeinen großen Hauskalar, der durch und durch mit Katzenpelz gefüttert war, um und ging in der Stube auf und ab, zu Zeiten auf die Straße ſchauend, ob Niemand käme. Es kam aber Niemand.

Stunde um Stunde verann, und Herr Talamont verſpürte nach und nach großes Verlangen nach einiger Magenſtärkung — doch wagte er es nicht, das Haus zu verlaſſen. Alſo ward ihm recht ſchwach zu Muth, bis er zuletzt meinte, jetzt vermög' er nimmer, es zu ertragen. Eben wollte er ſich zurecht machen, als er einen Diener des Herzogs über die Straße kommen ſah, der kerzengerade auf ſein Quartier zuſchritt.

„Heiliger Gott," rief Herr Talamont, „am Ende haben ſie mich doch auf der Spur." Er nahm ſchnell wieder ſeinen Talar

um, ſetzte ſeine blauſammtene Mütze auf und warf ſich in den großen Lehnſtuhl. Bald darauf klopfte es.

„Herein!" ſagte Herr Talamont mit kläglicher Stimme. Der Diener des Herzogs trat ein.

„Guten Abend — guten Abend, lieber Freund!" ſprach Herr Talamont. „Euch führt wahrhaftig der Himmel zu mir. Den ganzen Tag bin ich ſchon ſo krank, daß ich nicht vom Stuhl aufſtehen und keinen Menſchen bitten kann, mir eine Labung zu bringen."

„Bedauere," verſetzte Jener, „ich ſteh' Euch gerne zu Dienſten. Doch da Ihr ſo krank ſeid, werd' ich wohl vergeblich gekommen ſein. Der Herr Herzog ſchickt mich zu Euch her und läßt Euch ſagen, Ihr möchtet auf der Stelle in die Hofburg kommen."

Herrn Talamont rieſelte es eiskalt über den ganzen Leib. „So plötzlich?" ſagte er und ſeufzte, als ob ihm jedes Wort, das er ſpräche, ſehr viel Schmerz mache.

„Ja wohl," entgegnete der Diener. „Er ſagt, es ſei gute Gelegenheit da, Euere Kunſt zu beweiſen. Ihr befaßtet Euch mit Wünſchelruthen, könntet dem Menſchen große Kraft verleihen — darin woll' er Euch in Kurzem prüfen, aber fürerſt will er eine Prob' von Euerer anderen Kunſt, als iſt — die Geheimniſſe zu errathen."

„Ja, das geht nicht ſo ſchnell," ſagte Jener. „O lieber Freund, da hat es gar manchen Haken und hat die Sache vor Allem zwei Seiten. Entweder helf' ich auf die Endeckung des Geheimniſſes, das iſt ein Troſt — oder ich beweiſe, daß es unmöglich ſei, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, da braucht man ſich alſo nicht weiter zu plagen, das iſt auch ein Troſt — o glaubt mir, das iſt oft ein noch weit größerer Troſt als der andere Troſt! Vergeßt aber Euere Sache nicht, lieber Freund — was will denn der Herzog wiſſen?"

Da erzählte der Diener, was in der Burg vorgefallen, davon den erſten Theil kein Menſch beſſer wußte, als Herr Talamont ſelbſt. Der ſtellte ſich aber äußerſt zornig darüber, indem er oft

abſetzte und huſtete: „Das iſt eine Kühnheit, nein, das iſt eine freche That — 's iſt wahrhaftig kaum zu glauben — den Geſellen ſoll man ja gleich aufhängen, der es wagt, in des Herzogs Burg ſolcher böſen Neigung zu folgen! Ei, das muß kein kleiner Schelm ſein — aber ſagt mir, habt Ihr denn gar keine Spur?"

„Gar keine," ſagte der Diener. „Nur das wiſſen wir vom Thürhüter, es ſei Einer in einem rothen Mäntelein ſchnell zum Burgthor hinaus — den nächſt Beſten kann man des rothen Mänteleins halber auch nit feſthalten. Alſo wiſſen wir gar Nichts."

„Ja, freilich wüßt Ihr Nichts," fiel Herr Talamont ein. „Da könnte man eine ſchöne Ungerechtigkeit begehen. Vielleicht war's nicht einmal roth, mein Gott, der Thürhüter hat eben was dahergeſagt, das iſt keine Gewißheit."

„Nein, das iſt ganz gewiß ſo," betheuerte der Andere.

„Nun, wenn er's gewiß weiß," entgegnete Herr Talamont, „ſo wird es wohl ſo ſein. Aber, lieber Freund, das iſt eine andere Frage — ob Der mit dem rothen Mäntelein nicht allein Der war, ſo zum Thor hinauseilte — verſteht Ihr mich —? ſondern ob er auch Der war, ſo der Jungfrau nachſetzte! Ah, das iſt eine große Frage, und darüber iſt man noch nicht in's Klare gekommen."

„Das iſt's eben!" erwiederte Jener.

„Hört, lieber Freund," ſagte Herr Talamont — „ſogleich habt Ihr das begriffen — Ihr ſcheint mir ein ſehr heller Kopf zu ſein — 's iſt ſchad', daß Ihr nicht ſtudirt habt."

„Ihr ſeid zu gut," entgegnete der Andere. „Was ſoll ich nun dem Herzog melden?"

„Ja ſo — dem gnädigen Herrn Herzog" — ſagte Jener wieder mit ſchwacher Stimme — „lieber Freund, ſagt, ich laſſ' mich ihm zu Füßen legen, aber heute ſei ich nicht fähig, das Haus zu verlaſſen. Morgen ſteh' ich zu Dienſten Wär' es nur Schwäche in den Gliedern, in den Gelenken, ſo könnt' ich mir freilich leicht helfen, aber ich bin innerlich krank — da auf der

Bruſt fehlt es mir wieder, das ſind ſolche Anfälle — dabei kann ich meine Mittel für die Stärke nicht gebrauchen. Doch ich weiß für dieſe Krankheit auch ein Mittel — ich hatte nur keine Seele um mich, das bringen zu laſſen, was ich bedarf — ei, Ihr ſeid wohl ſo gut und ſchickt mir durch Einen oder den Anderen um zwo Heller Honigſeim und um einen Heller Eſſig, ich mache mir ein Tränklein, das mir helfen mag — aber ich ſag' es Euch, Ihr dürft Euch durchaus nicht weiters heraufbemühen, ſchickt nur einen Anderen — verſteht Ihr? — Morgen von der neunten Stunde an bin ich dann in der Hofburg und warte, bis ich vorkomme."

„Das will ich berichten," ſprach der Diener; „das Verlangte ſoll Euch der Toni vom Stern herüberbringen. Wünſch' beſten Erfolg!"

„Viel Dank, lieber Freund," entgegnete Herr Talamont — dazu huſtete er wieder mehrmals — „meinen unterthänigſten Reſpect zu vermelden." Kaum war der Diener aus der Thüre, als Herr Talamont glückſelig auffuhr und ſummſte: „Sie kennen dich nicht!" Zugleich eilte er einige Mal auf und nieder. Plötzlich hörte er wieder Schritte, und noch hatte er den Lehnſtuhl nicht wieder erreicht, ſo ſtand der Diener des Herzogs wieder in der Stube.

„Ei, was iſt denn das?" rief der, „Ihr ſeid ja ganz munter!"

„Munter?" rief Herr Talamont mit bebender Stimme — „ich munter?!" Er rannte dabei auf und ab, ſo ſchnell er konnte und that dergleichen, als ob es ihn entſetzlich fröre. „Das iſt das Fieber," fuhr er fort, „das heftigſte Fieber! Das reißt mich einmal auf und dann wirft's mich wieder hin, daß ich vor lauter Schwäche kaum mehr ſprechen kann! Ja, lieber Freund, das iſt ein grauſames Fieber und das wünſch' ich meinem ärgſten Feinde nicht!"

Er blieb mit einem Male ſtehen, ſchwankte dann, wie in einem rechten Taumel, auf den Lehnſtuhl zu und fiel hinein, als ob er hineingeworfen werde Drauf überfiel ihn ſichtlich ein großer Froſt, und gewaltig ſchüttelte es ihn. Auch zog er den

Haustalar hoch hinauf, daß man kaum mehr die Stirne sah, und steckte dann beide Hände übereinander in die weiten Ärmel, so weit er nur konnte.

„Das ist ein sehr starkes Fieber," sagte der Diener.

„Das will ich meinen, daß das ein starkes Fieber ist" — stotterte Herr Talamont, indem er aus dem Katzenpelz ein wenig hervorschaute, „macht nur, daß ich das Verlangte bald bekomme!"

„Ei, ich vergaß nur, ob Ihr braunen oder weißen Honigseim wollt" — sagte Jener.

„Um Gottes Himmelswillen," stotterte Herr Talamont, „das wär' das Wahre, einen weißen Honigseim! Einen braunen müßt Ihr mir schicken — versteht Ihr mich, schicken müßt Ihr ihn, ich kann Euch nicht so sehr plagen!"

Der Diener eilte fort. Herr Talamont blieb aber jetzt wohlweislich sitzen, bis der Toni vom Stern herüberkam. Der wollte auch gleich Hand anlegen und fragte um die Mischung.

Da stand Jener aber vom Lehnstuhl auf. „Ich dank' Euch, lieber Toni," sagte er, „ich glaube, ich werde den Trank nicht vonnöthen haben. Mir ist zusehends besser geworden. So ist's immer bei dem Anfall. Mit einem Male kömmt's — und eben so schnell ist's wieder fort, als wär' es weggeblasen. Der Trank aber hat mir schon oft geholfen. Also merkt Euch's — wenn Einer an der Krankheit leidet, die mich plagte, so gebt ihm nur gleich Essig und Honigseim durcheinander. Hilft's ihm nicht, so dürft Ihr sicher sein, daß es ihm mindestens Nichts schadet. Mir selber hat aber jetzt die Natur geholfen, und es ist mir sehr leicht und angenehm. Nur mein Magen ist schwach, weil ich seit gestern Mittags nicht das Geringste zu mir genommen hab'. Seid also so gut, lieber Freund, und bringt mir etwas Nahrhaftes zu essen — hier ist ein guter Groschen — etwan ein gutes Kälbernes und ein Stutzglas Braunes dazu — wenn Ihr einige Heller herausbekommt, so mögt Ihr sie behalten für den Honigseim und Essig, auch Euere viele Müh'."

Eine Viertelſtunde ſpäter war Herr Talamont ſchon bei verſperrter Thüre über ſeinem Kälbernen her und ließ es ſich ſehr wohl ſchmecken. Das Stutzglas ſah er durch's Licht an und blies dann den Schaum ab.

„Ah," ſagte er, nachdem er getrunken, „das muß man den Münchnern laſſen, darin thut's ihnen keine Stadt gleich; das iſt einmal ein rechtes Öhl, daß man einen König damit ſalben könnte — aber die Jungfrauen — das iſt eine ſchlimme Angelegenheit! 's iſt grad, als ob ſie keine Augen hätten, zu ſehen, und ſind doch die Augen ſo ſchön — und kein Herz zum Empfinden, und ſind doch wohlgeformt! Talamont, da hilft jetzt Alles nichts. Hie ſind deine Hoffnungen verloren, und darfſt vom Glück ſagen, daß der Graf vom Haag nicht frei iſt — er käm' dir am End' noch hinter die heutige Sach', und all' deine Ausſicht beim Herzog ging' zu Trümmern. In drei Tagen muß der Herzog ausgemünzt haben, dann machſt dich von dannen, Talamont — bis dahin wird dir die Maid wohl nicht begegnen, und wenn auch — wo iſt der Beweis für die That? Du läugneſt alle Sternlein vom Himmelszelt — aber heut bleib'ſt zu Haus, denn du haſt ein ſtarkes Fieber — der Herr Herzog glaubt es — alſo mußt 'n nicht Lügen ſtrafen!"

5.

Um die neunte Stunde des nächſten Tages war's. Albertus hatte Befehl gegeben, den Lothringer anzumelden, ſobald er käme. Viel Wirkliches hoffte er nicht, denn er war ein gar klarer, unbeſchränkter Geiſt und hielt alſo im Ganzen wenig auf des Lothringers Künſte. Er lehnte eben, die Hand auf des Löwen Haupt geſtützt, auf ſeinem Ruheſitz, als die Thüre ſich öffnete und ein Diener eintrat.

„Iſt Herr Talamont da?" fragte der Herzog.

„Vergebung, hoher Herr," entgegnete der Diener — „der hochwürdige Pater Caniſius —"

„Möge nur hereinkommen! — — Was bringt Ihr, Herr

Pater?“ fragte er den Eintretenden raſch — „Iſt der Graf frei?“

„Er iſt frei, hoher Herr!“ ſprach Jener, ſich tief verbeugend.

„Hat er Euch ſonſt keinen Auftrag gegeben?“

„Wohl, hoher Herr!“

„Das wird bitter genug klingen, ich kann mir ſchon denken, wie das lautet. O, ich wußte wohl, wie der Sinn, ſo die Worte — wie die Seele, ſo der Dank! Könnt mir's ein anderes Mal ſagen — ich möchte guter Laune bleiben!“

„Ihr thut dem Grafen ſicher Unrecht, Herr Herzog —“

„Ei, laßt ab, er iſt frei — damit genug! Das Nächſte und Wahre werden wir ſchon hören in kürzeſter Zeit von Undank und wildem Trotz, wie ich es vorausgeſagt. So wird es kommen — denn hätt' er ſein Unrecht eingeſehen, hinwieder meine Gnade, wär's ihm wohl angeſtanden — —“

„Zu verſuchen, bei Euch vorzukommen, hoher Herr,“ fiel der Pater ein. „Er verlangt auch nichts Beſſeres! Geſtattet ihm, Euer gnädig Antlitz zu ſehen!“

„Wie? Er wäre hier?“ rief Albertus.

„Im Vorgemach, gnädigſter Herr Herzog!“ antwortete der Pater —; dem raſchen Wink des Herzogs faſt zuvorkommend, eilte er an die Thüre. Herein trat der Graf Ladislaw von Haag. Er neigte ſich ehrerbietig, dann ſtand er, der Anrede des Herzogs gewärtig, da, das Auge mild, aber frei erhebend.

Albertus ſah ihn — die Arme verſchränkt — einige Secunden ſchweigend an, denn er erwartete ſeinerſeits Anrede und Dank.

„Nun, Herr Graf“ — ſagte er endlich — „habt Ihr mir Nichts zu ſagen?“

„Hoher Herr,“ entgegnete der Graf von Haag ein wenig bitter — „alſo freilich, weil Ihr einem armen Gefangenen das Wort gönnt.“

Albertus ſah ihn befremdet an. Der Pater Caniſius erbebte, denn er fürchtete, der Graf habe nichts Gutes im Munde, weil er vom Gefangenſein ſprach, da er doch frei war.

„Einem armen Gefangenen?“ ſprach Albertus.

„Gnädigſter Herr,“ entgegnete der Graf, „die Freiheit hab' ich ja wohl bekommen. Aber ob zu Recht und nach Euerem Willen, das weiß ich nicht. Denn da gab mir Einer das Schwert zur Hand, dem es nicht wohl anſtand. Weiß nun nicht, ob's mit Euerem Willen geſchehen iſt, geb's Euch alſo zurück, hoher Herr. Da wart' ich dann, bis Ihr mir ſelber mein Schwert wieder vergabt und meine ritterliche Ehre einhändigt.“

„Noch immer der alte Stolz!“ ſprach Albertus.

Er nahm das Schwert aus des Grafen Hand. „Nehmt es denn von mir ſelbſt zurück!“ ſagte er. „Jetzt habt Ihr wahrlich keine Urſache mehr, an Euerer Freiheit und Ehre zu zweifeln. Aber arg wäre es, Herr Graf, wenn ich Euch nun ſelbſt die Waffe zugeſtellt hätte, mit der Ihr mich etwan demnächſt bekämpfen werdet!“

Raſch ſteckte der Graf das Schwert ein und entgegnete mit edlem Feuer und die freudeleuchtenden Blicke in die des Herzogs verſenkend: „Das ſei ferne von mir! Ich bin nun gehalten, wie's einem Grafen gebührt, und will Den nicht ſchänden, der mich ehrt. Alſo ſchwör' ich Euch, hoher Herr, daß mich viel Reue über Alles ergriffen hat, was ich an Euch vollbracht, womit ich Euch gedroht und was ich Freventliches geſchrieben. Aber glaubt mir nur — nie hätt' ich Euch ſelbſt dieß Geſtändniß gethan, wenn Ihr mir, der Höhere, nicht ohne meine Bitte die Freiheit gegeben hättet — eh' wär' ich im Kerker geſtorben! So iſt mein Muth und meines Stolzes Abſicht, und wer für ſeine Angelegenheit den Staub mit den Knieen drückt, den veracht' ich im Grunde meiner Seele. Nun habt Ihr mich wieder ganz zu Ehren gebracht, mögt aber Meiner auch ſicher ſein; unter allen Eueren Edlen ſollt Ihr mich als den Treueſten befinden und meinen heißen Dank ſprech' ich Euch aus als ein freier Mann, denn ohne die Feſſel tiefer Demüthigung laßt Ihr mich von hinnen geh'n vom Thurm im Thiergarten. Den aber, hoher Herr, hab' ich nicht ſehr in's Auge gefaßt, weil ich ihm für alle Lebenszeit Ade geſagt — das ſollt Ihr wohl

wahr befinden, lebten ich und Ihr auch noch so viele Jahre — die mög' Euch Gott gewähren zu Ruhm und Nutz' Eueres Landes und Euerer eigenen Herrlichkeit!"

Albertus bot ihm freundlich die Hand. „Ihr seid mir traun ganz anders genaht," sagte er, „als ich je gedacht hätte" — er warf dabei einen freudigen Blick hoher Zufriedenheit auf den Pater Canisius, der viele Angst ausgestanden hatte und erst jetzt wieder frei athmete — „nun will ich auch festes Zutrauen zu Euch haben," fuhr er fort, sich wieder gegen den Grafen von Haag wendend, „und weiß Euch bei nächster Gelegenheit so wohl auszuzeichnen, als ich Euch dem Gesetz' zu Lieb' mit Strafe belegt. Eueren Freunden aber wird auch guter Trost werden." Eben trat ein Diener in das Gemach.

„Was gibt es?" fragte Albertus.

„Der Meister Talamont hat sich Unten gemeldet, hoher Herr, und läßt unterthänigst fragen, ob's genehm sei."

„Laßt ihn kommen!" sagte Albertus. Der Diener verließ das Gemach.

„Talamont," fiel der Graf von Haag ein, „Talamont, gnädigster Herr, gestattet zu Gunst — was für ein Talamont?"

„Ein fahrender Meister ist's," entgegnete Jener — „der's mit der Wünschelruthe hat, Kraft verleihen will und allem Geheimen auf die Spur zu kommen vermeint."

„Nicht möglich!" rief der Graf. „Der ist hier?! So erlaubt mir, daß ich mich eilends entferne!" —

„Bleibt doch," erwiederte Albertus. „Was habt Ihr denn mit dem Lothringer auszufechten?"

„Auszufechten, hoher Herr?" sagte Jener. „Nun, da wär' er wohl der rechte Mann dazu! Ein Hupfinsland ist er, ein Schwänkemacher, der für keinen blassen Heller Muth hat, seines Truges sonst gar nicht zu erwähnen! Wo er eine Jungfrau sieht, da ist der Teufel los, und jedwede Unschuld gilt ihm nicht mehr, denn eine Seifenblase."

„So!“ ſagte Albertus. „Aber wie kam't denn Ihr mit ihm zuſammen?“

„Ich habe mich jeder Zeit gern um die Unſchuld angenommen,“ entgegnete der Graf von Haag, „und da traf ſich's mehrmals, daß ich dem Glücksritter den Weg verrannte, wenn er irgend böſe Abſicht zeigte. Alſo fürchtete er mich faſt ſehr, ward aber viel zornig auf mich — und gedachte wohl, mir einmal einen böſen Streich zu ſpielen. Da mag er lange Nichts gefunden haben, was mich recht grämen könnte, und ich hatte ihn ſchier ganz vergeſſen. Nun war ich aber in folgender Zeit zu Heidelberg und daſelbſt in großer Lieb' entbrannt für des Falkenſteiner's ſchöne Tochter. Welch' Wege der Lothringer fand, das auszuſpähen, obſchon er abweſend war, davon weiß ich nichts. Gleichviel, er kam dahinter und ließ ſeinen Zorn in böſer Rache an mir aus, mittlerweil' ich in wichtiger Angelegenheit gen Frankfurt reiten mußte. Er machte ſich Eingang in des Falkenſteiner's Haus, ließ ſeiner Künſte ganze Schelmerei zu Tag, erwarb ſich viel Vertrauen und entdeckte zu rechter Zeit dem Fräulein ihres Herzens Geheimniß, als: daß ſie mir gewogen ſei, daß ich's aber nicht redlich meinte und in treuloſer Abſicht gen Frankfurt geritten ſei. Frauenſinn — Wind und Well'! Nie hätt' ich's gedacht! Als ich wieder nach Heidelberg kam, hatte ſie ihr Herz verkehrt und einem Anderen die Hand geboten. Da ich aber zu ergründen ſuchte, wie das hergegangen ſei — da vernahm ich von des Lothringer's Ankunft und wie er ſich in des Falkenſteiner's Haus gedrängt, und kam hinter Alles.“

„Habt Ihr ihn nicht zur Rechenſchaft gezogen?“ fragte Albertus.

„O, da kennt Ihr ihn nicht, hoher Herr,“ entgegnete Jener, „Der hält nicht Stich — er hatte ſeine Zeit ſchon erſehen und war verſchwunden. Aber ich ſchwor ihm Demüthigung und Strafe, wo immer ich ihn träfe, ſonſt aber auch erfüllte mich großer Zorn und Hohn gegen die ganze Welt, weil ich an keine Treue mehr glauben konnte. Und wißt Ihr, hoher Herr, an wem das ausging? An Euch ſelbſt —! Denn da mir Alles zuwider war, ſo war't

Ihr mir, mit Verlaub, auch in der Seele zuwider, und da 's zum Häckeln kam, war ich dabei, und that so viel Böses, als mir zu Paß kam, im vollen Ingrimm meiner Seele, Gott verzeih' mir's! Aber das bleibt wahr, ich bin minder schuld — der Lothringer hat mich ganz verbittert —!"

„Da ward der Herzog sehr aufgebracht und sagte: „Ei, hätt' ich das gewußt. Traun, nicht so lang hätt' ich ihn ruhig hausen lassen! Sicher ist er's auch, der, wie mir berichtet ward, auf die Jungfrauen hie zu München so scharfe Jagd gethan und gestern in meiner eigenen Hofburg des Löwenwärters Schwester einen Kuß entreißen wollte."

„Ja, sicher war's kein Anderer," rief der Graf, „das ist so ganz sein rechtes Wesen, ich müßt' ihn ja nicht kennen! — Ich seh' ihn noch immer laufen mit seinem rothen Sammtmäntelein —"

„Was sagt Ihr, Graf," fiel Albertus ein — „ein rothes Mäntelein? Das trifft ja ganz mit meiner Leute Aussag' überein! Nur Eins ist anders — als ich gestern einen Diener zu ihm schickte, saß er im Lehnstuhl und klagte, wie er schon den ganzen Tag ein starkes Fieber habe, und auf der Brust fehl's ihm sehr — aber da mag er wohl gelogen haben —"

„Ganz gewiß hat er gelogen," sagte der Graf, „denn das Lügen ist seine Herzensfreude und mit dem Kranksein ist er auch gleich bei der Hand, um das Alibi zu beweisen!"

„Tretet hier in das Gemach," sprach Albertus und kommt heraus, wenn ich Euch rufe. Ich will dem Herrn Lothringer harte Fragen vorlegen."

Er zog die Glocke. „Laßt den Meister Talamont herein," war sein Wort. Dann setzte er sich und rief: „Sultan!"

Seinem Winke gehorsam, machte sich der Löwe aus der Ecke im Erker empor, schritt zum Herzog und legte sich, die Tatzen weit vorgestreckt und den Kopf erhoben, zur Seite nieder.

Eintrat Herr Talamont im goldgestickten, grünen Wamms, um die Schultern ein schwarzsammtenes Mäntelein — beugte sich sehr tief und sagte: „Gnädigster Herr Herzog —"

In demſelben Augenblick aber erhob ſich Sultan — ſeine Augen begannen, entſetzlich zu funkeln, und Herr Talamont, der noch mit gebeugtem Kopfe daſtand, hatte noch nicht geſagt: „Ihr habt mich gnädigſt rufen laſſen“ — ſo war der Löwe ſchon aufgeſprungen, mit einem Satz auf Herrn Talamont gefahren, hatte ihn zu Boden geworfen und ſtand, beide Vordertatzen auf ſeiner Bruſt, ein noch furchtbareres Gebrüll, als geſtern, erhebend, mit offenem Rachen über ihm da — — Herr Talamont aber ſchrie laut auf: „Der Löwe!! Hilf Himmel — er kennt mich noch!!“

„Ab, Sultan!!“ rief der Herzog, ſprang auf und packte den Löwen an der Mähne.

„Zurück!“ rief er den hereinſtürzenden Dienern zu.

Wild ſchüttelte der Löwe die Mähne und war die längſte Zeit nicht zum Schweigen zu bringen. Der Lothringer aber rief in ſeiner unausſprechlichen Angſt: „Um Alles in der Welt, helft, Herr Herzog — die Beſtie frißt mich bei lebendigem Leib auf! Verlangt, was Ihr wollt, alle meine Kunſt biet' ich Euch für Nichts, nur macht, daß ich frei werde!“

Albertus bot wiederholt mit mächtiger Stimme dem Löwen ab, bis er endlich zur Ruhe gebracht war. Aber von der Stelle rührte er ſich nicht, auch befahl's ihm der Herzog nicht, ſondern wandte ſich zu Herrn Talamont und ſagte gebieteriſch: „Was habt Ihr damit gemeint: er kennt mich noch! Heraus mit der Sprache, fahrender Meiſter, das Läugnen wird wenig frommen, ich denke, wir wiſſen ſchon Alles!“

„Hoher Herr —“ ſeufzte Herr Talamont, „das iſt ja ein wahres Schickſal! Da mag das Läugnen ſicher wenig helfen, und der Himmel will, ich ſoll geſtehen. So ſei es denn! Seht, Herr Herzog, ich hab' da geſtern in vieler Sehnſucht, aber aller Unſchuld, eine Jungfrau verfolgt —“

„In meiner Hofburg?“ ſagte der Herzog.

„Ach, gnädigſter Herr,“ erwiederte Jener, „der äußerſt annehmlichen Jungfrau wollt' ich einen Kuß geben, da wehrte ſie

ſich wacker und rief den Löwen um Hilfe an — der begann einen mächtig gewaltigen Rumor und wollt' aus dem Käfig heraus. — da lief ich von dannen — nicht aus Furcht — hoher Herr, ſondern des Lärmens wegen — nun hat der Löwe mich auf der Stelle wieder erkannt!"

„Alſo haben wir's heraus!" rief Albertus. „Ihr Unverſchämter wagtet, mein eigen Haus entweihen zu wollen?!"

„Vergebt, vergebt, Herr Herzog," ſeufzte Herr Talamont, „ich weiß nicht, wie's kam! Es muß rein des Teufels Spiel und Einblaſung geweſen ſein, denn ich verſichere Euch, hoher Herr, Alles bin ich ſonſt mehr geneigt, als auf die ſchönen Jungfrau'n loszugehen; o, ich bin ſtets eine ſtille, unſchuldige Seele geweſen, daß ich das nie hätte vermuthen können!"

„Iſt das wahr?" ſagte Albertus. „Und gar keinem Menſchen habt Ihr böſe Streiche geſpielt?"

„O niemals!" entgegnete Herr Talamont.

„Ei," ſagte Albertus — „auch dem Grafen Ladislaw von Haag nicht —?"

„Wa — was ſagt Ihr, hoher Herr —" ſtotterte Jener — „Graf — Graf Ladislaw von Haag —? Das ich — das ich wahrlich nicht wüßte!"

„Hm — da müſſen wir ihn doch ſelber fragen," verſetzte Albertus. „Heda, Graf Ladislaw von Haag, ſeid ſo geneigt und kommt einmal daher!" Eintrat der Graf und ſtellte ſich vor Herrn Talamont.

„Heiliger Gott — und alle Heiligen und Seligen ſei'n mir gnädig und barmherzig," ſtammelte Der. „Seid — ſeid denn Ihr frei? Ich hab' geglaubt, Ihr wäret in — in der Gefangenſchaft —?"

„Das wär' Euch freilich ſehr genehm," ſprach der Graf mit drohender Stimme — „weil ich Euch oft und mehr von Frevel und lockeren Streichen zurückgehalten hab'. Ja, Herr fahrender Meiſter, ich war wohl im Gefängniß — hingegen jetzt mit Ehren entlaſſen! Ihr aber werdet hier nicht mit

vielen Ehren entlaſſen, das zeigt ſich, denn recht wacker liegt Ihr auf dem Rücken, von einem wilden Thier überragt und zum rechten Geſpött, ſtatt daß Euch das Geringſte Eueres Vorhabens gelungen wär'! Gerade recht geſchieht Euch und noch weit mehr verdientet Ihr, als den Schrecken! Denn Ihr habt mir das Theuerſte abgewendet, mir Galle in den Becher der Freuden gegoſſen, daß mein ganzes Gemüth ſich verfinſterte; daß ich in Streit gerieth mit meinem allzeit gnädigen Herrn und Herzog und daß ich dafür ſechs Monde im Thurm ſaß mit meinen Genoſſen — wohl verdientet Ihr, ſechs Jahre dafür zu ſitzen. Jetzt habt Ihr's einmal recht erlebt — mehr ſtrafen könnt' ich Euch nimmer, als der Himmel es gethan. Damit fahrt, wohin Ihr wollt — der gnädigſte Herr Herzog mag über Euer Loos entſcheiden! Aber ſo er Euch etwan entläßt, nehmt Euch in Acht vor mir, daß ich Euch hier und ſonſtwo auf keinem Liebesfrevel mehr ertappe — denn meiner Seel', es kommt Euch theuer zu ſtehen — und was immer geſchieht — es iſt kein Schade um Euch!"

„Da hat der Graf recht," ſagte Albertus.

„Ganz recht — ganz recht hat er," lallte Herr Talamont, „aber um des Himmels Willen geſtattet mir, aufzuſtehen."

„Schweigt," ſagte der Herzog, „man rufe die Afra, den Anſelm und den ehrwürdigen Pater Caniſius!"

„Was ſoll denn der — der Pater Caniſius?" rief Talamont. „Geht's mir etwa wirklich an's Leben, daß ich letzte Beicht machen ſoll —?!"

Er bekam keine Antwort. Bald traten Afra, Anſelm und der Pater Caniſius ein — und waren Alle ſichtlich verwundert, da ſie den Löwen über dem Lothringer ſahen. Da winkte der Herzog der Afra und ſprach: „Sprecht Afra! Iſt das Der, ſo Euch verfolgte?"

Die Afra beugte ſich ein wenig hinab und ſah Herrn Talamont in's Geſicht.

„Ja — Der iſt's ſchon, hoher Herr," ſagte Afra — „aber dazumal hat er ein hellrothes Sammetmäntelein gehabt — und heut' hat er ein ſchwarzes um —"

„Wird ſich ſchon mit dem rothen nimmer in's Freie gewagt haben," verſetzte der Herzog, „nicht wahr, Herr Talamont?"

„Errathen, errathen, gnädiger Herr," gab Jener zurück — „ich ſage jetzt zu Allem ja."

„Jetzt fragt ſich nur," fuhr Albertus fort, „ob Ihr mit der Strafe zufrieden ſeid, Afra!"

Da ſagte die Afra: „Hoher Herr, ich meine, er wär' geſtraft genug — und der Anſelm, glaub' ich, wird auch zufrieden ſein — laßt ihn los in Gnaden, Herr Herzog!"

„So ſteht denn auf, Talamont," ſagte Albertus — „und ſchaut, wo anders Ihr beſſere Prob' ablegt von Euerer großen Kunſt — denn allhier hat ſie ſich ſchlecht bewährt. Alle Euere Geheimniſſe ſind wider Eueren Willen zu Tag gekommen — und was Euch Schlimmes bevorſtand, das habt Ihr nicht errathen und geahnt. Mit der großen Kraft iſt's auch nicht weit her, und mit der Wünſchelruthe wird's auch gute Wege haben."

Nach dieſen Worten ging er einige Schritte weg und lockte dem Löwen mit freundlichem Wort.

Der Löwe ſetzte Tatze um Tatze langſam von Herrn Talamont's Bruſt ab, ſtieg über ihn hinüber, ſchritt auf den Herzog zu und lehnte ſich an denſelben. Den Kopf hatte er aber noch immer gegen den Lothringer gerichtet.

Der aber fühlte ſich kaum frei, als er aufſprang und ausrief: „Gott ſei's gedankt, daß ich das Ungethüm los bin! Ich habe keine kleine Angſt ausgeſtanden, und wenn jedweder Kuß ſo hoch käm', möcht' Einer wohl das Küſſen verlernen. Gott erhalte des Herzogs Haus, die Jungfrau aber mög' mir vergeben, ich bin halt einmal ein ſolch leichtſinniger Geſelle — aber meiner Sache ſonſt gut mächtig in aller Kunſt, ſo's mir jetzt

auch kein Menſch glaubt, weil ich da eine Niederlage erlitten und in's Garn gegangen bin — ohne daß ich was merkte — allwiſſend ſind wir nicht!"

„So iſt's," ſagte Albertus — „und damit könnt Ihr Euerer Pfade gehen."

Das ließ ſich Herr Talamont nicht zweimal ſagen. Er eilte davon, ſo ſchnell er konnte, ward aber weithin verfolgt durch's ganze Schloß und mußte ſo viel Spott erfahren, daß kein Säckel wär' groß genug geweſen, ihn hinein zu thun, hätt' er ihn tragen müſſen.

Zum Anſelm aber ſprach Albertus: „An der Wunderthat des Löwen biſt jetzt du ſchuld! So lang man von dieſer Sache ſpricht, ſpricht man von dir auch."

„Hoher Herr," ſagte Anſelm — „ich bin nicht dran ſchuld — das hat der Löwe rein von ihm ſelber zu Wegen gebracht — mein' Seel', der Löw' iſt bald ſo geſcheidt — als ich."

„So kommt's mir auch vor," ſagte Albertus — „und weil er ſo treu, klug und achtſam iſt, wie kein Löwe in der Welt, ſo ſoll er auch ein goldenes Halsband haben — darauf laſſ' ich einen Reim ſetzen — alſo, daß der Sultan auch ſeine Ehr' und ſeinen Ruhm davontragt." —

So ging's vor ſich in des Herzogs Hofburg. — Als aber Herr Talamont auf vielen Umwegen beim Hinterpförtlein ſeines Quartiers angelangt war — da fand er viel Volk beiſammen, darunter eine ſchöne Zahl rüſtiger, flinker Geſellen, bei deren Schweſtern und Liebſten er ſein Glück verſucht hatte.

Was die letzten Tage und ſo eben geſchehen, lief von Mund zu Mund.

Große Freude herrſchte überall, daß es dem Abenteuerer doch noch recht ſchlimm ergangen, es waren Alle voll guten, kecken Muthes, weil er ſichtlich in des Herzogs Ungnade gefallen, und beſchloſſen, ihm nimmer zu München Aufenthalt zu gönnen, wenn er anders Der ſei, welchen ſie meinten.

Da er nun anlangte, klang's ſogleich von allen Seiten: „Er

iſt 's — er iſt 's" — und nun ging es los, und da half kein Widerſtreben.

Herrn Talamont's Gaul ſtand im Augenblick geſattelt und gezäumt vor dem Thürlein, vorne mit Allem bepackt, was ſich Oben in der Stube vorgefunden — das rothe Mäntelein hatten ſie mit einem Ende aus dem Reiterſack hervorſchauen geſehen, das hatten ſie jubelnd und ſchmähend zugleich herausgezogen, und nun hing es recht prächtig über dem ganzen Kram.

Herr Talamont wehrte ſich und ſtritt, ſchwätzte und betheuerte aus Leibeskräften — aber es half Alles Nichts.

Er mußte aufſitzen, durch's enge Gäßlein zur Rechten in's Thal ein, dann weiter hinab, zum Iſarthor hinaus und drauf über die Baumbrücke hinüber reiten unter großem Rumor, Gelächter, Geſpött, heftiger Katzenmuſik und was den Geſellen und den Leuten ſonſt nur immer zu Sinn kam in ihrem Übermuth. Alſo ging's bis weit hinaus, und da weiß ich aber nicht, ob der Herr Talamont dann die Straße nach Salzburg ritt oder ſonſt einen Seitenweg einſchlug. Das iſt ſicher — zu München ſuchte er ſein Glück nimmer in aller Zukunft, und die Afra mag ihm das Küſſen auf eine Zeitlang verleidet haben — ſeines Auszuges aus München wird er aber auch ſein Leben lang eingedenk geblieben ſein.

Ganz anders nahm ſich's aus, da einige Tage ſpäter der Graf Ladislaw von Haag, an der Spitze ſeiner Leidensgefährten, in goldener Freiheit zum Thor hinaus ritt.

Da war auch viel Volkes dabei, und viele, viele Jungfrauen ſahen zu den Fenſtern heraus oder ſtanden unter den Thüren; war große Freude unter Allen über des Schickſals gute Wendung und überall hörte man's laut ſagen: „Der Graf hält ſein Wort, und ſeine Freunde halten es auch, da iſt keine Fehde und kein Streit mehr!"

Und ſo kam es auch in der Zukunft.

Der Graf und ſeine Freunde waren feſte Stützen in Kriegs- und Friedenszeit für den Albertus. Der ſchenkte deßhalb dem Pater Caniſius viel Vertrauen und fragte ihn oft um Rath.

Seinen Löwen aber lobt und pries er oft als ein rechtes Beiſpiel von gerechtem Unmuth und ſcharfer Aufſicht auf Zucht und Sitte.

Das goldene Halsband vergaß er auch nicht.

Das trug der treue Sultan bis an ſein Lebensende, und auf dem Band ſtand geſchrieben mit großer Schrift:

„Sultan heiß' ich,
Talamont ſchier zerreiß' ich —
Liſt, Trug und Keckheit beweiſ' ich."

IV.

Magiſter Calomälus.

1.

Wo's zu München in die Burggaſſ' einbiegt, ſteht rechts das Rathhaus. Da iſt Alles recht und gerecht.

Aber gerade hinüber am Eck, wo die hellen Bögen anfangen, da war's viele hundert Jahre lang nicht geheuer, und gar ſoll's heutzutage noch umgehen.

Nun möchtet Ihr wohl erfahren, ob und wie das iſt.

Das iſt aber ſo.

Item. Es war ein ſchöner Herbſtabend und man zählte 1429.

Da ritt der Herzog Erneſtus mit viel Gefolg durch den Forſt von München weg zum Würmſee. Dort gab's gute Jagd auf Sauen und Hirſche, und war dem Herren die Freud' zu gönnen. Er hatte erſt argen Strauß gehabt, die Huſſiten aus dem Land verjagt und Ruh' hergeſtellt. Alſo durft' er ſich wohl auch einmal einen guten Tag anthun. Kam er nun ſo das Sträßlein durch den Forſt daher mit gutem Jagdzeug', viel Hunden, Roſſen und Jägern, gute Freunde hatte er auch bei ſich, ſonderlich den Törringer und den Arco, war recht vergnügt, trug beſte Hoffnung im Herzen auf die Sauen am Würmſee und verſah ſich ſonſt froher Zeit.

Die Sauen waren aber nicht allein ſeine Abſicht. Vielmehr hatte er eine andere Angelegenheit.

Es gab Zwiſt mit ein paar Unterthanen wegen etlicher Huben Landes weiter oben am See. Den Zwiſt wollt' Erneſtus nun in Güte vertragen oder halb Part machen und hatte deßhalb einen Anwalt oder Meiſter im Recht mitgenommen.

Selbiger war der Magiſter Calomälus — und Der ritt hinter den Herren drein.

So nun der Herzog etwan umſchaute und fragte: „Alſo, wie behagt Euch der Ritt, Herr Magiſter?“ — verſetzte der Herr Calomälus: „Hoher Herr, ich wär' weiters ganz froh, wann wir nur an Ort und Stelle wären, dieweil ſelbiges Roß ausnehmend ſtoßt und ich kein gewohnter Reiter bin.“

Drauf entgegnete der Herzog Erneſtus: „Nur Geduld!“ Ihr gelahrte Herren laßt uns gar oft warten, alſo dürft Ihr wohl auch einmal die Prob' machen, was es um die Ungeduld iſt.“

Dazu lachte er. Der Törringer und der Arco deßgleichen.

Der Magiſter Calomälus aber hielt ſich um ſo feſter mit beiden Beinen ein, und wenn ſein braunes Rößlein einen Sprung machte, rief er: „Oho!“ Dabei griff er ſchnell zum Sattelknopf, damit er kein Unglück erlebe.

So ging der Zug dahin in einbrechender Nacht.

Die Nebel zogen blaß um die Buchen und Fichten, draus da und dort ein gewaltiger Eichbaum hervorragte. Der Mond tauchte wie ein glührother Schild über dem ſchwarzen Urwald auf, und die Erlrüſtern warfen lange, dunkle Schatten über den holp'rigen Pfad, daß es ſchier Grauen erregt hätte, wär' Einer allein dahingeſchritten oder geritten.

Wo ſich aber der Forſt ein Weniges öffnete, da war's gar unheimlich. Denn da flackerten und glommen dort und hier viele Irrwiſche, daß die Pferde die Ohren reckten und ſchnaubten.

Wie nun Herren und Knechte auf die Höhe gelangten, davon weg man vor ſich links hinauf den Würmſee, wie mattes Silber aufglimmend, liegen ſah, ließ Herzog Erneſtus in die Hörner ſtoßen.

Das hallte bis zum Schloß. Die Dienſtleute daſelbſt gaben Antwort — die Bauern und Fiſchleut' aber weit aus, die hörten es, und wußte nun Jeder, daß der Herzog Erneſtus am Würmſee eintreffe.

Als der Herzog angeritten kam, ſtanden ſchon viele Fiſcher und Bauern am jähen Pfad zum Schloß und nahmen ehrerbietig die Krämphüte herab. Er grüßte ſie hinwieder ganz freundlich. Denn er war ein herablaſſender Herr. Als es aber zur Abend-

mahlzeit ging, bedacht' er die Bauern, Fiſcher und ihre Weiber noch mehr und ſchickte ihnen zwo mächtige Keulen hinaus, einen Korb Brod und ein volles Fäßlein. Erblühte den Leuten demnach ein trefflicher Muth, und blieben ſämmtlich bis ſpät vor dem Schloſſe.

Herzog Erneſtus ſelbſt ſaß nicht gar lang an der Tafel, denn er war ſehr mäßig. Auch ſuchte er die Nachtruh', damit er mit ſeinen Freunden früh' munter wär' und den Sauen einen guten Morgen wünſchen möchte.

Das gefiel dem Magiſter Calomälus ſo faſt nicht.

Wie alſo der Herzog Erneſtus gute Nacht ſagte und ging, beugte ſich Jener tief und that dergleichen, als ging er auch zur Ruhe. — Kaum war aber der hohe Herr aus der Thüre, ſo ſetzte ſich der Magiſter Calomälus raſch wieder auf ſeinen gründamaſtenen Stuhl, griff gehörig zu und ſagte zum Diener, der hinter ihm ſtand, ein über das andere Mal:

„Reinhard, ich verſichere Euch, der Herr Herzog darf ſich Glück wünſchen zu ſeinem Koch. Dürft's dem Koch ſagen, daß ich's geſagt hab'. Ehre, dem Ehre gebührt — alle Achtung. Der Koch ſtellt ſeinen Mann vor. Alle Achtung, ich glaub' nicht, daß der Kaiſer einen beſſeren Koch hat — — —"

2.

Am nächſten Morgen war der Herzog ſchon um die ſechste Stunde in den Forſt geritten.

Zu der Zeit war der Magiſter Calomälus noch nicht aufgeſtanden.

Aber er ſchlief nicht.

Schon im Traume waren ihm alle mögliche Kniffe und Pfiffe durch den Kopf gefahren, und einer hatte ihn ſo ſehr erluſtigt, daß er in glückſeliges Lachen ausbrach und darüber erwachte. Drauf konnt' er auch nicht mehr einſchlummern. Lag er demnach ſo da auf dem Rücken, die Hände übereinander auf der Bruſt, ſchaute gerade an die Decke hinauf und dachte nacheinander fort, wie er

Das oder Jenes recht verwirren oder in die Länge ziehen und den Fürſten, Grafen und anderen Leuten aller Orte tüchtigen Schabernack ſpielen könne.

Wenn ihm dann etwas recht luſtig Arges einfiel, ſo zuckte es, wie ein Wetterleuchten, über ſein knochiges, bräunliches Geſicht, und drückt' er das eine Auge zu, wobei ſich auf derſelben Hälfte des Geſichts Alles bedeutend hinaufzog. Kurz, es war, als wollte er ſagen: „Meiner Seel', ich bin ein verwünſcht pfiffiger Geſelle!"

Endlich erhob er ſich, ließ ſich ſeinen Morgenimbiß wohl ſchmecken, ſo um die ſiebente Stunde ſeinen Braunen vorführen und ſaß auf, um an den Ort zu gelangen, wo der Herzog Streit hatte. Ritt ſofort erſt den Schloßberg gemach hernieder, dann lenkte er rechts herüber, und ſo ging's weiter, das Sträßlein am See entlang.

Nun hätt' es der Magiſter Calomälus wohl beſſer haben können, als ſich von ſeinem Gaul ſtoßen zu laſſen. Aber in ein Schiff wär' er um keinen Preis geſtiegen. Denn er war ein Feind des Waſſers und dachte ſich: Wann der Gaul ſcheu wird, halt' ich mich am Sattelknopf. So aber das Schiff ſcheu würde und ſchlüg' um, wär's weit gefehlt. Mit dem Halten wär' auch Nichts ausgerichtet, und müßte Einer in beſten Jahren elendiglich erſaufen. Trag' demnach lieber das geringere Übel von wegen des Stoßens, als daß ich mein koſtbares Daſein auf's Spiel ſetz'! Man lebt nur einmal!

Der Zeit er nun ſeinen Weg verfolgte, überlegte er allgemach des Herzogs Auftrag.

Dabei wollt' es ihm gar nicht einleuchten, daß ſich der hohe Herr zu vergleichen wünſche, und ſtach ihn der Haſer gewaltig, einen Hokus Pokus zu machen, daß der Herzog recht grimmig — und aus dem Vergleich ein rechter Streit werde, noch länger als der bis dato. Denn ein Rechtsſtreit war ſein Allerhöchſtes. So oft einer zu Ende ging, war's ihm, als ſei ihm Vater und Mutter weggeſtorben oder ſeine Liebſte, und ſeines Lebens war er nur froh, wenn ſich die Menſchen wüthig in den Haaren lagen.

Was nun des Herzogs Angelegenheit betraf, ſah er wohl bald, daß er ſeine Bosheit hemmen müſſe. Aber die böſe Luſt gab er doch nicht auf und dachte: Käm' mir jetzt nur was Anderes zu Paß. Denn beſſer war ich noch nie geneigt, Hader und Verwirrniß zu ſtiften. Und das mit Recht! Was, ſollen Die da heroben am See ohne Streit und Zwiſt leben? Oho! Hätten ſie doch den Himmel auf der Welt. Oho! ſag' ich. So gut darf's ihnen nit werden. Wird ſich etwan doch was geben, daß ich meinen Geiſt gebrauchen kann und das dumme Volk tüchtig zerzauſen, wie ich's noch aller Orte gethan hab'.

So ritt er ſeines Weges fort und weiter.

Es war ein ſchöner Morgen.

Klar ſah die Luft. Nur in der Ferne, den Bergen zu, ſchwamm leichtes Gewölke. Ihre Strahlen goß freudig die Sonne über der Hügel grüngebräunte Stirnen, über der Wälder zahlloſe Wipfel bis hernieder zu den weiten Spiegeln des See's und weithin über alle Hänge und Gelände — über der Menſchen friedliche Hütten und die einſamen Kähne zwiſchen röthlichtem Rohr und weißen Seeroſen. Die wiegten und dehnten ſich ſehnſuchtsvoll in den leisathmenden Waſſern. Ja wohl, überaus feierlich war ſie anzuſchauen die heilige Gottesnatur in Fluth, Hügel und Bäumen, im vollüppigen Gras und in viel tauſend Blumen an den Seerainen. Die glitzt' und blitzten vom Thau, und drüber weg gauckelte hier ſeligtrunken ein gelber Schmetterling, dort hinwieder gleich zwei ſchwirrenden Bolzen verfolgten ſich ein Paar blauſchillernde Waſſernymphen. Die verloren ſich hinein in die kühl ſchattige Waldbucht. Drin tauchte hellgülden empor die Königskerze, dort wieder ſah, früh entſproſſen, eine blaſſe Herbſtzeitloſe auf — oder im tiefen Dunkel nächſt ſaftig grünem Mooſe, wie ein leuchtender Rubin auf ſammtenen Kiſſen, glühpurpur eine verſpätete Erdbeer'.

Das war Alles ſchön und erhaben, all' in Groß und Kleinem, in Nähe und Ferne, und ſo feierlich.

Dazu haucht' es dahin, heiligen Frieden verkündend, gleich

wie in Gottes Odem ſelbſt, all' in heiligem Koſen und ſüßer Liebe zu jedem Dinge. Still war's rings — und doch war ein wonniges Liſpeln allüberall. So flüſterten die Blätter ob träumeriſch ſummendem Schilf und Matten — und die Waſſer brandeten leiſe an den Ufern — als wollten ſie mahnen die Erde und alle Weſen zur ſeligſten Andacht.

Da hätt' wohl Keiner an was Böſes gedacht, vielmehr Jeder ſein Aug' aufgeſchlagen zum Himmel und um Frieden gebeten für die Menſchen hoch und nieder, daß ſie abließen von irdiſchem Hochmuth und wilder Verfolgung, ſich die Hand gäben und nicht ferner verkümmerten ihr Leben — das ſo kurze Zeit währt! Da wär' wohl der mächtigſte Herrſcher ſtillgeſtanden, und ihm manch' beſcheidener Gedanke gekommen, hätt' er geſehen, was groß und herrlich die Welt und die Gewalt des Ewigen ſei — und wie gering all' ſeine eigene, ſterbliche Gewalt, die Verderben oder Glück bringen kann, aber doch kein herbſtgelbes Blatt grün machen.

So hätt's wohl Jeden anwandeln mögen, jetzt und dazumal.

Wer aber von dem Allem Nichts verſpürte, war der Magiſter Calomälus. Denn, wie geſagt, wo er Frieden fand, da war er unglückſelig, und wär' jetzt allſogleich der Himmel über ihm aufgegangen, hätt' er Nichts früher gedacht, als Dieß: da droben iſt Fried' und Ruh'. Wie ſtellſt du's an, daß der liebe Herrgott und alle Heiligen in Zwiſt gerathen!

3.

Um dieſelbe Zeit lebten zwei Fiſcher am See.

Veit hieß der Eine — Oswald hieß der Andere.

Die waren die beſten Freunde. Und doch hatte Einer dem Anderen viel Leid zugefügt. Denn der reichere Veit hatte ſein Herz einer Dirne zugewandt, ſolcher der Oswald auch gar ergeben war.

Aber geſagt hatt' es ihr Oswald nie.

Er hatte wenig, ſann hin und her, und mittlerweil' er zögerte,

war die Sache eines Tages verändert. Der Veit machte mit der Dirne Hochzeit, und lange schon war die Liebste seines Herzens dem Veit angetraut, da wußte Der von Oswald's Schmerzen noch kein sterblich Wörtlein.

Erst später einmal, an einem schönen Sommerabend, erzählte Oswald dem glücklicheren Freund sein Schicksal, und wie weh' es ihm gethan, daß er der Martha entsagen müssen. Nun wußte der Veit wohl Alles — und fester als je vorher hing sein Herz am Freund.

Die Martha aber erfuhr von dem Allem Nichts, ahnte nicht, daß Oswald ihr so viel gut sei, und so mußte sich Der nach wie vor mit Wenigem bescheiden. Früh' etwan ein freundliches Nicken oder ein „Grüß Gott, Oswald," oder Abends ein „gute Nacht," war Alles, was ihm zu Theil wurde. Aber er dacht' auch an Nichts weiter. Denn er hatte ein reines Herz.

So lebten die zwei Fischer und die Martha dahin, ein trefflich Beispiel in aller Art, so daß sie alle Drei einen guten Namen hatten, wo sich just die Sprach' gab, und Jeder ließ ihnen Fried' und Ruh'.

Aber jetzt drohte ihrem Frieden auf einmal große Gefahr — und wer dran Schuld war, das sollt Ihr bald erfahren.

Just ritt der Magister Calomälus aus einem Waldsaum in die nächste, grüne Au am See. Da hatte er zwei Fischerhütten vor sich, die waren mit Flieder umzogen und waren nicht weit von einander. Es standen nur etliche Buchen dazwischen. Vom See herein aber kamen Ihrer zwo dahergefahren mit vollen Netzen.

Das sah Herr Calomälus von ferne, ritt gemach näher, kam gerade an's Ufer, als Jene landeten und hielt drauf den Braunen an.

„Da habt Ihr ja trefflichen Fang gemacht!" sagte er. „Ei, ei, das nenn' ich Rengken die Meng' und großmächtig, da lauft Einem ja das Wasser im Mund zusammen! Wem bringt Ihr denn die Fisch' alle, und wem gehört denn der Fang — oder seid Ihr selber der Herr?"

„Wem's gehören —?“ antwortete halblachend Oswald, denn der war's, und einen Jungen hatte er bei ſich: „Wem's gehören? Ja mein, das weiß ich ſelber nicht!“

„So!“ rief Herr Calomälus. „Das wär' nicht übel und iſt äußerſt verdächtig!“

„Beinah' habt Ihr's errathen!“ war die Antwort.

„Beinah' —?!“ fuhr der Meiſter im Recht heraus. „Oho — da muß ich auch dabei ſein.“

Er hob ſogleich den rechten Fuß in die Höhe, ſtieg vom Roß, band es an eine Staude und eilte wieder auf Oswald zu.

„Was wollt Ihr mit dem beinah' ſagen?“ fragte er. „Habt Ihr etwan kein Recht, zu fiſchen, oder will es Euch Einer ſtreitig machen? Nur heraus mit der Sprach'! Ich bin der Magiſter Calomälus, weit berühmt als ein Meiſter im Recht, ſtets mit wichtigen Angelegenheiten wohl betraut, aller Pflicht und Schuld kundig und laſſ' Keinem ein Unrecht geſchehen, wenn er meine Hilf' und Kunſt anfleht —“

„Ei, was Ihr da Alles ſagt — ſo arg iſt's nit,“ entgegnete Oswald, während er aus dem Kahn ſtieg, der Junge aber die Fiſche und das Netzzeug aushob. — „Wir ſind wohl ehrliche Leut'. Nur mit dem Netz da hat's einen luſtigen Haken wegen des Veit. Wißt Ihr, er iſt mein Nachbar, iſt aber nicht daheim. Nun iſt mein Werkzeug vom letzten Zug zerriſſen, und da hab' ich ſein Zeug genommen. Das iſt die ganze Sach'. Das bedeut' Nichts.“

„Was habt Ihr?!“ rief Herr Calomälus. „Das nennt Ihr Nichts? Ein fremdes Netz habt Ihr ſonder Erlaubniß genommen?!“

„Hat keine Gefahr,“ war die Antwort Oswald's, während er ſich die Stirne wiſchte, „der Veit hat Nichts dagegen —“

„Das ſoll mich wundern!“ fiel Jener ein.

„Sind ja die beſten Freunde!“ entgegnete Oswald.

„Oho!“ höhnte der Magiſter. „Ich glaube keineswegs, daß er ſich's gefallen läßt, für's Erſte, weil —“

„Macht mir nur keine Sorg'!" gab Oswald halb unmuthig zurück. „Ich kenne doch den Veit und ſein Weib!"

„Alſo ein Weib hat der Veit? Ein junges, handſames Weib —?"

„Glaub's gern, daß ſie ſchön und jung iſt, die Martha, wüßt' kein ſchöneres Weib um den ganzen Würmſee "

„So — ſo! Alſo ſchön iſt ſie?" fiel Magiſter Calomälus ein. „Da haben wir's!"

„Was denn?" fragte Oswald unmuthig.

„Das will ich Euch wohl ſagen!" rief Jener. „Der Veit traut Euch in Nichts mehr, und da gibt's einen großen Streit. Will Euch allſogleich ſagen, warum und weßwegen. Braucht aber keine Sorg' zu haben, denn ich bin da und weiß wohl zu helfen, daß er uns nicht zu klug wird! O, ich kenn' die Menſchen, hab' alle Seelen ausſtudirt, und oft ich auch keine Urkund', Augenſchein oder weiteren Beweis hab', ſetz' ich die Angelegenheit dennoch durch. Das vermag aber Keiner, denn ich — weil ich ergründ', wie, wo, wann, warum und ob Derſelbige oder Jener ſchwören kann oder nicht, und was Liſt und Bosheit er ſonſt an ſich tragt! Merkt Ihr was? Muß demnach der Veit ausgeforſcht werden, wie und ob er gegen Euch ergrimmt iſt und was er vor hat. Das will ich wohl ergründen und die Sach' durchfechten. Dafern er nun Streit will, mag er bald ſeh'n, was viel mehr Kniff' und Pfiff' ich in meiner Weisheit erfind', als er; will er aber keinen Streit, ſondern verſtellt ſich vor Euch und wartet auf beſſere Zeiten, auf daß er Euch deſto weher thu', und ich bring' dieſelbige Bosheit zu Tag — ſo mag ich ihm erſt recht feſt zu Leib' geh'n. Da verklag' ich ihn beim Vogt, und gib's nicht nach, allbis der heimtückiſche Schelm von Haus und Hof getrieben!"

„Was iſt das?!" rief Oswald vor Staunen. „Ich meinen beſten Freund von Haus und Hof treiben? Glaubt Ihr, das thut der Oswald? Ich hab' dem Veit keinen Groll gehabt, daß er mir die Martha weggefreit, nun ſoll ich ihn in's Unglück ſtoßen, wo er mir gar Nichts gethan hat?"

„O — oho!“ fiel Herr Calomälus ein. „Alſo er hat Euch die Martha weggefreit? Und da könnt Ihr ihn Eueren Freund nennen? Ha, ha, ha, das gefällt mir weiters ganz wohl. Einen Verräther zum Freund haben!“

„Verräther?“ rief Oswald. „Wer kann das ſagen! Er hat lang Nichts gewußt von meiner Lieb', der Dirne ſelbſt hab' ich's nie eingeſtanden!“

„Das iſt kein Beweis!“ fiel Herr Calomälus ein. „Ich ſag' Euch, er hat's gar wohl gewußt und hat einen Ehrenmann betrogen! Und Ihr ſeid ein fürtrefflicher Ehrenmann, das ſeh' ich. Die Sach' aber geht ſo nicht aus! Der Veit weiß, daß Ihr die Martha geliebt habt und daß Ihr Rache im Herzen tragt! So Ihr ihm nun auch geſteht, daß Ihr mit ſeinen Netzen gefiſcht habt, ſo denkt er ſich: er will mich nur ſicher machen für ein anderes Mal!“

„Das iſt nicht wahr!“ fuhr ihn Oswald an. „So denkt der Veit nicht von mir!“

„Ha, ha, ha!“ fiel Herr Calomälus ein. „Ihr ſeid ja ein rechter Thor, daß Ihr von den Menſchen das Beſte denkt!“

Jetzt war's dem Oswald zu viel.

„Wohl denk' ich das Beſte von Allen und vom Veit —“ brach er los, „von Euch aber nicht! Macht, daß Ihr davon reitet, verfluchter Geſell', ſonſt ſchlag' ich Euch meiner Seel' den Schöpfer auf den Schädel. Staſl, 'raus mit den Rudern!“

„Was? Ihr wollt mich bedrohen?!“ ſchrie Jener. „Mich, den weltberühmten Magiſter Calomälum? Wißt Ihr, daß ich Euch auf's Rad bringen kann, Ihr frecher Bauer? Wart', Ihr Schelm, Ihr wollt einen Mann beleidigen, der die ganze Wiſſenſchaft in ſeinem Kopf hat und von denjenigen Bürgermeiſtern, Herren, Grafen und Fürſten bis zum Kaiſer und Papſt ſchier ausgeriſſen wird?!“

„Packt Euch,“ brauſte ihn Oswald an, „oder ich ſchlage Euch nieder, Ihr gelber Knochenteufel!“

Dabei holte er mächtig aus.

Das gefiel dem Herrn Calomälus nicht mehr, er rannte demnach fort und ſtieg, ſo ſchnell er konnte, auf ſein Roß. Oswald aber eilte ihm nach und rief: „Verdammter Hetzer, das nimm zum Fahrwohl!“ Dabei gab er dem Braun einen Schlag, daß er nach Hinten ausſchlug und dann ganz wüthend mit dem Magiſter davon rannte.

„Alle Teufel!“ ſchrie der Magiſter und riß, ſo ſtark er konnte, am Zaum. Aber es half Nichts. Der Braun jagte entlang über Pfad und Raſen und durch Geſtäude und Bäume weg. Längſt hielt ſich Herr Calomälus mit beiden Armen am Halſe feſt. Die Bügel hatte er auch verloren. Zuletzt ſchüttelte der Gaul den Kopf, wie toll, ſchlug nach allen Seiten aus und warf den Magiſter zur Seite weg an's Seegelände, mitten unter einen Buſch Brennneſſeln.

Drin lag er auf dem Rücken.

Der Braun aber trabte gemach fort.

Der Magiſter Calomälus lag mehre Minuten, eh' er ſich mit dem Oberleibe rühren konnte, und ſtemmte bald das rechte, bald das linke Bein auf den Boden, um ſich einen Schwung zu geben. Es war aber lange vergebens, und da ihm da ein Ruck gelang, gerieth er gar mit dem Antlitz in die Brennneſſeln. Die brannten ihn ſo, daß er plötzlich Kraft bekam und aufſprang, drauf das Erſte war, daß er ſeinem Roß folgte, und ein über's andere Mal rief er, ſo laut er konnte: „Hizza, halt' Bräunl, hizza!“

Wenn aber das Roß ſtill ſtand und den Calomälus kommen ſah, macht' es gleich wieder einen Satz und fuhr wie der Wind davon. Zuletzt verſchwand es ganz.

Der Magiſter Calomälus aber ſtolperte vor Mattigkeit in's Gras und ſetzte ſich an einen Schlehdorn. Er konnte vor Wuth nicht ſeufzen.

Plötzlich brach er los: „Kreuz, Blitz, Element, alle Teufel und Donnerwetter! Ha, hätt' ich jetzt nur die ganze Weltkugel in den Händen, mitten auseinander wollt' ich ſie reißen! Kreuz, Hagel, zehntauſend Juden und Türken, da ſteht mir ja der

Verſtand ſtill! Iſt denn der leibhaftige Satan über mich ehrlichen Mann gekommen, daß ich mich nicht an einem einzigen Ding rächen kann! Kreuz, Blitz, Donnerkeil — das mir, dem Magiſter Calomälo!“

Mehr brachte er nicht über die Lippen vor übergroßer Wuth.

Da wandte er plötzlich den zornentbrannten Kopf, denn er glaubte, Schritte zu vernehmen.

4.

Der Magiſter Calomälus hatte ſich nicht getäuſcht.

Vom See herab kamen Ihrer Zwo, und Herr Calomälus konnte wohl hören, was ſie ſprachen.

Der Eine aber ſagte: „Ei was, Martha, der Oswald iſt daheim geblieben; der wird dir wohl ausfahren mit ſeinem zerriſſenen Zeug, und heut' gar! Siehſt weitum keinen Einbaum. Glaub's gern. Heut' iſt der See falſch und will zur Nacht ſein Opfer. Wird ſchon kraus und wild. Nun, der wird toben, wann er Nichts erobert. Fiſch' könnt'ſt heut' wohl genug haben, aber dein Leben iſt mehr werth. Und wenn davon kommſt, geht's am Netzzeug aus! Das reißen weiters die Seejungfern her und die anderen Ungethüm' da drunten. Nun, die hätten weiters grüne Köpf' und Rachen! — Hat ſich's auch ſchon lang wieder gemeldt', und 's geht nicht richtig zu um 'n ganzen See 'rum. Nächſt iſt 's Waſſermandl über den See gelaufen, den Donisl hat 's Rohr nicht durchlaſſen, und auf der Inſel hat der ſchwarze Pudel geheult — haſt 'n ja ſelber gehört —“

Wie nun Herr Calomälus Dieß und mehr hörte, wußte er bald Beſcheid und fing an zu ſeufzen: „O Teufel, o Teufel, das ſind Teufel!“

Eben bogen Veit und Martha um die Ecke. Veit aber blieb ſtehen und ſagte: „Was ſeufzt denn da und red't vom Teufel?“

Dann eilte er auf den Schlehdorn zu.

„Was iſt's denn mit Euch?“ fragte Veit. „Ei, ſeid Ihr etwa der Reiter, dem daſſelb' laufende Rößl gehört?“

„Ja, entgegnete Colomälus, „ja, Der bin ich, — helft mir nur, daß ich mich aufrichte —“

Veit hob ihn auf. „Was habt denn Ihr für Händ' —?“ fragte er. „Seid Ihr etwan in die Brennneſſeln gefallen? Mein' Seel', iſt ſchon ſo.“

„Ja, es iſt ſo, mitten in die Brennneſſeln hinein,“ ſagte Herr Calomälus. „Aber Der, ſo dran Schuld iſt, wird noch viel Ärgeres verſpüren! Der Ruchloſe! Euch aber will ich Dienſt und chriſtlich Willen wohl vergelten. Wer ſeid Ihr denn, Ihr?“

„Ich bin der Fiſcher Veit,“ antwortete der Gefragte, „und Die da iſt mein Weib, die Martha. Seid nur getroſt wegen Eueres Röſſels. Der Oswald da drin, der ſchickt den Stafl am See hinauf, daß er's fangt!“

„Ha, der Oswald —?!“ rief der Herr Calomälus. „Der ſoll das für mich thun? Nimmermehr! Der iſt ja gerade der Elende, ſo mir mein Rößl geſchlagen hat, all daß es die größten Sprünge that und davon ſtürmte, bis es mich in die Brennneſſeln warf! Aber es iſt ihm nicht geſchenkt, die Rache des Herzogs wird ihn ſchon erreichen. Wißt Ihr auch, mit wem Ihr ſprecht? Ego sum praeclarissimus, illustrissimus et doctissimus Magister Calomälus, das heißt: Ich bin der weltberühmte Magiſter Calomälus, der alle Prozeſſe der Welt mit einem einzigen Wort oder Federzug auseinander reißt! Ich bin geliebt von Hoch und Nieder, geprieſen ob großer Weisheit, Chriſtenthum, Wiſſenſchaft und Beſcheidenheit, und die Bürgermeiſter, Grafen, Fürſten, all' bis hinauf zum Kaiſer, ſind mir zugethan, daß ſie ſich um mich balgen und reißen! Und mich, denjenigen Mann, hat der Elende verhöhnt und beſchimpft, weil ich ihm ſein böſes Diebsgelüſte verwies von wegen ſeiner Hinterliſt! Fiſcht der freche Geſell mit fremden Netzen!“

„Mit fremden Netzen?“ ſagte Veit. „Werden wohl die meinen ſein. Ei, das wär' kein arges Verbrechen!“

„Kein arges Verbrechen?“ rief Herr Calomälus. „Eines abweſenden Mannes Eigenthum zu nehmen und damit zu ſchalten oder Erwerb zu ſuchen — das nennt Ihr kein Verbrechen? Glaubt Ihr, das beſteht vor Gott und Recht? Frag' ich nur, pro primo: Wo Einer herginge und nähm' des Herzogs Sigill, drückte es auf eine Urkund' und fiſchte ſo eintauſend Pfund Pfennige? Wär' das was Anderes? O, da könnt' ich Euch viel hochgelahrt' lateiniſche Sprüch' ſagen, anders Ihr ſie verſtehen möchtet. Ich bin Euer Schuldner, will gar Euer Freund ſein — aber Das ſag' ich: Ihr ſeid ein Thor, ſo Ihr leidet, was er Euch angethan hat. Denn, wie er's Euch in Einem macht, ſo macht er's Euch im Anderen deßgleichen!“

„Das iſt nicht wahr!“ rief Veit.

„O sancta simplicitas!“ fiel Herr Calomälus ein. „Und warum thut er das nicht? Etwan, weil er Euch's ſagen wird, er hab' Euere Netze genommen? Oho, ſag' ich. Warum thut er es? Damit Ihr ihm ferner traut! Traut ihm nur! Ich weiß, was er geſagt hat!“ Er warf dazu einen Blick auf die Martha, den Veit wohl bemerkte.

„Was hat er geſagt?“ fuhr Der auf.

„Das werd' ich Eueres tugendſamen Weibes wegen verſchweigen!“ kam's höhnend zurück. „Aber ſelb dürft Ihr wohl denken: So er mit Eueren Netzen im See fiſcht, ſo wirft er zur rechten Zeit die ſeinen nach Euerem Weib' aus — verſteht Ihr mich, nach derſelbigen Martha, die Ihr ihm weggefreit habt!“

„Halt ein!“ unterbrach ihn Veit. „Woher wißt Ihr —?“ Zorn funkelte aus Veit's Augen, und glühroth waren ſeine Wangen geworden.

„Woher?“ höhnte Herr Calomälus raſch. „Ei, vom Oswald ſelber! Und noch viel mehr weiß ich. Er hat Euch ſelbſt ſeine alte Lieb' zur Martha geſtanden — mir, einem Fremden, hat er Alles geſagt, der Verräther!“

Die Martha ſtand einen Augenblick ſtill, wie vom Blitze

gerührt. Dann fiel ſie ein: „Und hat er geſagt, was er will, iſt er doch kein Verräther!“

„Vertheidigt ihn nur,“ ſpottete der Magiſter, „er kann's wohl brauchen!“

„Das thu' ich auch!“ rief Martha. „Weit aus iſt kein Mann, wie der Oswald! Ein reines Gewiſſen hat er und kein falſches Wort kommt von ihm: Schweig' ſtill, du verboſ'ter Rechtmacher, du Leutreizer, ſonſt fahr' ich dir in die borſtigen Augen, meint' Ein's, es ſchaut der Teufel zum Glasfenſter 'raus! Geh' deiner Weg', ſag' ich, über'n Oswald laſſ' ich Nichts kommen, hat er mich gern g'ſehen oder mein'twegen nit auch!“

Der Herr Calomälus ſah den Veit triumphirend an.

„Ei, ei,“ ſagte er dann zur Martha, „Ihr nehmt Euch ja faſt viel um den Oswald an. Das gefallt mir ganz wohl! Was meint Ihr, Veit?“

Bald blaß, bald roth ſtand Der da, ſo war ſeine Seel' bewegt, und er wußte nicht rechts, noch links. Gern hätte er ſeine Unruh' verborgen. Aber er vermochte es nicht und konnte der Martha nicht in's Aug' ſchauen. Der Funke des Argwohns war in ſein Herz gefallen.

„Geh' voraus!“ herrſchte er die Martha an.

„Was fallt dir denn ein?“ ſagte Martha beſtürzt.

„Fort, ſag' ich!“ wiederholte Veit. „Die Fiſch' gehören mir!“

Mit einem Blick des tiefſten Unmuths auf den Meiſter im Recht, ſchwankte Martha mehr, als ſie ging, den Hütten zu.

Der Veit ſtand in Gedanken verſunken.

„Ihr habt mich ſcharf angeſchaut, Herr —“ ſagte er, „und ich hab' Euch gar wohl verſtanden. Aber mein Weib — nein, nein! Sie gibt ihm wohl freundlich guten Morgen und gute Nacht — und ſagt ſtets viel Gutes von ihm — aber weiter iſt Nichts, 's kann ja nit ſein!“

„Ei, was grämt Ihr Euch, fürtrefflicher Mann und Freund?“ verſetzte Herr Calomälus. „Die Martha iſt Euch wohl noch treu. Das ſieht Jeder. Hingegen mit dem Oswald iſt die Sach' ganz

anders. Ihr habt ihm einmal das Herz gebrochen. Das wird er Euch nimmermehr verzeihen. Wollt Ihr's aber nicht glauben, ſo ſchaut nur auf Euch ſelber, wie Ihr jetzt in Eiferſucht und Wuth vergeht, der Ihr jetzt die Martha doch beſitzet. Er aber hat ſie verloren und Tag für Tag hat er Euer Glück vor Augen!"

„Ihr macht mich ganz toll und hirnwüthig!" rief Veit. „Ich glaub's und glaub's wieder nicht! Selb ſeh' ich aber ein, daß es ſo nimmer gut thut. Ich verkauf' meine Hütt' und zieh' mit meinem Weib davon — was er von mir hat, muß er herausgeben, und vorerſt zur Stell' die Fiſch'! Ich ſelber kann vor Gram und Zorn nit ſprechen! Herein da mit mir, Ihr ſeid im Maulwerk bei der Hand, da mögt Ihr helfen — die Fiſch' will ich haben!"

„Das ſoll wohl geſchehen —" fiel Herr Calomälus ein, „doch nehmt Ihr mich in Schutz? Denn ſo Ihr mir nicht helft, bleibt mir wohl Nichts, als daß ich vom Leder zieh' —"

„Das ſollt Ihr nicht!" unterbrach ihn Veit. „Der Katzenbuckler ſoll Euch Nichts anhaben! Alſo Euch hat er 's Geheimniß anvertraut? Meiner Seel', Ihr habt wohl recht, daß er falſch ſein könnt'! Euch, der ihm da in den Wurf kommt! Wer weiß, wem er's ſonſt noch geſagt hat!"

So wuchs der Argwohn mit jedem Schritt — und in zuckenden Wettern zog's durch des Fiſchers Bruſt. So ſchritt er dahin. Verzweifelnd und trotzig zugleich ſog er das Gift der Verleumdung ein und finſter und finſterer ward's in ſeiner Seele.

Gerade wie in den weiten Waſſern draußen.

Die begannen von ferne her zu dunkeln. Die paar Wölklein am Saum der Berge waren heraufgezogen und zu Wolken geworden — hinterdrein viel andere, düſter und verhängnißvoll. In weiten Schatten ſank's über Flur und Wald, bange flatterten die Vögel in aufrauſchenden Zweigen und über Rohr und Gras wiſcht' es herein vom See. In dem begann's zu beben und zu rieſeln — in der Ferne, fahlweiß, wie ein ſchaueriger Geiſt des Abgrundes, ſtieg langſam eine Welle auf — — — —

5.

Was in Martha's, des treuen Weibes Herzen vorging, mag Jeder ermeſſen. Veit's glühenden Argwohn hatte ſie erkannt und das Geheimniß Oswald's durchſchaut. So kämpfte es in ihr zugleich in Schmerz und Staunen. Aber recht heiliger Unmuth über den Meiſter trug den Sieg davon.

Raſch und raſcher war ſie fortgeſchritten und alsbald war ſie an Ort und Stelle.

Oswald und der Staſl hingen eben die Netze auf.

„Was gibt's, Martha?" rief der Erſte und ließ das Netz fallen. „Biſt ja ganz verſtört — und allein! Wo iſt der Veit? Herr Gott, blaß iſt ſie, wie Wachs! Martha, was hat's 'geben?!"

Dabei eilte er auf ſie zu.

Die Martha ſah um, als ob ſie ſich ſcheute, mit ihm zu ſprechen. Dann warf ſie hin: „Oswald, was hab' ich von dir gehört — du ſagſt landfremden Leuten, was du verbergen ſollſt, wenn's auch ſo wär' —"

„Ich verſteh' dich nicht," ſagte Oswald.

„Wirſt mich ſchon verſtehen —" fiel Martha ein. „Rath' und hilf nur! Der Teufel iſt eing'ruckt am Würmſee, der Veit iſt ganz narret aus Eiferſucht — um der Netz' halber auch. Die Fiſch' g'hören ihm, ſagt er — 's iſt Einer draußen bei ihm, der hat's ihm einblaſen!"

„So ſteht's?!" rief Oswald. „Jetzt komm' ich dahinter! He da, Staſl, nimm's Ruder — mir nach!"

„Halt, um Gotteswillen halt!" rief Martha.

Aber Oswald ließ ſich nicht erbitten. Fort ſtürzte er gegen das Sträßlein. Der Staſl hinter ihm drein.

Nicht zwanzig Schritte hatte Oswald gethan, ſo ward er Veit und den Meiſter im Recht gewahr, die ſchon daher kamen. Sogleich verdoppelte Oswald ſeine Eile und ſchrie in die Ferne:

„Weg, Veit! Weg, ſag' ich, von Dem, du haſt den Teufel bei dir!"

Veit aber ſtand drohend ſtill und rief her: „Schweig' und wirf du weg das Ruder! Dem thu'ſt du Nichts! Aus iſt's mit der Freundſchaft!"

„Was ſagſt?" entgegnete Oswald. In Kurzem ſtand er vor Veit. „Das ſagſt du mir?! Beim heiligen Pancraz, hat er dich ſchon ganz in ſeinen Krallen!"

„Nicht geſchmäht, frecher Bauer!" donnerte Herr Calomälus. „Man hat Euch ergründet!"

„Mich?!" fuhr ihn Oswald an. „Und was habt 'r ergründet —?!"

„Alles!" fiel Veit ein. „Hinter'm Rücken legſt mir mein Netzzeug in's Waſſer, hinter'm Rücken ſprichſt von deiner Lieb' zur Martha, hinter'm Rücken narrſt und höhnſt mich aus bei fremden Menſchen! Ich will dir zahlen dein unſchuldig's „grüß Gott und gut' Nacht, Martha" — ich kenn' jetzt deine Strich' und Kniff' und wo's 'naus will! Meinen Hof verkauf' ich, daß ich von dir komm', verſtehſt? Und meine Fiſch' will ich haben. Die Fiſch' gehören mir. Der Calomäli hat's geſagt — der weiß, was recht iſt, und weiß Alles auf der Welt!"

„Das weiß ich auch," rief Herr Calomälus, „was da war, da iſt und noch weiters kommen wird, und nicht allein hier auf der Welt, ſondern auch in der anderen — und Alles aus Wiſſenſchaft und geiſtlicher Offenbarung! Alſo ſprech' ich, Magiſter Calomälus, berühmt und geprieſen vom Niederſten an bis zu des Kaiſers Majeſtät, die Fiſche gehören dem Veit — und der Veit verlangt nichts Unbilliges. Denn er hat das Recht und iſt ein Ehrenmann!"

„So?!" rief Oswald. „Jetzt wär' wieder er ein Ehrenmann! Erſt bin's ich geweſen! Veit, laſſ' dich nit narren, hör' mich an!"

„Ich hör' Nichts!" fiel Veit ein. „Gibſt mir die Fiſch' oder gibſt ſie mir nicht, du unredlicher Geſell?!"

„Ich ein unredlicher Geſell —?!“ ſtammelte Oswald. „Das mir, den du ſo lang kennſt? Jetzt kriegſt mir's grad nicht! Nicht ein' einzigen Rengken kriegſt, verſtehſt! Dein Netz hab' ich genommen, ja, das geſteh' ich, und hätt' dir's g'ſagt, aber die Fiſch' g'hören mir, und Den möcht' ich ſehen, der mir meine Fiſch' nimmt!“

„So komm' ich dir ſchon beim Vogt,“ fuhr Veit darein. „Das gibt einen Streit, daß das ganz' Land davon red't, und von Haus und Hof treib' ich dich, keine Ruh' haſt mehr bei Tag und Nacht, du treuloſer Freund, und der Calomäli da führt meine Sach' — alſo weißt es!“

„Alſo gibſt dich von ſelbſt in Teufels Gewalt?!“ rief Oswald, „Dem da willſt trau'n?“

„Ja, mir traut er,“ donnerte Herr Calomälus. „Mir! denn ich bin großer Herren Sachwalter und aller rechtſchaffenen Menſchen Freund! Wart', ich will Euch eine Brüh' kochen, Ihr Verwegener, Ihr Läſterer, daß Ihr Euer gottloſes Maul verbrennt! Wart', ich komm' Euch, der dolosissime et occultissime hinter eines Ehrenmanns Rücken fiſcht und erſt fremde Netze auswirft, hinterher aber etwan die ſelbſteigenen auf des Nachbars und Buſenfreundes Weib!“

„Ha, du lohbrennender Teufel!“ ſchrie Oswald auf, außer ſich vor Wuth. Weit holte er mit dem Ruder aus.

„Willſt an's Rad kommen, daß dich die Raben freſſen?“ rief Veit, ſich dazwiſchen werfend: „Einen Menſchen morden, und Den erſt, des Herzogs Meiſter im Recht? Laſſ' ab und ſprich! Zum letzten Mal frag' ich dich, gibſt die Fiſch' 'raus oder gibſt ſie nicht 'raus?“

„Er wird ſie nimmermehr herausgeben,“ fiel Calomälus ein.

„Glaubt Ihr?“ fuhr Oswald auf. „Jetzt grad' geb' ich ſie 'raus! Dein ſind ſie, Veit!“

„Das iſt dein Glück!“ warf ihm Dieſer entgegen. „Gleich müſſen's zu mir 'rüber!“ Er eilte den Kähnen zu: „Staſl, hilf d'Fiſch' 'rüber tragen!“

„Ich ſelber helf' dir," rief Oswald und folgte raſch. Der Staſl deßgleichen. Der Magiſter Calomälus aber auch, denn ihn bedünkten Oswald's Worte nicht, wie er wünſchte, und er fürchtete eine Verſöhnung.

Wer alſo ſchneller, als Alle rannte, war er, und da ſie ankamen, ſtand er ſchon am Ufer vor dem Kalter und rief: „Halt! der Oswald will die Fiſche 'rausgeben? Und damit ſoll's etwan abgethan ſein?"

„Was will ich noch mehr?" fragte Veit.

„Oho?!" höhnte Herr Calomälus. „So könnt Ihr fragen?! Da ſind wir noch lange nicht zu Ende! Die Fiſche gehören Euch per se, das heißt, da beißt die Maus keinen Faden ab, und könnt' Gott im Himmel nicht anders ſprechen. Aber ſomit die Sach' im Reinen wär', kommt erſt die andere! Er muß Euch Erſatz leiſten für daß er Euer Netzzeug gebraucht hat, ſeine Straf' erleiden für ſeine Hinterliſt, Urfehd' ſchwören wegen künftiger Rache an Euch, und ſonderlich haftet er für böſe Nachrede gegen Euch. Die ſollt und werdet Ihr ſo hoch anſchlagen, daß wir den Gauch von Haus und Hof treiben, anders er ſich nicht ſogleich auf ein Erkleckliches vergleichen will!" Während dieſer Rede war ſein braunes Geſicht vor lauter Eifer und Hitze ganz kirſchroth geworden —.

„So?" ſagte Veit, „das Alles ſoll geſchehen?" Er ſtarrte den Herrn Calomälus an — dann den Oswald und darauf wieder die Martha, die unweit ſtand und mit der Schürze über die naſſen Augen fuhr. Es war ihm, als müßt' ſie unſchuldig ſein. „Was ſagſt du dazu, Oswald?" ſagte er dann.

„Was ich ſag'?" entgegnete dieſer. „Ich ſag', jetzt haſt den Teufel erkannt oder du biſt blind! Wir machen die Sach' unter uns aus — die Fiſch' gehören dir, von der Martha glaubſt nichts Böſes — geh' her und gib mir d'Hand, ſei geſcheidt, geh', ſind wir die Alten!"

„Meinetwegen!" gab Veit zurück und ſchlug ein.

Das war für Herrn Calomälus ein Donnerſchlag. Er brach aber in ein hölliſches Gelächter aus und rief: „Ei, das bedünkt

mich ja recht trefflich! So kurzweg wollt Ihr ihm den Frieden geben und ſeinen Worten glauben? Oho, ſag' ich, ein ſolcher Tölpel werdet Ihr wohl nicht ſein, dem Heuchler Vertrauen zu ſchenken, der Euch eines Tag's ſicher Euer Weib raubt?!"

„Was haſt geſagt?!" fuhr Oswald grimmig auf und packte ihn an der Bruſt. „Noch einmal trauſt dir! Ich meines Freundes Glück verderben — ich der Martha anwollen, dem beſten Weib unter Gottes Sonne?! Wär' ich nicht ein Schelm und Schurk', daß mich der Erdboden verſchlingen müßt'?! Mein Lebtag will ich keinen Fang mehr thun und beim nächſten Zug in den See verſinken, daß mich die Hechten freſſen, wenn ich der Martha was will." Damit gab er dem Calomälus ein' Ruck, daß er zwo Schritte zurücktaumelte. „Mehr kann ich nit ſagen!"

„Und ich glaub's dir," rief Veit, „der Geſell da hat mich ganz behext! Warum haſt ihm's denn verrathen?"

„Ja, wenn er mir den Verſtand verdreht!" fiel Oswald ein. „'raus'bracht hat er's, ich weiß meiner Seel' nicht, wie! O du kreuzverdammter Hetzer du," fuhr er den Calomälus an, der außer ſich vor Wuth war — „willſt den Leuten d'Ehr' abſchneiden und die beſten Freund' vernichten? Wart' ich komm' dir!"

Der Magiſter Calomälus ſchrie laut auf und wollte zum Degen greifen, der Oswald aber packte ihn wieder, ſchüttelte ihn an der Bruſt langſam hin und her und drohte: „Trau' dir, Calomäli, nachher liegſt im Waſſer, ich ſag's dir's! Oder ich brech' dir dein' eiſernen Steften auseinander, verſtehſt mich, ich fürcht' dich weiters nicht mit dei'm Bratſpieß!"

„Nur zu," rief Herr Calomälus, „nur zu beleidigt! Ich komm' Euch ſchon, Ihr dummes, freches Bauernpack — wo gleich Ihrer Zwei eine Frau haben —"

Jetzt ging ihm die Martha zornglühend zu Leib.

„Sagſt jetzt gleich, daß ich ein ehrenhaftes Weib bin," rief ſie, „du kreuzſchlapperwaltiger Hetzer du, ſonſt reiß' ich dir dein' ſchwarzen Struppelkopf auf und nieder, daß 's eine Freud' iſt! Sagſt es oder ſagſt es nicht?!"

„Nein, ich ſag's nicht!“ ſchrie Herr Calomälus voll Wuth.

Das Nein war kaum aus ſeinem Mund, ſo hatte ihn Martha ſchon an den Haaren gefaßt und that einen Riß. Laut auf ſchrie Herr Calomälus, aber nicht aus Schmerzen, ſondern aus Verzweiflung. Denn er ſtand im Augenblick mit gänzlich glattem Haupte da.

„Meine Haar' will ich!“ donnerte Calomälus und fuhr mit ſonnbeglänztem Kopfe hinter der Martha drein.

Hin und her und wieder bis an's Ufer verfolgte er ſie und rang mit ihr. Da holte ſie gewaltig aus und weit hinein in den bewegten See ſchleuderte ſie des Magiſters Hauptſchmuck.

„Ha, das mir! Mir, dem weltberühmten Magiſter Calomälo!“ brach der Meiſter los. „So weit treibt Ihr Euere Kühnheit gegen einen Mann meines Gleichen?! Ha, jetzt macht Euch auf das Schlimmſte gefaßt! Ihr wollt keinen Streit unter Euch und glaubt, damit ſei die Sache zu End'! Oho! Das mit Nichten! Oho, ſag' ich, jetzt fang' erſt ich an pro parte mea, das heißt — für meine Perſon! Ihr habt mich beleidigt, beläſtert, mir die Worte verdreht, Ihr habt mein Rößlein geſchlagen — hab' einen ſchweren Fall gethan — meine Geſundheit iſt vernichtet — der Schreck hat meinen Geiſt verwirrt — Ihr habt mich mißhandelt — mir mein Haupt geſchändet — und mich mehrmals ermorden wollen! Ha, ha, ha, ſeht Ihr, was ich Alles gegen Euch erhebe, Ihr ſollt mir wohl merken, was Recht iſt. Jetzt aber heraus mit dem Geld für meine Müh' und Zeitverſäumniß, heraus, ſag' ich, mit guten zehn Gulden, oder die Fiſch' gehören mein!“

„Was, Geld möchſt auch noch?“ rief Veit.

„Meine zehn Gulden Deſervita will ich!“ war die Antwort. „Zahlt, oder Ihr werdet Alle das Opfer meines gerechten Zornes!“

„Nicht zehn Heller kriegſt!“ höhnte Oswald. „Aber weil du vom Opfer red'tſt, kommſt mir gerade recht! He da, Veit, heut' iſt der Tag, wo der See ſein Opfer will, der Geſell' wär' juſt recht dazu! Friſch geht der Wind, hinein damit auf'n See, nach Starnberg mit ihm! Pack' an, Veit — Staſl, da geh' her!“

„Hilfe, Hilfe!“ ſchrie Herr Calomälus. „Auf's Waſſer, ich auf's Waſſer?! Um keinen Preis der Welt — der Sturm kommt, wir müſſen Alle ertrinken!“

„Wir ſicher nit,“ ſpottete der Veit, „wo's Einer iſt — ſeid Ihr's!“

„Hilf, Herr Zebaoth!“ ſchrie Herr Calomälus. „Ich will Euch ja gern in Ruh' laſſen und Euch nicht verklagen und meine zehn Gulden laſſ' ich auch zurück! Oswald, Ihr ſeid ja ein Ehrenmann, und der Veit auch, und die Martha iſt ein Exempel von einem Weib, hört Ihr denn nicht, ich will Euch in Ruh' laſſen — Hilfe, Hilfe — —!“

Es war Alles vergebens.

Mit einem Male war er im Schifflein — ein gewaltiger Ruck — und es ſchoß weit in's Waſſer. Staſl und der Oswald rannten auf den Steg hinaus, Jeder mit einem Ruder, gaben dem Kahn noch einen Schub — und auf bewegten Fluthen, vom Wind' ſogleich ſeeabwärts getrieben, befand ſich Herr Calomälus. In Todesangſt griff er zum Ruder und arbeitete aus Leibeskräften, um an's Ufer zu kommen. Aber es gelang ihm nicht, und als er nach ſeiner Perücke griff, die hie und da nächſt dem Kahn tanzte, verlor er beinah' das Gleichgewicht, und das Ruder fiel in den See. Dazu gingen die Wellen ſtets höher, der Herr Calomälus aber ſchrie, ſo laut er konnte: „Verrath, Mord, Meuterei, Todtſchlag! Ihr Schurken! Seht Ihr denn nicht? He da, halloh, der Sturm kommt — wollt Ihr, daß ich zu Grund' geh'? Ich hab' ja kein Teſtament gemacht! 'raus will ich, 'raus! Ich vermach' Euch Alles — — bei meinem Magiſterwort — alle Teufel, laßt mich 'raus —.“

Alſo ſchwankte der Herr Calomälus ſeiner naſſen Wege auf bewegtem See dahin, Veit, Oswald, Staſl und die Martha aber folgten ſchadenfroh am Ufer.

Plötzlich ſtanden ſie alle Vier ſtill und ſah'n einander an. Denn zu gleicher Zeit rückte Ihnen vor die Seele, was ſie gethan, und was aus der Sach' entſpringen könnte.

„Da helf' Gott im Himmel — oder wir ſind verloren," ſagte Veit. „Das wird ſchrecklich geahndet. Zum Herzog! Wiſſen ſoll er's doch, wie er's uns gemacht und uns verwirrt hat — — wiſſen muß er's, da mag's jetzt geh'n, wie's dr will!"

6.

Mittlerweil' Dieß am See vor ſich ging, kam Herzog Erneſtus von der Jagd zurück. Das Wetter taugt' ihm nimmer. Alſo ritt er heim. Einen einzigen Eber hatt' er erlegt, und der Arco auch einen — die zwo Eber wurden hinterdrein gefahren. Der Törringer war leer ausgegangen und vertröſtete ſich auf den zweiten Ritt in den Forſt.

„Das iſt ja ſchier wunderſam," rief Herzog Erneſtus einem alten Fiſcher zu, als er den Berg zum Schlößlein hinanritt, dabei ihm der Wind faſt ſcharf in's Geſicht ſchnob. „Erſt ſo ſchön und übereins ſo wild. Wie nennt Ihr denn das ſchnelle Wetterwechſeln, Alter?"

„Das heißt 's Herzogswetter!" antwortete der Schiffer, den Schlapphut ziehend.

„So?" rief Erneſtus. „'s Herzogswetter? Warum denn?"

„Ei ja," war die Antwort, „etwan halt, weil die großen Herrn bald gnädig, bald unwirſch ſind!"

„Da ſchaut," ſagte Herzog Erneſtus, „nun wohl auf, ich bin heut' nit unwirſch. Komm nur auf's Schloß, 's wird dir ein guter Imbiß!"

Als Erneſtus oben in das mittlere Gemach und an's Fenſter trat, ſah er unten am See viel Leute ſtehen, draußen aber im See einen Kahn, der wild daherſchwankte und tanzte. Drin war Einer, der war ſichtlich in großer Angſt und ſchien kein Ruder zu haben.

„Da iſt Einer in Gefahr," ſagte der Herzog, „ſie können ihm aber nicht zu, weil der Wind ſcharf hereinſtreicht. Das Beſte wär', ſie kämen ihm von der Seite bei."

Digitized by Google

Das hatte er nicht lang geſprochen, ſo geſchah es auch. In der Ferne ſtießen zwei Fiſcher ab. Die gelangten mit vieler Arbeit in Herrn Calomälus Nähe, der jämmerlich um Hilfe ſchrie, warfen ihm Strick und Haken zu und bald im hohen Wellenſchlage, den ſchnaubenden Wind im Rücken, kamen ſie den See herab, am Tau des Calomälus Kahn mitſchleppend.

Der ſprang ſonderlich hoch dahin auf den Wogen — —

In geraumer Zeit ſtand Herr Calomälus auf feſtem Boden.

„Das iſt ja Calomälus, mein Meiſter im Recht!“ rief Herzog Ernſt. „Ei, wie kömmt denn Der auf's Waſſer — he, Törringer, Ihr habt ein ſcharfes Aug', — ſeht doch, ob er's iſt!“

„Er iſt's und kein Anderer —“ war die Antwort. „Aber ſein Haar hat er verloren —“

„Richtig!“ rief der Herzog. „Ich ſeh' ſchon ſeinen glatten Kopf — ſchaut, wie er hinausdeutet — ſicher liegt ſein Haarwerk im See, das will er wieder haben, und will's Keiner wagen!“

Der Herzog hat es ganz wohl getroffen.

Um keinen Preis fuhr Einer hinaus, des Magiſters Eigenthum zu holen.

Drob polterte Herr Calomälus in großer Wuth gewaltig: „Ihr Verräther, Ihr wollt des Herzogs Meiſter im Recht trotzen, daß er ſein ehrwürdiges Haupt nicht bedecken kann? Ich häng' Euch Allen Prozeſſe an, daß Ihr keine ruhige Nacht mehr habt, wie ich's dem Veit und Oswald anthu'. Die ſind gar des Todes, die Verräther — und die Martha und der Staſl dazu!“ Dann rannte er vorwärts. „Bleibt mir vom Leibe oder Ihr ſollt meine Rache ſpüren — weg da — zurück, ſag' ich!“

Wer aber nicht zurückblieb, da ſie von Veit und den Anderen hörten, waren die Fiſcher — alſo verfolgte Calomälus ſeinen Weg und ſtürzte den Pfad linksum zum Schloß hinauf.

Hinter ihm drein drängten ſich Jene.

In Kurzem langte Herr Calomälus beim Herzog an und gab Bericht von ſeinen großen Leiden, wobei er ſich trefflich weißbrannte, die Anderen aber ſchier zu hölliſchen Geiſtern machte.

Da ſchüttelte der Herzog Erneſtus den Kopf und befahl, die Bauern hereintreten zu laſſen.

„He da, Ihr Leute,“ ſagte er drauf, „ſagt frei, was Böſes wißt Ihr vom Veit, Oswald, von der Martha und vom Staſl?“

„Oho!“ fiel der Meiſter im Recht ein. „Herr Herzog, Ihr fragt die Helfer und Genoſſen um den Leumund? Dieß freche Volk! Glaubt Ihr, es wär' ein Paar hinausgefahren, mir mein ehrbares Haar aus den Waſſern zu fiſchen?“

„Daran haben ſie wohl gethan,“ entgegnete der Herzog, „denn ein Paar Menſchenleben iſt nicht zu erſetzen, wohl aber ein ſothanes Haarwerk! Sprecht Ihr Leute!“

Da trat der Steckenfazi, ein alter Fiſcher, vor und ſagte: „Ich ſag' ſo, Herr Herzog, und was ich ſag', da ſagen Die da g'wiß Anders nichts!“

„Nun, was ſagt denn Ihr?“ fragte Erneſtus.

„Ich ſag', daß der Oswald ein rechter Mann iſt und der Veit iſt auch ein rechter Mann, und d' Martha iſt die beſte Seel', und der Staſl, da laßt ſich auch Nichts ſagen — da iſt nichts als Ehrlichkeit und Gottesfurcht und frommer Fried' und Ruh'! So viel ſag' ich. Jetzt, Herr Herzog, fragt's die Anderen, ob Einer was Ander's weiß, nachher werd't Ihr gleich ſehen, ob Ihr dem Calomäli was glauben dürft's!“

Da war nur eine Stimme

„Nun will ich die Anderen auch hören,“ ſagte Herzog Erneſtus. „Fort ſogleich ein Reiter, den See hinauf!“ befahl er. „Sie ſollen kommen alle Drei, und der Staſl auch dazu!“

Die Botſchaft war aber nicht von Nöthen. Denn in demſelben Augenblick drängten ſich Veit, Oswald, die Martha und der Staſl herein und knieten vor dem Herzog nieder.

„Gott ſei gelobt, da ſind's!“ ſagte der alte Fiſcher.

„Seid Ihr da!“ fuhr ſie Herr Calomälus an. „Könnt Ihr läugnen, daß Ihr mich todtſchlagen wolltet und mich in den kochenden See geſtoßen habt!“

„Schweigt!“ bot ihm der Herzog Erneſtus ab, dann wandte er ſich zu Oswald: „Wißt Ihr, daß Ihr des Todes ſeid, wenn das wahr iſt, was mein Meiſter im Recht behauptet?“

„Wird wohl ſo ſein,“ ſagte Oswald, „aber wenn wir gleich ſterben, ſind wir doch unſchuldig.“

„Und wie beweiſt Ihr das?“ ſagte Erneſtus.

„Ja, weil uns der Calomäli ganz hirnwüthig, ganz narret und verwirrt gemacht hat!“ entgegnete Oswald.

„Ja, das hat er,“ fiel Martha ein, „und wenn der Teufel aus der Höll' 'raufg'ſprungen wär', hätt' er's nicht beſſer machen können!“

„Ha, freches Weib!“ fuhr ſie Herr Calomälus an. „Wie könnt Ihr — ?“

„Schweigt doch!“ mahnte Erneſtus wieder. „Ihr aber berichtet, wie die Sach' ergangen.“

Da erzählte erſt der Oswald, wie die Angelegenheit begonnen — dann erzählte der Veit und die Martha, wie der Calomälus ſie gehetzt habe, drauf gab der Staſl auch ſeinen Theil dazu, und geſtanden ſämmtlich Alles ein, vom Geringſten bis zum Größten.

Da aber Alles erzählt war, ſagte die Martha: „Jetzt wißt Ihr's, und könnt mit uns thun, was dr wollt, hoher Herr. Wir ſind jederzeit ehrliche Leut', friedſam und gute Chriſten g'weſen, aber wir hab'n nimmer anders 'könnt. Nit unſer bös Herz, mehr der Teufel, den er über uns loslaſſen hat, der hat uns in Wuth 'bracht, daß wir ihn in's Schiff und auf's Waſſer g'ſetzt hab'n. Und gleich, wenn ich jtzt des Tods ſterben muß, kann ich Nichts dafür, daß ich ihm ſein Haar vom Kopf geriſſen hab'. Und freu'n thut's mich auch noch! Wär' daſſelbige Haar nur feſter ang'wachſen g'weſen, da hätt' er's beſſer g'ſpürt, es g'hört ihm nit beſſer!“

Der Magiſter Calomälus fieberte vor Wuth am ganzen Leib.

„O du unerhörtes Weib!“ polterte er und wollte auf Martha zu.

Der Herzog Erneſtus aber ſagte: „Zurück da, Herr Magiſter!“ Dann ſah er den Arco und den Törringer an.

„Was glaubt Ihr?“ fragte er.

„Unſchuldig ſind's,“ ſagte der Arco, „und ſo weit ich Einſicht hab', iſt dem Meiſter ganz recht geſchehen.“

„Das ſag' ich auch!“ ſetzte der Törringer bei.

Herr Calomälus machte vor Grimm und Entſetzen ſchier einen Satz und fuhr ſich auf den Kopf.

„Euer Kopf iſt noch an Ort und Stell',“ ſagte Erneſtus, „denn der iſt, ſo viel mir ſcheint, beſſer angewachſen in Lüg' und Schwänken, als Euer Parukenwerk. Ei, was Ihr ein Geſell' ſeid, als wär't Ihr vom Teufel beſeſſen.“

„Ich, vom Teufel beſeſſen?!“ rief Herr Calomälus. „Ich, ein frommer Mann, der nicht aufſteht und ſich nicht zu Bett legt, ohne für alle Chriſtglaubigen zu beten? Ich, ein Ehrenmann, der noch keinen falſchen Schritt gemacht hat!“

„So?“ ſagte Herzog Erneſtus. „Alſo ſeid Ihr ein ſo feſter Held? Da mögt' Ihr wohl die zehn Gebote Gottes wiſſen?“

„Das will ich meinen!“ fiel Herr Calomälus ein. „Erſtens: du ſollſt an einen Gott glauben, zweitens: du ſollſt — du ſollſt nicht ſtehlen —“

„Halt!“ rief Erneſtus. „Das iſt nicht wahr!“

„Ich weiß ſchon,“ fuhr der Calomälus fort, „ich hab' mich nur verſprochen!“

„Du ſollſt deines Nächſten Weib nicht verlangen —“

„Fehlgeſchoſſen!“ unterbrach ihn der Herzog. „Da ſchaut's für's Erſte ſchlecht aus. Und mit dem Vater unſer wird's auch nicht wohl beſchaffen ſein. Alſo beginnt nur Vater unſer —“

„Der du biſt im Himmel,“ rief Herr Calomälus ſehr raſch, „geheiliget werde dein Name, vergib uns heute unſere Schulden und gib uns unſer tägliches Brod, wie wir vergeben unſern Schuldigern —“

„Halt!“ rief Herzog Ernſtus mit finſterer Geberde. „Ein ſolcher Chriſt ſeid Ihr?! Und Euch hab' ich all' meine Zwiſt

und Vergleiche zu Handen gegeben? Da könnt' mir ja guter Segen erwachsen! Also will ich gleich zwei Urtheile fällen! Ihr dort seid frei und ledig. Vertragt Euch weiters gut und christlich, und will Euch wieder Einer teuflisch verwirren und verhetzen, wie Der, so seid nur bei der Hand und setzt ihn auf den See! Ihr aber, Magister, habt für Eure teuflische Bosheit nur Billiges ertragen, lernt die zehn Gebote und das Vater unser und hetzt, wo Ihr wollt — mein Meister im Recht seid Ihr nimmer!"

Der Magister Calomälus trat vor Staunen mehrere Schritte zurück.

„Gottes Dank, hoher Herr!" sagte Veit und wollte niederknieen.

Herzog Ernestus aber hielt ihn und die Anderen ab und sprach: „Also ist das Eine entschieden. Nun will ich auch meine Sach' haben. Die Fisch' gehören mir! Der Veit hat sie nicht gefangen, also hat's da einen Haken. Der Oswald hat sie gefangen — aber mit Veit's Netzen. Da hat's nun wieder einen Haken. Also will ich die Fische rösten und braten lassen, Ihr kriegt auch was davon, sodann ist Jedes bedacht, und braucht's keinen Streit. He da, hinauf mit Roß und Karren an den See und holt die Rengken, und den Braun fangt mir auch! Das schwarze Haarwerk aber — ei das ist kaum zu erreichen. Nun 's kann Euch nicht schaden, Herr Calomälus, so 's Euch in den Kopf friert! Trifft auch sonst gut zu. Der See wollte sein Opfer, heut' ist der Tag — da hat er Eueren Hauptschmuck gefressen. Ihr habt Eure Seel' gezeigt, dafür mögt Ihr des Leibes Blöße auch ertragen! Also hat es Gott gefügt! Wollt Ihr aber noch eine Gunst — wohlan — dort hängt noch eine Paruck von der wüthenden Fastnacht, die könnt Ihr aufsetzen, wenn Ihr wollt, aber roth ist sie halt —"

„Auch noch diese Schmach!" lallte der Magister Calomälus und stürzte hinaus.

7.

Am ſelben Tag Abends ging's noch gar luſtig zu im Schlößlein am Würmſee. Die Rengken wurden auch verſpeiſt.

Am nächſten Tage war treffliche Jagd auf die Sauen bis tief in den See hinein. Die Sach' mit den paar Huben Landes ward wohl geſchlichtet, Oswald und die Anderen kehrten heim, lobten den Herzog Erneſtus jeder Zeit und blieben friedlich beiſammen bis an ihr Ende.

Der Magiſter Calomälus aber ertrug ſeine Schmach nicht.

Als der Herzog nach etlichen Tagen wieder zu München anlangte und vom Marktplatze gen die Burggaſſe lenkte, hielt er ſein Roß an.

Vom Eiermarkte her kam ein Leichenzug, und da der Herzog hin ſah — erkannte er den Magiſter Calomälus. Der war per pedes apostolorum nach München gekommen, und ſtatt daß er dann Morgens aufſtand, lag er todt im Bett. Vor Wuth hatte ihn der Schlag getroffen.

Hinter Sanct Peter ward er begraben.

Von der Zeit an war's gerad' herüber vom Rathhaus nicht mehr richtig und ging's um. Schon gar Mancher, ſo in der Frühherbſtzeit zur Mitternachtsſtund' hinaufſchaute, ſah eine weiße Geſtalt. Aber ſie hält nie lange, und muß es Einer gerad' treffen. Wer's aber trifft, der hat den Calomälus geſehen. Der war ſonder Reue geſtorben und hatte gar Vieles auf der Seele — doch weitaus Schlimmeres, denn was er am Würmſee verſucht. Selb Alles kam erſt nacheinander an's Tageslicht. Alſo hat er, wie billig, keine Ruh' im Grab. Sein Grabſtein iſt zerfallen und verkommen.

All an Dem aber nehm' ſich jeder Meiſter im Recht eine gute Lehr'. Sonſt heißt es, wie's vom Calomälus hieß:

„Er freut' ſich der Menſchen Pein, Wirrniß und Noth,
Drum irrt' er in Pein und Schreck' nach ſei'm Tod!"

V.

Der Meiſter von Nürnberg.

1.

Mehr Leute wiſſen, daß Herzog Albertus der Dritte eines Tages des Regierens müde ward, auch Seiner weiters ſchonen wollte, weil ihn böſe Gicht plagte. Alſo machte er es richtig, daß ſeine Gemahlin, Herzog Erich's von Braunſchweig ſchönheitprangende Tochter, Anna, die Zügel der Regierung lenke.

Die fürſtliche Frau ließ ſich das gerne gefallen, ſchwang aber, wohl zufällig, die Geißel zu hoch, weil über kurz männiglich ſagte: Sie ſei weit nicht ſo mild, als wohlgeſtaltet.

Die Grafen zumal und viele Andere mit Kronen und offenen Helmen im Wappen, die ſchüttelten die Köpfe zumeiſt, machten gar finſtere Geſichter und murmelten durcheinander, ſie und ihre Ehgeſponſen, daß es dem Albertus wieder zu Ohren kam.

Des Adels und Volkes Unzufriedenheit war nun ſein Ziel nicht. Vielmehr wollte er, daß Jeder ihm geneigt ſei, und hatt' er ſich meiſt ſo mild und herablaſſend gezeigt, daß da alle Herzen ſchlugen, wo immer er des Weges einher ging oder ritt. Nun dacht' er, trotz ſchwanker Geſundheit, wieder ſelbſt zugreifen zu müſſen.

Gar allmählich that er Dieß, um ſeiner Gemahlin ja nicht zu nah' zu treten.

Aber die hohe Gebieterin ſah ſcharf und bald erkannte ſie, wie es mit ihrer großen Macht vollends abwärts gehe. Sie ward zuſehends finſterer, und nun es endlich doch bei Albertus daran kam, unumwunden Farb' zu bekennen, ward ſie ſo troſtlos, daß ſie ſchier den Hof verlaſſen wollte.

Dazu ließ es freilich der liebevolle Gemahl nicht gelangen. Was an Ehren und Überredung aufzubringen war, das wurde

erschöpft, und so kam es, daß die heftige Braunschweigerin hie zu Lande blieb.

Aber der Herzog Albertus hatte fortan eine strenge Gemahlin zu München in der Hofburg, wenig sprach sie mit ihm, und recht weh' ward ihm oft zu Muth, daß er für seinen guten Willen so hart sollte bestraft werden von Der — die er stets so treu geliebt hatte.

2.

Zur selben Zeit, als man nämlich 1459 zählte, lebte zu Nürnberg ein kunsterfahrener Mann aus ritterbürtigem Geschlecht, des Namens Conrad Paulmann.

Sie nannten ihn aber kurzweg den Meister Conrad.

Was es nun nur gab an weltlichen und gottseligen Instrumenten, das war ihm Alles bekannt, und hätt' er zu irdischer Lust nur so aufgespielt, wie zu himmlischer, die Jungen wären gar nimmer vom Tanzhaus gewichen und den Alten wär's etwan auch noch in die Beine gefahren. Aber das Weltliche war seine Sache nicht. Vielmehr stand seine Seele merklich zum Besseren, dachte, seine Gabe zu Nichts zu gebrauchen, als zur Verherrlichung Gottes, und nannte die Kunst jederzeit nur die Brücke, auf der die schnöden Gedanken vom Tand dieser Welt abfallen und in die Glorie des Ewigen hinüber wandeln sollten.

Auf jedem Instrumente hatte er großen Ruhm erworben.

Wann er aber an der Orgel saß, da ward sein Werth auf's Höchste erkannt, und Jeder sagte: So wie er, versteh' es Keiner, die Guten zu entzücken, die Schwachen zur Beschaulichkeit und Reue zu führen, die Bösen zu zermalmen und zur Sehnsucht nach der Seele verlorenem Licht anzureizen.

Also hatte er seinen Blick zu Gott gerichtet und lenkte die Blicke der Anderen auch dahin.

Seinem irdischen Auge aber war der Strahl des Lichtes versagt — ganz blind war er — und wie reicher seine Innenwelt

auch, als die vieler Anderen, ſo viel weniger war für ihn all' die Außenwelt. Er erkannte den Frühling nur in laueren Lüften und der Blumen ſüßem Dufte, den Sommer im ſengenden Strahl der Sonne, der Herbſt erquickte ihn mit Früchten, der Winter meldete ſich mit Stürmen, Froſt und Schneegeſtöber. Was der Menſchen Auge aber entzückt im Wechſel der Zeit, das blieb ihm ein Räthſel von der Wiege bis zur Bahre.

So lebte er an Cornelia's, ſeiner Pflegetochter, Seite friedlich und hochgeehrt dahin. Gar mancher Fürſt und Graf entbot ihn freundlich zu Hof und Schloß und ließ ihn, reich beſchenkt, wieder heimfahren mit ſtaatlichen Roſſen gen Franken in die Heimath. Kaiſer Friederich zuvörderſt hielt große Stücke auf ihn, und kaum hätte Conrad eine Fehlbitte gethan, wär' ihm auch, was immer nur billig, zu Sinn geſtanden.

Doch der Friede ſollte ihm nicht länger gegönnt werden, und da er noch lange Nichts ahnte, waren ſchon furchtbare Ungewitter über ſeinem Haupte verſammelt.

Gleich einem böſen Geiſte hatte ſich zu Nürnberg Einer eingefunden.

Der war Fra Solina — da zu Hauſe, wo die Berge gleich Rieſenwürfeln, von Gottes Hand geſchleudert, an der Lombarden flachen Gefilden thronen — trefflich erfahren war er in jedweder Muſik, hatte ſchon vieler Herren Länder durchreiſt, war ſtolz ſeinem lächelnden Glücke nachgezogen und konnt' ſich rühmen, es ſei ihm nie untreu geweſen.

Kein Zweifel, ſeine Kunſt wär' auch zu Nürnberg gekrönt worden — hätt' es nur da keinen Meiſter Conrad gegeben. Aber ſo ging es anders, als er erwartete. Und ſo hochmüthig in der Seele er die Reichsſtadt betreten, den deutſchen Meiſter verachtend, ſo wenig vermochte er doch, ihn hinabzuthun und in Glorie auf ſeinem Nacken zu ſtehen.

Mit Allem hatte er's bald verſucht, mit Flöt' und Poſaune, mit Langpfeife und Geige, mit Mandoline und Baß, mit Trompete und Pauke — da war nirgends ein Troſt.

In wildeſter Wallung ſchoß nun ſein heißes Blut durch die Adern.

Denn er gab ſich keineswegs zufrieden mit der Gelehrten Lob und der Bildner, der Maler und der Muſiker ſelber; auch der Ritter und des Rathes Preis ſchlug er nicht an, und ſelbſt der Frauen Eifer, die dem ſchönen Wälſchen doch wohl gut waren, dünkte ihm zu gering. Der Meiſter der Meiſter wollte er heißen, und wohl glaubte er, des Namens werth zu ſein.

In Frankreich hatte ihm Karl eine goldene Kette mit ſeinem Bilde umgehängt; Hunyady ihm zu Ofen eine ſilberne Leier verehrt; in Spanien hatte es Gold geregnet; von Portugal nahm er aus zarter Fürſtinnen Hand eine Roſe von flammenden Rubinen mit; in Italien ſang das Volk ſeine Weiſen und hatte ihm ſtets die Pfade mit Lorbeeren beworfen, wo er einherſchritt; in Polen aber hatt' er gar den Ritterſchlag empfangen, weil er ein Lied geſetzt, das ſie zum Krieg entflammt und zum Sieg geführt.

So litt er Keinen neben ſich.

Wie grimmig jedoch bei jeder Niederlage ſein unbändiger Ehrgeiz ſich bäumte, ſo war ihm die Liſt und Klugheit doch ſtets noch zur Seite geblieben.

Mit großer Freundlichkeit begegnete er dem Meiſter Conrad.

Einmal, weil er ſich auf dieſe Weiſe der ritterlichen Herren und Bürger Gunſt zu erhöhen dachte. Dann aber, weil der fromme, ehrliche Deutſche, ſo ferne von Allem, was auf gemeinen Neid hindeuten konnte, den Handſchuh aufgehoben hatte zum Kampf in der Kunſt, daß es ſchier unmöglich war, ihm eine Kränkung zuzufügen, ohne ſelbſt zu Schanden zu werden.

Doch nicht immer wollte er es ſo halten, ob Sieger — ob Beſiegter. Und Sieger doch auf der Orgel zu werden, darauf ſetzte er hochmüthiges Vertrauen.

In Gedanken malte er ſich ſchon die Zerknirſchung des Deutſchen aus, oder deſſen ohnmächtige Wuth, wenn ihn die Herren der Stadt auf einmal fallen ließen, der Zeit ſie ihm einen großen Lorbeer aufſetzten für ſeine erhabene Kunſt. Denn

eine Muſik wollte er ihnen machen, ſo neu, erſchütternd und unerhört, daß ſie Alle auf das Äußerſte verwundert ſein und in großer Einigkeit Halleluja, Fra Solina, rufen ſollten!

Der Tag zum letzten Wettkampfe war ſchon feſtgeſetzt, und auf das Glück deſſelben hatte des Wälſchen neu erworbener Freund, der böſe Bölz, in ſeiner einſamen Werkſtatt ſchon oft mit dem Stutzglaſe angeſtoßen.

Der war gerade der rechte Mann für Fra Solina.

In aller Art Bildnerei erfahren, war er dennoch von den Meiſtern ſtets überwunden worden. Denn da er ein ſchlimmes Gemüth in ſich trug und ſich lange nur in Schreckgeſtalten ergangen, ſo hatte der Menſchen Urtheil jeder Zeit den edleren Gebilden der Anderen den Vorzug gegeben. Als er ſich drauf vermeſſen, was Frommes zu ſchaffen, ſo war er erſt recht ſchief gewandert, weil ihm der Glaube nicht die Hand führte und er ſonder Willen mehr Heuchelei auf ſeiner Geſtalten Geſichter legte, als Andacht oder Seelenruhe. In höchſte Wuth war er darüber entbrannt und ſo viele Bosheit verübte er darauf, daß er der Schrecken der Reichsſtadt ward und die Mütter noch lange nach ſeinem Tode die Kinder mit ſeinem Namen erſchreckten, ja ſeinen Sohn auch den böſen Bölz nannten, obſchon er nicht halb ſo boshaft war, als ſein ſataniſcher Vater, und zweimal minder verſchlagen.

Alſo waren Fra Solina und Bölz in Kurzem die beſten Geſellen und Freunde geworden.

Der böhmiſche Bölz hoffte großes Lob vom Wälſchen, wenn er nun bald ſeine Werkſtatt öffne und den erſtaunten Meiſtern Nürnbergs zeige, was er als Maler, Bildhauer, Feinſchnitzer und Gießer geſchaffen in der fünf Jahre Verlauf — ſo lange hatte er Keinen zu ſich gelaſſen — der Wälſche aber hoffte von ihm Hilfe in Noth und Streit.

Denn dazumal ging der böſe Handel leichter zu Weg', als heutzutage. Ob weit geringerer Dinge, als der Kunſt wegen, entſpann ſich großes Gefecht, und oft gar lange legte ſich Keiner dazwiſchen, wenn ſich die Herren auf die Köpfe droſchen.

So ſtand nun Bölz zum Voraus gegen Meiſter Conrad, dem Fra Solina zu Gefallen — der Wälſche aber dem Bölz zu Gefallen gegen Conrad's Freunde, den alten Dürer, den Wohlgemuth, den Frey, den Kraft, Paul den Flötner, den Lindenaſt und mehr Andere. Die waren gar ehrenwerthe, kunſterfahrene Männer, Alle, wie ſie genannt ſind — der Erſte im Geſchmeidemachen; im Malen die nächſten Zwei; in der Sculptura der Vierte; der Flötner im Feinſchnitzen — drin ſein Sohn es auch in ſpäterer Zeit ſo weit brachte, daß er hundert und fünfzehn heilige Geſichtlein auf einen Kirſchkern ſchnitt, die Teufel dazwiſchen nicht mitgerechnet — und der Lindenaſt endlich im Metalltreiben und viel anderer Kunſt.

Denen wollte Fra Solina genug ſchaden.

Was aber den ergrimmten Bölz zumeiſt hinriß, war, daß ſich der Wälſche mancher Zauberei rühmte, die ihm ein hundertjähriger Jude zu Gran mitgetheilt habe. Das ſagte er aus. Mit ſelbiger Zauberei und ihrer Liſt ſollt' Alles anders werden hie zu Nürnberg — und hätten es Die, ſo dort lebten, gewußt, was in den Köpfen dieſer zwei Teufel in Abſicht ſtand, jede Nacht wäre in Sorgen durchwacht worden.

Denn nichts Geringeres hatten der Bölz und Fra Solina im Sinn, als vorerſt mit arger Rede zu nahen, dann mit Gift und Dolch, wo aber Dieß nicht genug wäre, die Stadt in Flammen zu ſetzen und ein Erdbeben kommen zu laſſen, daß Alles verſinke, zweimal ſo tief, als es von der flachen Ebene wär' bis zur Spitze der Thürme, und wären's die zu höchſt auf der Veſte.

So eifrig und mächtig aber der Beiden Freundſchaft war — am Tage ſah man ſie nie beiſammen, und der böſe Bölz rieth ſelbſt ſeinem Freunde hohnlachend, ja zu verſchweigen, wie es zwiſchen ihnen ſtehe, bis die große Probe auf der Orgel geſchehen ſei. Sonſt müßt' er verlieren, ſpielt' er auch ſo ſchön, wie der beſte Engel im himmliſchen Orcheſtrum. Hingegen, wann die Nacht hereinbrach, ſchlenderten ſie, nicht achtend, ob Wind, Regen oder Schnee herniederſauſe, durch die nahen und abgelegenen Straßen

und Gäßlein, bald berathend, bald ſchweigend, und Jeder Pläne für die Zukunft bei ſich erwägend und aufbauend.

Da kam's wohl vor, daß der Eine dann plötzlich in ein Gelächter ausbrach, ſo ihm ein recht verteufelter Gedanke durch den Kopf blitzte, und der Andere mit einſtimmte, alſobald er vernommen, was ſein Herzbruder wieder Treffliches auserſonnen habe.

Kamen ſie aber auf ihrer nächtlichen Reiſe an die Häuſer Derer, welchen ſie Rache geſchworen, ſo verhielten ſie ſich gar ſtill und ruhig. Eng aneinander ſtanden ſie oft mit grimmiger, ſchadenfroher Geberde da und ſahen hinauf, wo ein Licht flackerte oder eine Lampe — ein frommer Meiſter in heiligen Schriften las — wieder Einer noch ſpät mit raſtloſer Müh' an einem Werke meißelte — oder etwa ein Anderer mit Frau und Kindern den Abendſegen betete vor dem Schlafengehen — —

So war es beſchaffen mit Fra Solin' und dem böſen Bölz.

Wer der Schlimmere, das iſt nicht zu ergründen. Aber Einer war ſicher des Anderen werth, und Luciſer hatte wohl keine beſſeren Apoſtel, als die Zwo.

3.

Um die Mitte Decembers war es, als kurz nach Lichtanzünden Fünfe in das obere Eckhaus der Schildgaſſe zu Nürnberg traten, den Schnee abſchüttelten von Mantel, Breithut und Schuhen und die Treppen hinaufſchritten.

Es war finſter, und feſt hielten ſie ſich am Geländer, den Weg zu finden, auch Hilfe, wenn etwa Einer ausglitte.

„Gebt fein Acht, Dürer, daß Ihr Nichts zerbrecht!" ſagte der Zweitvordere zum Erſten.

„Seid nur ohne Sorgen!" gab der Dürer zurück. „Haben wir's bis daher gebracht, werden wir's bis da hinauf auch noch bringen. Laßt mir nur heut' Abend die Köpfe nit hängen, luſtig müßt Ihr ſein, ſonſt heben wir ſchlechte Ehr' auf!"

„Ei," warf der Frey hin, „fehlt ja Keinem Nichts, was soll er denn Geſichter ſchneiden? Aber finſter iſt's! Ich mein', der Conrad hätt' unſer Getrampe wohl hören können. Was läßt er denn die Cornelia nit leuchten!"

So eben ging die Thüre oben auf. Cornelia kam mit Licht und grüßte die Gäſte.

Der Gruß ward Ihr mit manchem Scherze erwiedert, da ſie aber freundlich neugierig fragte, was der alte Dürer trage, bekam ſie zur Antwort: „Großſchöne Jungfrau, das darf ich nit ſagen"

Cornelia wandte ſich hold zornig ab und wollte die Stubenthüre öffnen, aber die Fünfe ließen es nicht zu. Der Kraft trat hin, klopfte mit beiden Zeigefingern darauf, und brummten Alle mit wilder Stimme hinein, als wär' eine Schaar aus den Wäldern angelangt.

„O weh," rief ihnen Conrad heiter entgegen, „jetzt iſt aber eine böſe Zeit gekommen! Muß ein ſchlechtes Regiment hie zu Nürnberg ſein, wenn das wilde Gethier und die Urbären mit der Schnautz' in die Schildgaſſ' rucken und ehrbare Orgelſpieler aufſreſſen wollen!"

Er ließ ſie ein.

„Alſo ſeid Ihr endlich da," ſagte er, die Mütze abnehmend, „und wollt meiner Geburt großes Feſt begehen? Recht habt Ihr, denn wär' ich nicht auf der Welt, es ſtünde verzweifelt ſchlecht!"

„Freilich, nicht halb ſo wohl wär' den Nürnbergern," fiel der Dürer drein, „alter Türke!"

„Ja, da habt Ihr recht," ſagte Conrad, „alle Zeit bin ich der Türk'! Wo immer ich eine hübſche Jungfrau find', da iſt's aus, und da lauf' ich, ſo ſchnell ich kann, daß ſie mir ja nicht entrinnt."

Große Heiterkeit, mit einiger Wehmuth gemiſcht, erfolgte, und gar herzlich drückten ſie ihm Alle die Hände, klopften ihn auf die Schulter oder nannten ihn ſonſt einen muthwilligen, alten Knaben.

Digitized by Google

„Aber, was die Muſica betrifft," fiel Conrad ein, „müßt Ihr nicht meine Kunſt über Alles ſchätzen! Iſt ja der Fra Solina auch da. Nun, Der könnt' Euch etwan ein Stücklein pfeifen oder das andere, habt's ja ſelbſt vernommen. Und wie er mich gar nach Neujahr herunterorgeln wird! Ei, Der macht mir aber Angſt und Sorg'! Ja, er hat gar ſcharfe Augen, hinwieder ich keinen Stich ſeh' und den Weg nicht finden dürft', wo der große Lorbeerkranz hängt!"

Alle umringten ihn und drohten mit dem Sieg des Fra Solina, weil er ſo ſpöttiſch und bös ſei.

„Ja, bös bin ich," entgegnete Conrad. „Ich weiß gar nicht, warum mich die Nürnberger ſo ungeſcheu't ſchalten laſſen, da doch kein ſterblicher Menſch vor mir ſicher iſt. Sind curioſe Herren das, die Bürger und Genannten bis hinauf zu der Septemvirn hohen Gnaden und der Loſunger großen Geldkatzen! Alle Tag' mein' ich, ſie würden mich einſperren, und alle Tag' hör' ich wieder, es ſei mir Alles gewogen von einem Thor der Reichsſtadt bis zum anderen."

„So iſt's auch," ſprach Flötner mit Wärme, „etwan den Bölz ausgenommen, der aller Welt gram iſt."

„Das mag ſein," meinte Conrad. „Aber ſeid Ihr denn Alle da?" fragte er ſchnell abbrechend.

„Alle," entgegnete Dürer, „bis auf den Lindenaſt."

„Klopft und raſpelt er gewiß noch an Herodes linkem Ellenbogen!" rief Conrad. „Wie! Er wagt es, ein todtes Werk der verſammelten Freundſchaft vorzuziehen? Er iſt in den Bann gethan! Aber, Cornelia, mach', daß wir Wein bekommen! Vom allerſchlechteſten, verſtehſt du? Den beſſeren bringſt du zuletzt, wenn ſie nimmer trinken können. Dann ſpiel' ich den großen Herrn und koſt't mich Nichts!"

Großes und allgemeines Brummen erfolgte.

„Nur recht gebrummt und Nichts leiden!" fiel Conrad ein. „Ich mag ihn ſelber nicht, den Orgeltreter, den Trillpfeifer und Baßgeigenmarterer Conrad! Die Vögelein wollen gar nimmer

ſingen und die Engelein fliegen zornig durcheinander, weil Die zu Nürnberg ihm ſo viel Lob gewähren. Nichts iſt's mit dem Conrad! Eingeſchenkt! Keine tauſend Jahr' ſoll er mehr leben!"

„Keine neunhundert!" rief Dürer.

„Keine achthundert!" fiel Frey drein. So ging's fort und Conrad ſchlug ſelbſt ſo lange ab, bis es Dürer darauf brachte, Conrad hätte gar nicht geboren werden ſollen.

„Freilich," rief Conrad, „jammerſchade iſt es! Wißt Ihr was, ich bin gar nicht geboren worden. Dann iſt heut' nicht mein Geburtstag, gibt's kein Bankett und ſpar' ich meinen Wein. Schert Euch fort, was wollt Ihr denn, ich bin ja gar nicht da! Oder bleibt, aber ich geb' Euch Nichts zu trinken!"

Ein ungeheueres Gemurmel war die Entgegnung.

„Da hat man den Beweis," ſagte Conrad. „Nichts iſt's mit Euch! Brummt mir lieber den Lindenaſt herbei!"

In dem Augenblicke riß es an der Glocke.

„Lupus in fabula!" rief der Meiſter. „Laßt mich hinaus, daß ich ihm den gebannten Pelz waſch'!"

Unter großem Gelächter der Genoſſen verließ Conrad an Dürer's Arm die Stube, mittlerweile die Anderen zu beiden Seiten ſich aufreihten und der Schön hoch leuchtete.

„Wer wagt es, in die Häuſer friedlicher Männer zu brechen?" kam's Lindenaſt durch die Vorthüre entgegen. „Auf der Stelle bekennt, ob Ihr durſtig ſeid, denn ſonſt kommt Ihr nicht herein, weil Ihr im Bann ſeid bis über die Ohren!"

So froh Lindenaſt Meiſter Conrad's heitere Laune machte, er wäre doch lieber an der Hausthüre Cornelien begegnet, um unbelauſcht der ſo heiß Geliebten einen Blick der Sehnſucht zuwerfen zu können.

In keiner Weiſe hatte er noch ein offenes Geſtändniß gewagt.

Alſo iſt es ja wohl begreiflich, daß er nicht ahnte, wie ihm die Jungfrau gleichfalls unausſprechlich gewogen ſei.

Daß aber die Cornelia dem Meiſter Lindenaſt gewogen ſei, lag freilich recht nahe.

Galt er doch für einen trefflichen Meiſter in ſeinem Fache, an Sitten war er makellos und zu friſcheſter Mannesblüthe an Antlitz und Leib ſo herrlich geſtaltet, daß die Nürnbergerinnen faſt nicht höher ſchwuren, als zum Lindenaſt, wenn ſie ihre eiferſüchtigen Ehemänner ſtrafen und ärgern wollten.

Nun war ſein Wunſch zu Waſſer geworden — und die Monatroſe, welche er unter'm Mantel trug, konnte er auch nicht füglich überreichen. Das war ihm nicht lieb.

Aber was half's?

Er that ſich alſo Gewalt an und antwortete auf die Anrede Conrad's: „Allhier ſteht der Sebaſtian Lindenaſt, der ſich faſt grämt über Bann und Acht, der viel Hunger hat und großen Durſt dazu. Bitt' demüthig, daß Ihr ihn wöllet erlöſen und ihm zu eſſen gebt, ſo viel Ihr nur könnt, und zu trinken über alles Maaß."

„Das iſt vernünftig geſprochen," ſagte Conrad, die Hausthüre öffnend. „Ihr ſeid befreit vom Bann, und für Euere große Demüthigung ſollt Ihr heute Euerer Zunge liebſtes Naß genießen. Merkt Ihr was?"

„Bacharacher Feuermoſt?!" erſcholl es von allen Seiten.

„Ja wohl!" rief Conrad.

Jetzt war's ein großer Jubel, mit dem ſie den Lindenaſt in die Stube führten — denn der gehitzte Moſt war dazumal hochbeliebt und ſelbſt — in der heiligen Stadt Rom ſo geachtet, daß man gar manches Fuder dahin fuhr, wie weit auch der Weg ſich zog vom Rhein bis zur Tiber.

Als der Lindenaſt einen Augenblick unbelauſcht war, ließ er die Blume vor Cornelien zu Boden fallen, bückte ſich behende und bot ſie ihr darauf. „Was hat Euch denn das Röslein gethan," ſagte er, „daß Ihr es ſo leicht verliert?"

Das reizende Geſchöpf warf ſich ein wenig in die Bruſt, was ihr allerliebſt ſtand, und ſagte halblaut, doch mit ſüßer Heftigkeit: „Das Röslein da — hab' ich das Röslein fallen laſſen? — Ich wüßte wahrlich nicht —" Sie ſchwieg und blickte verlegen nach

den Gäſten, die ſich ſchon um den Tiſch reihten. Keiner bemerkte, was da vorging. Alſo ſprach ſie ſanfter: „Muß es ja wohl bewahren, weil es ſolch ein liebholdes Röslein iſt. Das will ich — recht pflegen und warten, daß es mehr Tage nicht verblüht — viel Dank," flüſterte ſie, „Meiſter Lindenaſt!"

Weg eilte ſie, denn zweimal hatte Conrad ſchon gerufen: „Cornelia, bring' uns was zu eſſen! Wir Männer ſind von der hung'rigen Partei!"

Cornelia eilte erſt an den Wandſchrank um einiges Geſchirr, dann zur Thüre. Da fiel ihr noch Etwas ein — was ſie aber nicht brauchte. Sie kehrte zurück und nahm es gleichwohl aus dem Schrank.

Ein Blick nur traf Lindenaſt, eh' ſie wieder hinauseilte, die letzten Schritte noch mehr beflügelnd.

Aber der Blick entging ihm nicht, während er ſich in Seligkeit, daß ſie ſein Röslein ſo freundlich genommen, neben ſeinen Freunden niedergelaſſen und dabei in der Betrachtung des anmuthigen, reizenden Dienſteifers Cornelien's geſchwelgt hatte.

Was in Cornelien's Herzen im keimenden Frühling der Liebe vorging, wer könnte das beſchreiben!

Lindenaſt hingegen nahm ſich vor, recht heiter zu ſein.

Das kam dennoch nicht ſo.

Und wer in des Herzens Ereigniſſen und Schickſalen Etwas erlebte, weiß wohl, daß Der oft am Mindeſten geſellig ſcheint, ſo der Glücklichſte iſt. Nicht anders war's bei Lindenaſt. Nur mühſam miſchte er ſich in das bunte Geſpräch der älteren Freunde. Es däuchte ihn, er verletze ſeiner Gefühle Ernſt und müſſe in Cornelien's Augen verlieren, wenn er ſelbſt dem Scherz fröhnen wollte.

Das Mahl war bald vorüber — und die Gläſer begannen den Ringgang.

Da gab der Dürer das Zeichen, ſtand auf, ſtieß mit ſeinem Glaſe an das des Conrad und ſprach:

„Jetzt iſt die Zeit da. So trink' ich Euch denn zu, edler

Meiſter! Möge Gott Euch geben ein langes Daſein, ſo viel Ehr', Glück und Geſundheit, wie bisher, und noch mehr Freunde, ſo treu, wie wir ſind, die wir hier um Euch verſammelt. Von uns Allen, die wir weit jünger, als Ihr, hat's Keiner ſo weit gebracht in ſeiner Kunſt, als wie Ihr in der Eueren. Aber an Lieb' und Treue mögt Ihr uns doch nicht beſiegen. Wollt nun auch nicht verſchmähen, was wir Euch bieten und verehren zum gefeierten Feſt Euerer Geburt. Reicht mir die Hand, daß ich es Euch gebe, was der Kraft geſchnitzt; gemalt aber hat's der Wohlgemuth und der Frey; mit etzlichem rothen Geſtein hab' ich's ſelber beſetzt; gefirnißt hat's der Schön und das Gold darauf gelegt; der Lindenaſt hat das Gehäus gemacht von Ebenholz — der Flötner aber hat das Zeug dazu gegeben. Nehmt's — greift's an! Ein frommes Ding iſt's um den Herrn am Kreuz, dabei Sanct Johannes und die Mutter in Schmerzen! Nehmt's an ſo gern, als es gegeben wird. Und betaſtet Ihr das heilige Geſchnitz mit Euerer Finger feinerem Sinn, ſo mög' Euch dabei recht kund werden, wie Ihr's gewiß nur Eueres Glaubens Stärke verdankt, daß Ihr alle Zeit ſo wohlgemuth und froh ſeid, obſchon Ihr nicht könnt ſehen mit Euerem irdiſchen Aug'!"

Mit weicher Stimme hatte Dürer die letzten Worte geſprochen.

Conrad aber lehnte längſt an ſeiner Bruſt. Tiefe Stille herrſchte rings. Er betaſtete das Kreuz. Dann es ein wenig vor ſich erhebend, wendete er ſeine Augen darauf.

„Ich ſeh' es nicht!" ſagte er nach einer kleinen Weile leiſe und wehmüthig.

Tiefe Rührung hatte die Herzen ringsum ergriffen.

„Aber mein Auge wird ihn dennoch einſt ſelbſt ſehen," fuhr er ernſt fort, „in einem anderen Leben, ſo ich auch in dieſem vergänglichen nicht kann ſchauen ſein vergänglich Bild und Zeichen! Dank Euch, edle Freunde, für ſo viel gute Wahl, für ſo viel Müh' und Sorg'! Wenn ich mir friſchen Muth hol' des Morgens in ſtillen Gebeten, will ich Euerer nicht vergeſſen und mehr nicht, vor ich einſchlummere. Immerhin ſoll dieß Zeichen mich an Euch

erinnern! So viel habt Ihr mir jetzt beſcheert. Und dennoch hab' ich noch eine Bitte an Euch. Wollt Ihr mir ſie erfüllen?"

„Wir wollen!" ſprachen Alle.

„Und auch du, Cornelia," fuhr er fort, „du, die ſo lebendig, ſo rührig iſt? Noch kennſt du die Welt nicht — wirſt du thun, was ich verlange?"

„Sprecht, ſprecht!" entgegnete ſie mild drängend. „Alles thu' ich, was Ihr mir befehlt, mein Schützer, mein lieber Vater!"

„Wohlan denn, ſo ſchwört mir Alle, wie Ihr hier ſeid," ſagte Jener, „ein reines Herz in der Bruſt zu bewahren, ſo lange Ihr athmet; Euere Ehre zu vertheidigen mit Euerem Leben; von Euerem Gute der Armuth gerne mitzutheilen; Den nicht zu haſſen, der's Euch in einer guten Sache gleich oder zuvorthut; keinem Herzen Treue zu brechen — und Gott in Allem allein die Ehre zu geben!"

„Wir ſchwören!" ſagten Alle, das ausgeſtreckte Kreuz zugleich berührend. — —

In heiliger Begeiſterung hatte Lindenaſt ſeine Blicke gen Cornelia gerichtet.

Auch ſie hatte unwillkürlich ihr Auge zu ihm gewendet. Raſch wollte ſie wegſchauen — aber ſie vermochte es nicht. Wie von einem Zauber fühlte ſie ſich feſtgebannt. Auge blieb verſenkt in Auge und verſenkte ſich tief und tiefer.

Das war ein Meer von Gefühlen, drein die reinſte Liebe ſah, ſeine Grenzen zu entdecken. Aber unermeßlich war's und unergründlich in der Tiefe.

Als ſchon Einer um den Anderen vom Kreuze abgelaſſen und Cornelia ſelbſt in ſüßer Beſtürzung einen Schritt zurückgetreten war, vermochte ſie erſt, die Blicke abzulenken.

Dem Conrad das Freundesgeſchenk mit leiſer Mahnung abnehmend, wie, um es zu betrachten — wohl entging dem Geliebten Nichts — küßte ſie die Stelle, welche Lindenaſt's Hand berührt hatte.

Dann legte ſie es hin. Von unſäglichen Gefühlen ihr Herz

durchfluthet, trat ſie, wie träumend, in den Erker und ſah hinaus in die Nacht — nicht mehr Dieſelbe, welche ſie geweſen war vor wenigen Pendelſchlägen der knarrenden Uhr. So war's Ihr, als ob eine zweite Seele in ihr Weſen eingezogen, ohne die ſie nimmer leben könne, und die ſie nicht mehr von hinnen laſſen dürfe bis zu ihrem letzten Odemzuge!

Lindenaſt lehnte in ſtiller Seligkeit unter den Freunden, die allgemach wieder zu ſprechen begannen und Ernſt und Wehmuth in Heiterkeit verkehrten. Weder er, noch Cornelia wähnten, es habe Einer Etwas bemerkt.

Der Dürer aber trat ſpäter, wie zu gleichgiltiger Rede, neben Cornelia hin und ſagte leiſe, mit einem Blick auf Lindenaſt: „Das wär' recht, Cornelia, einen trefflicheren Mann wüßt' ich nicht für Euch."

„Was — was meint Ihr, Meiſter Dürer —?" ſtammelte Cornelia höchſt betroffen.

Der Dürer aber ging zum Tiſche, nahm das Kreuz, wie zufällig, legte den Finger drauf und ſah der Cornelia in's Auge.

Sie wurde über und über roth, ging raſch weg und machte ſich am Schrank zu ſchaffen.

Der Dürer ging ihr aber nach, immer den Finger auf dem Kreuz.

Da nahm ſie es ihm ſchnell aus der Hand, legte es wieder auf den Tiſch — und eilte hinaus.

Wohl ſah Dürer, daß Lindenaſt jeder ihrer Bewegungen gefolgt war. Seine Verlegenheit gefiel ihm ungemein. Er ſagte ihm deßhalb ſchäkernd ganz leiſe in's Ohr: „Hättet ſehen ſollen, wie ich der Cornelia zugeſetzt habe! Wißt Ihr — ſie hat Einem ſo lang' in die Augen geſchaut —"

„Ei, was tauſend —" entgegnete Lindenaſt, „das hat ſie — da ſeht einmal!"

Der Dürer gab ihm dafür einen kleinen Ruck. „Geht Ihr jetzt gleich!" raunte er ihm zu. „Will er jetzt gar dergleichen thun, als kennt' er ihn nicht!" Er nahm ihn an ſeinen üppig

niederwallenden Locken und ſchüttelte ihm den Kopf ein wenig. Dann ging er mit einem freundlichen, gewiſſermaßen ſiegreichen Blick auf ſeinen Platz zurück.

Die friſcheſte Laune war in Kurzem wieder in den Kreis der wackeren Künſtler eingezogen. Cornelia wagte ſich auch wieder herein, da Conrad rief. Ganz ſcharf mußte ſie kredenzen — und ſonder Zweifel waren in Nürnberg zu ſelber Zeit nicht ſo viel treffliche und wohlgemuthete Männer beiſammen, als bei Meiſter Conrad.

Während aber die oben in der warmen Stube ihr Feſt begingen, kamen unten in der Schildgaſſe Zwei durch den Schnee gewatet.

Die waren Fra Solina und der böſe Bölz.

Eine Weile ſchauten ſie hinauf.

Dann zog der Wälſche den Bölz bis zum Hauſe, warf den Mantel über die Schulter, zog den Dolch und lehnte, des Glockenſchlages harrend, an der Thüre.

Es ſchlug zehn Uhr.

Langſam erhob Fra Solina den Dolch und machte, unheimliche Worte murmelnd, drei umgekehrte Kreuze auf die Thüre. Beim zehnten Glockenſchlag fiel er ein und ſagte: „Dem ſoll kein guter Geiſt mehr in ſein Haus! Seine Geſundheit ſoll wanken, ſein Gut ſoll zu Grunde gehen, ſein Ruhm ſoll ſchwinden, ſeine Pflegetochter ihm zu Qual und Sorgen werden! Was es Böſes hienieden gibt, das komme über ihn, ſo lange, bis es ihn nimmer leidet hie zu Nürnberg und drüber hinaus!“

„Ein ſchöner Wunſch,“ ſagte Bölz, „und traun ein kräftig Sprüchlein! Sein Pflegekind, meint Ihr? Da habt Ihr's getroffen. Wohl bräch's ihm das Herz, wenn —! Dienſt wieder Dienſt! Fra Solina, zur Zauberei nicht früher, als unſere eigene Kunſt und Kraft nicht ausreicht! Zu Dem aber, was ich im Sinn hab', wird ſie wohl ausreichen. Wie's immer geh' mit der Orgelprob',

ein Leid ſoll ihm geſchehen, daß ihn ſein Sieg ſicher nimmer erfreut — oder daß er kein zweites Mal mehr kämpfen mag, ſo Ihr ihn niederorgelt!“

„Was meint Ihr?“ drängte Fra Solina, dabei einen furchtbaren, aber kalten Blick auf die zwei erleuchteten Fenſter werfend. „Was meint Ihr damit?“

Bölz zögerte mit ſeiner Antwort, bis der Wälſche wieder ſein Auge fragend auf ihn gerichtet hatte. Dann ſagte er froſtig lächelnd: „Habt Ihr den flüchtig hin- und herſchwimmenden Schatten da oben geſehen? — Cornelien's Schatten —? Seht, ſeht — ei, jetzt iſt er wieder verſchwunden! Wie wär's, wenn Cornelia — ſelbſt verſchwände? Gibt wohl Orte in Nürnberg, wo ſie Niemand ſuchte — was meint Ihr dazu?“

Fra Solina that einige Schritte vom Hauſe weg, dabei ihm Bölz folgte.

„Aber wie das vollführen?“ murmelte Jener vor ſich hin. „Ich hab' es!“ jauchzte er plötzlich halblaut. „Freu' Dich, Graukopf, auf deinen Nachttrank! Gut ausgeſonnen, gut, böhmiſcher Lodergeiſt! Schönen Dank! Wir reden noch darüber. Jetzt gute Nacht!“

„Munt're Träume wünſch' ich!“ raunte Bölz. „Hättet Ihr die Cornelia ſchon geſehen, danktet Ihr mir viel mehr! Gute Nacht! Hei, das ſchneidet in's Geſicht und wirft Flocken! Macht, daß Ihr warm werdet, edler Maeſtro!“

„Darnach verlangt mich wohl!“ warf der Wälſche zurück.

Sich einhüllend, ſtieg Bölz raſch durch den hohen Schnee und wandte ſich hinter dem Tetzel durch das Heugäßlein hinab der Spitalgaſſe zu.

Fra Solina aber watete auf die andere Seite der Straße hinüber und eilte durch die Burgſtraße Sanct Sebald zu, daſelbſt er ſchräg über wohnte.

Der Nordwind brauſte hinter ihm her, ſeines Mantels Falten peitſchend und in ſein finſteres Gelocke ſchnaubend, daß es wild durcheinander wehte.

Im nachjagenden Schneegeſtöber verſchwand er.

4.

Weihnachten war gekommen. Zu Sanct Sebald hielten ſie Mitternachts-Mette.

Meiſter Conrad kniete weit vorne nahe zur Seite Cornelia's. Sie Beide und faſt Alle, die in der Kirche, waren in große Andacht verſunken. Nur Zwei ſtanden recht böſe beſeelt bei ſo vielen Gläubigen: Fra Solina und der böſe Bölz.

Viel Kampf und Überwindung hatte es Jenen gekoſtet, den Letzteren hineinzuziehen, denn nicht gerne trat Bölz in ein Gotteshaus. Sein Glaube ſtand auf ſchlechten Füßen, und ſeine Meinung war, Alles ſei aus, wenn Der mit den dürren Knochen geraſſelt käm' und mit der Senſe. Gar finſteren Blickes ſah er nun von der Schwelle weg über die Gemeinde hin und hörte ſich den Geſang und der Orgel ſchwellende Töne unmuthig an.

„Wer iſt die reizende Geſtalt dort?" fragte Fra Solina plötzlich.

„Laßt mich mit Eueren Weibern!" grollte Bölz.

„Aber ſo ſagt doch," drängte Fra Solina, „vielleicht kennt Ihr ſie!"

Unmuthig ſtreifte des böſen Bölz Auge nach der bezeichneten Gegend. „Ei, Die —?" flüſterte er höhnend „Gefällt ſie Euch ſo wohl?"

Fra Solina hatte ihn feſt am Arme ergriffen. „Wer iſt ſie?" fragte er noch heftiger. Himmliſch ſchön iſt dieß Geſicht im ſüßen Wahn des Gebetes! Dieſe Unſchuld zu küſſen —!"

„Dieſe Wangen zu bleichen —?" ſpottete Bölz froſtig. „Ich verſtehe! Wohlan, Maeſtro — die Ihr ſo ſehr bewundert, iſt Meiſter Conrad's Cornelia."

„Cornelia iſt dieß?!"

Mit ſich fort wollte er den Bölz ziehen, aber er brachte ihn nicht zwei Schritte von der Schwelle.

„So bleibt denn hier, bis ich wiederkomme!" raunte er und

ging langſam und leiſen Schrittes vorwärts, bis er Cornelien gegenüber ſtand.

Er lehnte ſich an eine Ecke.

In plötzlich wacher Leidenſchaft heftete er ſeine Blicke auf die Jungfrau, die, in tiefer Andacht verloren, nicht ahnte, welch' unheilvolle Gedanken an ſo heiligem Orte auf ſie gerichtet waren. Doch wichen dieſe mehr und mehr. Sanfte Töne ſtrömten vom Chor hernieder und Fra Solina wandelte allgemach eine mildere Stimmung an. Es war ihm manchmal, als ob es ihn recht lebhaft an Gott mahne.

„Und ſie vernichten — die wohl den Himmel im Wahn oder Wahrheit im Herzen trägt —?!“

Er verſchränkte die Arme und ſann eine Weile.

Das Gefühl des Edelmuths, eingepflanzt in die Herzen der Menſchen, regte ſich mit Macht. Er wollte den Rückweg antreten. Einen Blick noch warf er unter ſeinen langen, rabenſchwarzen Wimpern hinüber auf Cornelia. In dieſem Augenblicke knieten Jene, die um Conrad, mit Allen, die ſonſt noch ſtanden, nieder, auf des Glöckleins Zeichen an's Herz zu ſchlagen.

Der böſe Bölz war raſch hinausgetreten.

Fra Solina aber, der Menge preisgegeben, beugte, ſich verhüllend, das Knie. An die Bruſt wollte auch er ſchlagen — aber er vermochte es nicht. Wie ſich ſelbſt zum Hohn, ſtand er da. Unmuthig und trotzig richtete er ſich auf, früher als alle Anderen — ſchaute raſch auf Cornelien — und ſah ihr zur Seite Meiſter Conrad knien.

Er ſtarrte ihn an. Unwillkürlich ballte ſich ſeine Hand.

Weg war des Erbarmens letzte Spur. Verderben brütend ſchritt er, und weniger achtſam auf des Augenblickes feierliche Stille, zurück zur Kirchenthüre und hinaus.

„Beim Satan, was treibt Ihr ſo lange da drinnen?“ grollte Bölz ihn an. „Gefällt ſie Euch gar ſo trefflich? Mir recht — aber was ſeid Ihr ſo ſtumm? Ich glaube gar, Ihr — hahaha! Macht Euch etwan die Muſica ein Seelenfieber? Laßt ſie gewähren!

Von den Gebetlein und Geſängen kommt keines zum Himmel! 's gefriert jedes Wörtlein, zu kalt iſt die Nacht! Hahaha! Kommt, fort in die Werkſtatt! Warm iſt's drin, hab' das Holz nicht geſpart, und mit dem Wein ſoll's auch nit filzig hergehen!"

Fra Solina antwortete nicht und winkte ihm nur, ſeiner Wege zu gehen.

Voraus ſchritt Bölz. Fra Solina hinter ihm her.

„Da ſchaut, wie die Sternlein hell flimmern!" warf Jener hin, da ſie über den Markt gingen. Fra Solina antwortete wieder nicht.

So gingen ſie die knarrenden Pfade fürder.

In der Spitalgaſſe gegen die Mitte zu ſchloß der böſe Bölz eine Thüre auf. Dann noch eine — dann eine dritte — —.

5.

Es war um eine Woche ſpäter.

„Der Vater iſt nicht zu Hauſe," ſagte Cornelia erröthend, „grad' iſt er mit Wohlgemuth fort, um den Rathsherren Neujahr zu wünſchen."

„So, fort iſt er?" erwiederte Lindenaſt, die Klinke in der Hand, mit zögernder, ſanfter Stimme. Er hatte ſich ſo viel Treffliches für Cornelien auserſonnen, und jetzt war es wie weggeblaſen. „Alſo muß ich ja freilich wieder gehen —! Doch meiner Seel', Cornelia, ich glaub', ich hab' Euch noch ſelbſt kein Neujahr gewünſcht," ſetzte er ſich ermannend bei, „ſteh' jetzt die ganze Zeit da und laſſ' Euch frieren — abſcheulich von mir! Das iſt aber doch nicht ganz meine Schuld, denn Ihr wißt ja —" Unverſehens hatte Lindenaſt die Schwelle überſchritten und wie zufällig ward die Vorthüre geſchloſſen. Cornelia trat ſcheu zurück, Lindenaſt aber ließ nicht ab. In reinſter Innigkeit ergriff er der Geliebten Hand — ſanft abgewendet, in ſüßer Beſtürzung folgte ſie ihm in die Wohnſtube. Erſt hier zu einiger Beſinnung kommend, ſagte ſie in holdeſtem Flehen: „Meiſter, bedenkt doch, wenn Jemand —"

Digitized by Google

Mehr vermochte ſie nicht zu ſprechen, denn Lindenaſt fiel mit aller Wärme ein: „O, gönnt mir dieſen Augenblick, der für mein ganzes Leben entſcheiden ſoll! Nicht länger vermag mein Mund zu verſchweigen, was meine Augen Euch neulich ja ſo heiß verkündet! Ich liebe Euch mit aller Macht der Seele und ſo heilig, daß frommer keine Jungfrau geliebt ward! Möcht' Euch der Himmel geben in dem neuen Jahr ſein beſtes Glück, möcht' er Euch aber auch treue Liebe pflanzen in's Herz für den ſchlichten Meiſter, der Euch hier anfleht! O, gebt mir zu dem ſeelenvollen Blick von Conrad's Geburtsfeier, gebt mir auch das Geſtändniß von Eueren ſchönen Lippen. Nur ein ſtilles Ja gewährt mir und nicht mehr — Cornelia, liebt Ihr mich?" Mit beiden Händen ihre Rechte an den heißen Mund drückend, kniete er nieder, ſeine herrlichen, ſanft dunklen Augen gen ihre tiefblauen richtend, die mild herabſahen, als wollte ſie noch einmal recht ernſtlich prüfen — ob er auch wohl ſo rein und aufrichtig liebe, wie's ſein ſollte.

Kein Falſch dünkte Cornelia da zu wohnen.

Sie wand ſich ſanft los und ging zum Schrein. Da nahm ſie ihr Gebetbuch heraus und ſchlug es, halb abgewendet, auf. Eine Roſe lag zwiſchen den Blättern. Sie küßte ſie. „Kennt Ihr die Roſe?" liſpelte ſie, erröthend und den Blick zu Boden ſenkend.

„O mein Gott!" rief der fromme, junge Meiſter in Entzücken. „Iſt es möglich! Cornelia, Ihr liebt mich wirklich ſo heiß, ſo innig, wie ich Euch?!"

Sie ſah ihn in mildeſter Liebeshuld an und nickte mit ihrem ſchönen Haupte bejahend zu.

„So dank' ich dir, Gott, für ſo viel Glück!" lallte Jener.

Cornelia aber ließ beide Hände mit dem geſchloſſenen Gebetbuche ſinken und ſah den Mann ihres Herzens lange ſelig wehmüthig an. „Und glaubt Ihr, daß wir uns einſt finden?" fragte ſie.

„Und was ſtünde uns im Wege?" rief Lindenaſt.

„Und der Vater —?" fuhr Jene fort.

„Er wird Ja ſagen!"

„Das glaub' ich wohl," ſagte Cornelia, „aber ich werd' ihn nicht darum bitten."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fiel der junge Meiſter ein.

„Und wer ſoll ihn pflegen," antwortete Jene, „wenn ich andere Pflichten zu erfüllen hab'? Er nimmt all mein Leben und meine Zeit in Anſpruch — es könnt' ihm Etwas fehlen bei aller Sorgfalt, wenn ich nicht mehr allein für ihn da wäre. Doch noch mehr — ich habe einmal ein Gelübde gethan, da er ſchwer erkrankt war — nie, ſo lange er lebt, an den Traualtar zu treten. Bei ihm will ich, muß ich bleiben, ihm gehören mit treueſter Sorgfalt, Seiner warten, der mich als Elternloſe, noch kaum den Kinderjahren Entwachſene zu ſich genommen und ſo liebevoll, ſo edel an mir gehandelt, als wär' ich ſeine eigene Tochter! — Und doch, doch wünſcht Ihr ihm wohl ein langes Leben —?" ſetzte ſie bei.

„Mög' er lange leben!" ſagte Lindenaſt in tiefem Ernſte.

Lange ſchwiegen Beide.

„So ſeht Ihr unſerer Liebe Schickſal vor Augen!" fuhr dann Cornelia fort. Sie war dabei langſam einige Schritte näher getreten und ſah ihn, den Arm aufgeſtützt, das Buch an den üppig rothen Mund gelehnt, prüfend an. „Was denkt Ihr jetzt davon —?" fragte ſie.

„Und wenn ich Euch niemals beſitzen ſollte," rief Lindenaſt, „wie Gott will! So ich nur weiß, daß Ihr mich liebt!"

„Und damit ſeid Ihr zufrieden?!" ſprach Cornelia, in freudigſter Bewegung auf den Geliebten zueilend.

„Ja, ich will es ſein!" betheuerte er. „O, geſtattet mir, es Euch mit dem Siegel der reinſten, frommſten Liebe zu bekräftigen!" Er hatte ſich erhoben und war auch ihr einen Schritt mit gedehnten Armen entgegengetreten.

Aber Cornelia floh. „Geht, geht!" flehte ſie.

„Ich geh'," ſagte Lindenaſt, zur Thüre tretend.

Cornelien's Auge folgte ihm. Die Wehmuth in des edlen, jungen Mannes, des Geliebten Zügen ſchmerzte ſie wohl. Ihrem Winke ſo gehorſam, hatte er ſeinen heißen Wunſch geopfert, und

jetzt, da er halb abgewandt daſtand, vermochte er ſichtlich doch nicht über die Schwelle zu ſchreiten.

„Lindenaſt!“ liſpelte ſie.

Er fuhr auf und blickte ſie in namenloſer Liebe an. „Cornelia,“ rief er, entzückt auf ſie zueilend, „meine Cornelia!“ Seligkeit-berauſcht hielt er ſchon das holde Weſen umfangen.

„Geliebter, heißgeliebter Mann!“ flüſterte ſchamüberſtrömt, doch nimmer widerſtrebend, die Jungfrau.

Im erſten Kuſſe reinſter Liebe tauchte Seele in Seele hinüber. — Lange lehnte das unſchuldvolle Paar in ſeligſter Umſchlingung. Dann riß Cornelia ſich los. Ihre Hand aber hielt der Glückliche noch, ſprachlos ſie an ſein Herz drückend, oder ſie mit heißen Küſſen bedeckend im Überſchwang ſeiner Wonne.

Fort eilte er — —

6.

Der Tag war gekommen, an welchem der große Kampf Fra Solina's und Meiſter Conrad's auf der Orgel zu Sanct Sebald ſtattfinden ſollte. Der Lorbeerkranz, mit ſilbernen Schnüren durch-wunden, lag im Rathhauſe auf rothſammtenem Kiſſen bereit und die Gemüther der Nürnberger waren in großer Angſt, ob etwan der geliebte Meiſter Conrad doch überwunden würde.

In dichtem Gedränge hatten ſich die Leute nach Sanct Sebald begeben. Zuvorderſt beim Hochaltar ſtand der wohlweiſe Rath der Reichsſtadt mit aller anderen Obrigkeit, weltlich und geiſtlich. Was an fürſtlichen, gräflichen und ſonſtigen Herren vom Ritter-ſtande in der Nähe, das hatte ſich Alles auch dort eingefunden — der Burggraf nicht minder — und wie's in der gedrängt vollen Kirche nicht an Frauen und Jungfrauen aus dem Bürgerſtande fehlte, waren dort hinwieder auch vieler vornehmen Degen reich-geſchmückte Gemahlinnen und Töchter erſchienen. So erwarteten nun Alle die Ankunft der zwei Meiſter.

Da ſie eintraten, geführt von Sanct Sebald's Kirchenmeiſter,

dem wackern Schreier, entſtand wohl ein leiſes Gemurmel unter der Menge.

Meiſter Conrad ging ein wenig gebeugt, wie nachſinnend, und gar ſchlicht einher an ſeines Führers Hand. Fra Solina aber trug ſein Haupt höher und ließ ſein dunkles, blitzendes Auge über die gaffende Menge ſpielen. Wo immer er ein bekanntes Geſicht ſah, grüßte er mit verführeriſcher Freundlichkeit hin — den Frauen und Jungfrauen inſonderheit erwies er ſich huldſam — und wohl mag es ſein, daß Manche, die den ſchönen Wälſchen zum erſten Mal ſah, bei aller Liebe für Meiſter Conrad, doch gerne ſchon vor Prob' und Kampf dem Erſteren den Preis beſtimmt hätte.

Beide Meiſter waren alsbald unter den Chor getreten. Fra Solina traf es zuerſt.

„Alſo gilt es, edler Maeſtro!“ ſagte Conrad, von ſeinen Freunden umgeben. „Spielt die Schlacht von Nicopolis recht tapfer! Mög' Euch der Himmel hie beſſeren Sieg gewähren, als dem König Sigmund über die Türken. Ich will's mit großer Ruh' ertragen. Ich werde alt, und ſo ſich meine blinden Augen früher oder ſpäter ganz ſchließen, iſt's beſſer, es hat ſich ein Anderer gefunden, der Denen zu Nürnberg was Schönes zu hören gibt. Thut Ihr mir's gleich, trag' ich's gern, und wenn Ihr mich bezwingt — acht' ich Euch in der Kunſt noch ſo viel mehr!“

Fra Solina ſchüttelte ihm überfreundlich die Hand. Hinauf die Treppe ſchritt dann mit ſiegtrunkenen Gedanken der ſtolze Wälſche.

Wie ſchlimm jene Schlacht ausgefallen, davon er ein Bild entwerfen wollte, das weiß wohl Jeder, und wie da gar viel tauſend Bayeriſche, eben ſo viele aus dem Frankenreich und nicht weniger aus den ſteyeriſchen Gauen mit König Sigmund's Völkern vom Bajazeth vernichtet worden — auch wie es darauf ſo gräulich herging, daß der Sigmund überfroh war, auf einem Nachen zu entwiſchen und gleichwohl nichts Anderes zu retten, als ſein armes Leben, da ihn die Flucht gen Gallipoli brachte und Conſtantinopel.

Das und mehr aus der Muſik heraushören zu laſſen, war

freilich nichts Geringes. Wohl hatte übrigens Fra Solina für Sänger, andere Musici aller Art und alle möglichen Instrumente gesorgt, unter welchen ein oder das andere in deutschen Landen Keinem bekannt und nur dazu bestimmt war, fast schauerliche Töne oder Klänge hervorzubringen. Auch gab es da mehrere Halbmonde mit großen und kleinen Glocken, Cymbeln, ein mächtiges, metallenes Becken, dessen Ton die Seelen nicht wenig entsetzen konnte, und an Posaunen, Trompeten und Pauken war großer Überfluß.

Jetzt begann's.

Die Herausforderung zum Kampfe auf Leben und Tod, laut gesungen von einer hochmächtigen Stimme, erklang. Überaus trotzig entgegnete ihr eine andere die Annahme des Streites; worauf sich in mancherlei Gängen und Wendungen des Rufes mehrere Stimmen hier und dort, wie von zwei feindlichen Lagern her, einmischten. Das wuchs immer im Wettstreite, bis von beiden Lagern jedes einen Chor anstimmte, der, von Kampf und Sieg prophezeihend, zum Himmel brauste. Viel rangen die zwei Chöre miteinander, bis plötzlich die Orgel der Kraft der Stimmen Abbruch that, aber nur, um alsbald alle zusammenzufassen in einen ungeheuer wilden Gesang, drin Jedweder von Rache und Tod brüllte. In kunstvollen Windungen und Gegengängen wußte Fra Solina darauf darzustellen, wie die Heere sich sammelten und aufstellten, dazwischen stets neuer Aufruf erklang. In sich drängenden Tonmassen schritt das fürder, bis plötzlich zu gewaltigen Accorden unter furchtbarem Getümmel alle Instrumente einfielen, womit der Angriff versinnlicht wurde. Von jetzt an war es ein grauenvolles Brausen und Stürmen, ein wildes, doch wohlberechnetes Blasen mit Posaunen und Trompeten — unglaublich viel hatten die Pauken zu thun — auf das metallene Becken ward ein über das andere Mal aus aller Kraft geschlagen — und dazwischen heulte der Hilferuf der Gefallenen, das Jauchzen der Sieger. Das Alles ward, stets von der Orgel unterstützt, nach allen Seiten hin gedreht und gewendet, und stürmte es da oben lange fort auf dem Chor, bis plötzlich ein ungeheueres Jubelgeschrei unter großer Mithilfe Fra Solina's ausbrach, das den

Sieg andeutete — bald darauf die Cymbeln und Halbmonde, die Schalmeien und alle anderen Instrumente auf der Sieger Partei zusammenwirbelten, und vorgestellt wurde, daß Bajazeth triumphreich fortzöge — während viele Stimmen auf dem Schlachtfeld ächzten und seufzten. Am Schlusse aber versammelten sich die Stimmen alle wieder als Chor der Geister zum Schwur der Rache an Bajazeth, wobei Fra Solina, wie an vielen anderen Orten der Schlacht von Nicopolis, mächtige Sätze, Sprünge und sonstige gewaltige Kunststücke auf der Orgel zum Besten gab.

Ein großes Gemurmel drang aus der Kirche herauf, dem der Wälsche wohl ablauschte, es sei das des Beifalls. Bald verließ er den Chor. Auf der Mitte der Treppe trat ihm Bölz entgegen.

„Ihr hier —?" sagte Fra Solina, seine Verlegenheit, mit ihm zusammenzutreffen, geschickt verbergend.

„Wohl," entgegnete Bölz, „ich mußte die Schlacht hören. Freut Euch, Groß und Klein ist in Bewegung. Laßt ihn sein Weltgericht klimpern, er soll Euch den Lorbeer nicht rauben!" Er drückte sich in eine Ecke. Fra Solina aber stieg hinab.

„Nun, wie hat Euch die Schlacht gefallen, mein lieber Meister Conrad —?" fragte er.

„Ein starkes Werk ist's," versetzte Cónrad. „Nie hätt' ich geglaubt, daß solch weltlich Ereigniß sich so zur Musica brauchen ließe im Hause des Herrn."

Fra Solina biß sich in die Lippen. „So versucht es denn in Euerer geistlichen Weis'," sagte er. „Ich zweifle nicht, daß Ihr mich herunterorgelt."

„Herunterorgeln —?" gab Conrad zurück, seine blinden Augen auf ihn heftend. „Fast dünkt mich, Ihr haltet Euch durch Etwas gekränkt. So wahr Gott über uns, ich wollte Euch nicht beleidigen!"

„Ich versteh' Euch nicht ganz," entgegnete Fra Solina rasch und überfreundlich.

„Desto besser!" sagte Jener. „Also laßt mich mein Glück versuchen!"

Aller Augen waren auf ihn gerichtet, da er an Wohlgemuth's Arm zur Treppe ſchritt. Tiefe Stille trat ein, ſobald man ihn Oben ſah.

Das war eine ganz andere Muſik — —

Eine leiſe Klage, wie von Engelslippen geſeufzt, irrte zuerſt durch die weiten Räume. Das war auch der Engel Schmerz über den Untergang der Welt. Im ernſten Dreiklang, ruhig und majeſtätiſch, kam des Ewigen Antwort, Verheißung und Drohung. Ein heilig demuthsvoller Preis der Macht und Weisheit folgte. Drauf begann die Orgel in ihren ſanfteſten Tönen. Die Seraphim begannen zugleich, das Kommende zu verkünden mit ſüßer Mahnung an die Frommen unter Todten und Lebenden. Die Cherubim aber ſprachen in drohenden Weiſen von der Stunde der Strafe — und das traf die Böſen. Nun erhob ſich ein Lobgeſang der Himmel, und da er verklungen, ertönten unter erſt leiſe, dann immer mächtiger rollenden Donnern der Orgel die Poſaunen zum letzten Gericht. Unter ihren, heilige Schrecken gebärenden Tönen quollen zeitweiſe empor die Wehklage und unſägliche Angſt der Sterblichen — die Geſtändniſſe der Reue — und das Flehen um Errettung vom ewigen Verderben. Die Wehklage ward aber verſchlungen von den ſtets furchtbarerern Donnern, die, von gewaltigen Chören durchzogen, wunderbare Harmonien wälzten. Das nahm ſtets zu, und ward angedeutet, daß Himmel und Erde einſtürzten und alles Weſen zerſtört werde am Leibe. Rieſenhaft brauſten die Tonmaſſen übereinander in großartigſter Verwirrung, bis, unter noch furchtbareren Erſchütterungen der Weltrichter erſchien. Drauf die durcheinander brauſenden Geſangslawinen vertobten — und es ſtets klarer und ruhiger ward. Still ward's zuletzt. Dann ſprach der Richter die Mahnung an die treu Gebliebenen, einzutreten in's Himmelreich, und die Verdammung aus gegen Die, ſo ſeine Liebe verachtet und in den Staub getreten. Nachdem er vollendet, weinte empor die Verzweiflung der Gerichteten — mit ihnen wechſelnd, erbarmungsvoll, der Chor der zur Seligkeit Beſtimmten. Aber furchtbare Donner begannen dazwiſchen zu rollen — unter zermalmenden

Chören ſtürzten die Cherubim hinab die Verdammten. Und wieder ward es ſtiller und ſtiller — und in ſüßeſtem Rufe der Liebe luden Seraphimsgeſänge die Geſegneten ein zum Eintritt in das Paradies. In unbeſchreibliche Jubelklänge ergoß ſich die Seligkeit der Geretteten. Als ob Millionen in höchſter Entzückung mit jauchzendem Halleluja gen Himmel ſchwebten, war es — unter Donnern mit ihnen — der Erlöſer und Vergelter.

„Ich bin verloren!“ ſtotterte Fra Solina bebend vor ſich hin.

Der böſe Bölz ſtand in die Ecke gelehnt. Wie vernichtet in der Seele, wäre er gerne geflohen, aber er hätte nicht vermocht, durch die Menge zu dringen.

Alle, Alle bis in die fernſte Ferne waren auf das Tiefſte ergriffen. Ganze Reihen waren auf die Kniee geſunken und lagen noch ſo da in der Erinnerung an was ſie vernommen.

So wild verzweifelt aber Fra Solina war, that er ſich doch alle Gewalt an.

Conrad kam herab. Alles drängte ſich freudig hin, er wehrte aber ab und fragte: „Wo iſt Fra Solina —? Hier ſeid Ihr —? Wie hat Euch das letzte Gericht gefallen?“

„Ihr ſeid ein großer Meiſter!“ ſagte Fra Solina. „Daß Ihr mich beſiegt habt, braucht keines Beweiſes. Hört Ihr nicht, wie von tauſend Lippen Euer Lob quillt? Vor Euerer Muſica ſind ſie zu Hunderten auf die Kniee gefallen, und da kommen auch ſchon die Fürſten und viel groß' andere Herren daher. Euch allein ſchauen ſie an Wohl bekomm' Euch der Sieg — ſo großer Kunſt unterlieg' ich gerne.“

„Das wird ſich doch erſt zeigen, ob Ihr unterliegt,“ entgegnete Conrad.

Es kamen zwei vornehme Herren den Mittelgang herab, zwiſchen Beiden der Burggraf von Nürnberg.

Der wünſchte Conrad Glück und ſagte zu Fra Solina: „Nehmt's nicht für ungut, wälſcher Meiſter! Wahrlich, allſeitiges Lob iſt Euch geworden — und Keiner hätte gedacht, daß Ihr unterliegen könntet. Aber die Schlacht, von Gottes Hand

geſchlagen, hat uns doch noch beſſer gefallen, denn die vom irdiſchen Bajazeth. Großen Dank weiß Euch gewiß die Stadt, daß Ihr ſo treffliche Muſicam zu hören gegeben. Nicht gering iſt der Stolz hieſiger Reichsſtadt, zu gleicher Zeit zwei ſolche Meiſter in ihren Mauern zu beherbergen — der Preis aber — der geziemt dennoch dem Conrad."

„Hoher Herr," verſetzte Fra Solina, „viel Dank hinwieder an die berühmte Reichsſtadt, daß ſie mir ſo wohl gnädig zugehört. Da ich aber nun ſeh', daß ich überwunden bin, ſollt Ihr mindeſt glauben, daß ich mich auf Lebensart verſteh'. Stell' alſo die Bitte, mir zu geſtatten, daß ich dem Meiſter ſelbſt den Kranz aufſetze."

„Groß gedacht!" ſagte der Burggraf, dabei angenehm überraſcht auf Cornelia ſchauend, die ſich dem Conrad genaht und ihm in Mitte ſeiner Freunde ihrer Freude ſüße Betheuerung gab.

Bölz aber ſuchte aus ſeiner Ecke hervor einen einzigen Blick Fra Solina's zu erhaſchen. Endlich gelang's. Wie in zwei Blitzen ſchoß es von Aug' zu Aug'. Ein flüchtig dämoniſches Lächeln des Wälſchen beantwortete der Böhme mit gutheißendem Kopfnicken. Dann drängte er ſich keck durch die Menge.

Alles ſah ihm nach, denn zu ungewohnt war der Gaſt in Gottes Haus.

Er war noch drei Schritte von der Thüre, ſo hatte er den Flachhut ſchon auf dem Kopf — wär' er nicht raſch fortgeeilt, der erwachende Ingrimm der Umſtehenden hätte ihm bös mitgeſpielt.

Bald bewegte ſich die Menge hinaus.

Freundlich koſend in Mitte aller hohen und ſonſt vornehmen Herren, Rathsleute, Künſtler und Bürger ging Conrad, auf Lindenaſt's Arm ſich ſtützend — hinter ihm Fra Solina — gen das Rathhaus. Gar Viele wünſchten dem deutſchen Meiſter Glück. Gar Viele aber ſahen jetzt ſchon finſter auf den Wälſchen — und zwar Jene, ſo den Bölz in Fra Solina's Nähe zu Sanct Sebald ſtehen, ihm zunicken und dann ſo frevelhaft davoneilen geſehen hatten. Kam's auch bald unter die Menge, die Beide müßten

ſtarke Freunde ſein, da der Bölz dem Wälſchen zu Lieb' in die Kirche gegangen. Doch bekam Fra Solina auch von ſchönen Augen manch' ſehnſuchtsvollen Blick, da er ſcheinbar ſo hochherzig freundlich einherſchritt — während es in ſeinem Innerſten von Scham und Wuth tobte.

Im Rathhaus umarmte er den Meiſter Conrad und wollte ihm den Lorbeerkranz aufſetzen.

Der jedoch hinderte ihn daran, nahm den Kranz zur Hand und ſprach: „Ihr hohen Herren, viel Dank für Euere gute Meinung! Aber darauf laßt mich doch verzichten. Gott allein hat mir's eingegeben. Mir keinen Preis — als Euerer Herzen Geneigtheit und allerzeitige Lieb' und Gunſt."

Das ließ aber Keiner gelten.

Alſo nahm der Burggraf den Kranz, drückte ihn dem Meiſter auf die ehrwürdigen Scheitel und ſagte: „Unſere Gunſt und Freundſchaft habt Ihr! Das Lorbeerreis gehört Euch jedoch nit minder. Dankt Gott für den Sieg — wir danken ihm dafür — daß wir Euch den Unſeren nennen!"

7.

Es war ſchon um die ſechste Abendſtunde, als auf dem Heerwege gen Nürnberg ein Paar daherritten. Eiſig hauchte der Wind durch die Landſchaft. Die Beiden hatten auch gar wohl Acht, ſich in ihre Mäntel einzuhüllen und mußten die Zügel oft genug ſtraff ziehen, um die Roſſe vom jähen Sturz aufzureißen, denn kaum Weniges nutzte die Schärfe der Hufe, ſo glatt waren die Pfade geworden.

„Vor zehn Uhr kommen wir nit zur Stadt," meinte der Gebieter, ſich zum Soldknecht wendend, der einen wohlbepackten Gaul am Halfter mitführte.

„Sicher!" entgegnete Dieſer — — —

Um dieſelbe Zeit aber klopfte es zu Nürnberg an Meiſter Conrad's Thüre.

Er ſchloß ſelbſt auf, und herein trat — Fra Solina — hinter ihm der böſe Bölz.

Der Letztere aber ſetzte den Fuß ſo leiſe, wie eine Katze ſchleicht, und hielt ſich außer Armeslänge.

„Wer iſt hier?“ fragte Conrad.

„Ich bin es, Fra Solina,“ entgegnete der Wälſche. „Heute Mittags mein erſter Beſuch — und jetzt ſchon der zweite — da ſeht Ihr, wie ſchlimm es iſt, wenn Einen die Leute lieb gewinnen. Jetzt habt Ihr mich zur Laſt.“

„Willkommen, willkommen — ſeid Ihr denn allein?“

„Wohl, wohl, wie kommt Ihr auf den Gedanken, Meiſter?“

„Ich hätte auf Zwei geſchworen! Doch kommt herein —! Setzt Euch — woher des Weges?“

„Bin um die ganze Stadt gegangen — dürft glauben, in tiefen Gedanken! Aber bin nun auch wohl durchfroſtet. Habt Ihr nicht einen Becher Fränkiſchen, daß ich mich ein wenig auswärme?“

„Dran ſoll's nicht fehlen,“ meinte Conrad. „Öffnet den Schrank und nehmt, was Ihr findet. Kommt Cornelia, ſo find't ſich noch mehr im Keller. Juſt iſt ſie fort zu Ilsner's Frau hinüber, da haben ſie viel zu verhandeln von feiner Arbeit und was ſonſt der liebe Gott kommen läßt, daß die Weibsleute das Reden nicht verlernen.“

„Wie ſchalkhaft Ihr ſeid!“ ſagte Fra Solina, der mittlerweile Conrad's Becher gefüllt hatte. Mit ſeinem eigenen leeren anſtoßend, fuhr er fort: „Auf Euer Wohl und Euerer Pflegetochter das ihre — hab' ſie wohl weggehen geſehen — auf Eueres Ruhmes und, wenn Ihr wollt, auf des meinen Gedeihen!“

„Aus vollem Herzen!“ ſprach Conrad. „Möchtet Ihr nur keinen Groll im Herzen gegen mich tragen.“

„Ei was, warum hab' ich ſo kühnen Streit gewagt! Geſchieht mir recht!“ ſpottete Fra Solina.

„Nun, ſo leicht habt Ihr's doch vorerſt nicht genommen,“ mahnte Jener ungläubig. „Aber es gilt!“ Er ſtieß an und trank.

Hätt' er zu ahnen vermocht in ſeinem edlen, deutſchen Herzen, was auserleſenſte Bosheit ihm Giftiges in den Becher gegoſſen! Aber das lag ihm zu ferne, und zu trefflich hatte ſich der Wälſche auf die curtiſane Partei poſtirt, wie ſie's an Kaiſer Friedrich's Hof nannten, wann Einer zuckerſüße Reden führte, zur Zeit er gerne die Zähne gefletſcht hätte oder den Dolch in's Herz geſtoßen.

Beide ſetzten die Becher auf den Tiſch.

„Alſo iſt unſer Kampf zu Ende," begann Fra Solina wieder. „Doch bald wird ein anderer Kampf losgehen hie zu Nürnberg zwiſchen den Bildhauern, ſonſtigen kunſtgeübten Herren und dem Bölz."

„Dem Bölz?" fiel Conrad ein.

„Ja wohl," entgegnete Fra Solina. „Was er in den fünf letzten Jahren vollbracht, das wird er zeigen und ein Urtheil verlangen."

„Bölz —?" wiederholte Conrad. Mag er's thun — doch Gott ſei's gedankt, daß Ihr mich auf ihn zu ſprechen bringt — und wohl zu Euerem Nutz und Frommen! Hört und erwägt, was ich Euch ſage. So lang er zu Nürnberg lebt, gehen ſchlimme, finſtere Sagen von ihm. Wenige ſind, die nicht vermeinen, er müſſ' mit dem Teufel im Spiele ſein. Allein arbeitet er im ſchwerſten Zeug, drei Schlöſſer und Thüren hat er vor der Werkſtatt, er flieht die Menſchen, die Weiber inſonderheit, und die Jungfrauen haßt er. Er geht in keine Kirche, den Breithut nimmt er nie ab, ſagen ſie, wann's Gebet läutet! Toben und fluchen hört man ihn um Mitternacht und viel ſonderbares Geräuſch, daß es gar nimmer irdiſch erſcheint. Des ganzen Volkes Meinung iſt gegen ihn, und Alle, Alle ſagen — er hab's mit dem Böſen! — Ich will's nicht beſchwören, aber, wer kann's wiſſen? Volkes Stimm' iſt Gottes Stimm'! — Folgt der Stimme, folgt meinem Freundesrath! Man will Euerer Geberden Verkehr beobachtet haben, da Ihr zu Sanct Sebald war't — Ihr ſpracht auch mit ihm auf der Treppe — Viele, hört' ich heute, erinnern ſich jetzt, Euch Nachts an ſeiner Seite geſehen zu haben! Laßt Euch rathen, bleibt weg

von ihm! Ein ächter Muſikus muß Gott im Herzen tragen. Solche Gefährtſchaft aber ſetzt Euch den Satan in die Seele. Großes, arges Weh kann entſtehen. Für ihn ſicherlich bald, wenn er wirklich mit dem Teufel verkehrt, denn einmal kommt's doch zu Tag. Aber auch für Euch, wenn Euer Freund auf dem lodernden Holzſtoß büßte. Möchte Gott ihn auf die rechten Wege führen, er allein vermag es! Glaubt mir, dem alten Mann, folgt mir, ſagt Euch los von ihm — ſagt Euch los — gebt mir Euere Hand darauf!"

Er ſtreckte ſeine Hand verlangend aus. Ein mächtiger Griff in dieſelbe war die Entgegnung.

„Ihr verſprecht es —?" drängte er.

Keine Antwort erfolgte. Aber als ob eine eherne Fauſt Conrad's Rechte umſchlöſſe und ſie mit Rieſengewalt zuſammenſchraube, war's plötzlich. Da ward er dem einbrechenden Argwohn nimmer Herr. Stark, wie er hinwieder ſelbſt war, riß er die feindliche Hand von der ſeinen und rief in höchſter Entrüſtung: „Das iſt nicht Euere Hand, Fra Solina!"

„Das habt Ihr errathen!" fiel es ein. „Es iſt des böſen Bölz Hand! Glaubt es, er ſagt es Euch ſelbſt!"

„Bölz!! Ha, Ihr in meiner Behauſung?!" ſtammelte Conrad.

„Ja, fürtrefflicher Meiſter," rief Der, „er ſelbſt iſt's, der Euch mit dem Handdruck Rache ſchwört für Euere Verachtung und Nachrede. So freut es mich, der Seelen Haß und Wuth zu ergründen, der ich dennoch das meiſte Lob verdiente unter Euch Allen. Der Zauberei habt Ihr mich offenbar angeklagt, Zeuge iſt mir Fra Solina. Dafür ſollt Ihr mir Rede ſtehen vor den Richtern dieſer Stadt, die mich bald freiſprechen von allem Verdachte, ſo mir erſt nur daran gelegen iſt! Zeuge iſt mir der Wälſche auch für meine Unſchuld, denn er hat wohl geſehen meine Werkſtatt, Zurichtung, ſelbſteigene Mühe und menſchliche Arbeit verfloſſener fünf Jahre — nicht aber des Teufels Werk! Obſchon ich Euch nicht verhehl', frommes Meiſterlein, wie lieb mir's wär', könnt' ich ihn nur einmal ſchauen in leibhaftiger Geſtalt!"

„Den Satan wollt Ihr ſehen?“ ſchauderte Conrad auf. „Ha, ſo beſchaut Euer Bild im Spiegel oder das Eueres Freundes, denn, traun, gehörte er nicht der Hölle an, nicht könnt' er einhergehen ſo lange Zeit mit glattfreundlichen Worten und nun hereinführen zu Spür und Belauſch Euch, vor dem jeder Chriſt ſich entſetzt — nicht ſo verrätheriſch könnt' er handeln an einem alten Manne, der mit Ehren ſeinen Scheitel zu Grabe trägt!“

„Mit Ehren?“ fiel Fra Solina hohnlachend ein. „Das wird ſich zeigen! Hinweg endlich mit der verwünſchten Feſſel der Verſtellung! Ich haſſe Euch! Und nun hört Euer Schickſal: Ihr wagtet es, Bölz der Zauberei anzuklagen. Ich aber kehr' es um und beſchuldige Euch derſelben. Denn nicht möglich wär' es, mit ſolcher armſeligen Muſica die Herzen der Menſchen zum Preis zu beſtimmen, als wie die Euere geweſen! Dafür ſeid Ihr nun keinen Tag ſicher. Verlieren ſollt Ihr Eueren Heiligenſchein und zum Geruche hölliſcher Genoſſenſchaft gelangen — ſo viel will ich den Herren melden von der Magie, worüber wir Euch betroffen hätten, ich und Bölz!“

„Allmächtiger Gott!“ lallte Conrad.

„Daß aber ich der Zauberei treffliche Künſte verſtehe,“ fuhr Fra Solina fort, „will ich Euch entdecken, fürnehmer Meiſter — obſchon ich es an anderem Orte gar wohl verläugnen werde. Ja, ich verſteh' mich darauf, und Euch — hab' ich ſchon von meiner Kunſt zu koſten gegeben am Abend Eueres Geburtsfeſtes. Die drei Kreuze hab' ich Euch auf die Thüre verkehrt mit meinem Dolche geſtrichen und ein Sprüchlein dazu geſprochen, das Euch Luſt und Freud' vertreibt aus Euerem Hauſe in jedweder Art! Das Furchtbarſte wird über Euch kommen, bis Euch das Leben zur Qual gemacht iſt und Ihr dann gerne Nürnberg verlaſſen möchtet und die deutſchen Lande, hättet Ihr nur noch Kraft dazu oder Zeit. Lange wart' ich nicht. Und ſo Ihr nicht das Feld räumt, wie aus eigenem Entſchluß, ohne Angab' meiner Drohung, ſo brech' ich Euch Tag für Tag Euer Gemüth mit neuen Schrecken,

deren einen Ihr gar bald erlebt — damit Ihr ſeht, wie ich Wort halte. Wollt Ihr aber auch dann noch widerſtreben, ſo jage ich Euch zur unerwarteten Friſt den Dolch, der jetzt über Euerem Haupte funkelt, in's Herz. Vergraben laſſ' ich Euch zu ſpäter Stunde an einem Orte, wo kein Sterblicher Euere Stätte vermuthet, daß die Menſchen dann glauben, der Zauberer ſei mit lebendigem Leibe zur Hölle gefahren! Nun habt Ihr das Beſcheidenſte vernommen. Was ich über dieß Nürnberg verhänge, ſo's meinen Freund nicht anerkennt, das wird zu reden geben von einem Ende der Welt bis zum anderen. Doch das iſt nicht zu Euerem Belange, und ich frage nur: wollt Ihr nun fort aus Nürnberg — und allen deutſchen Gauen — oder wollt Ihr nicht?"

„O mein Gott," ſtammelte Conrad verzweiflungsvoll, „iſt dein Wort denn wahr —? Der Menſch iſt mein Ebenbild —?!"

„Wollt Ihr —?" drängte Fra Solina.

„Nein — nein, ich will nicht!" rief Conrad, ſich aufraffend. „Ich werde nicht weichen, wenn die Hölle mir's gebietet! Meine Seele hab' ich Gott geweiht. So er es mir befiehlt, geh' ich von hinnen — und ſonſt um keiner Drohung willen. Beſchuldiget mich der Zauberei, Ihr ſollt mir zu Recht ſtehen noch auf Erden. Verlaßt jetzt mein Haus und entweiht es nicht länger — nicht vor Eueren Dolchen graut mir — vor Eueren Seelen! Fort, ich gebiet' es Euch, ich trotze Eueren Drohungen! Der Himmel wird zwiſchen uns entſcheiden, Fra Solina! Mit Euch, Bölz, hab' ich Nichts zu ſchaffen auf Erden — und Nichts drüben!"

„Wohlan denn," hohnlachte Fra Solina, „laßt ſehen, wie der Himmel Euch ſchützen wird! Eh' Ihr Euch verſeht, kommt's über Euch — und dann denkt an Keinen ſonſt, als an Fra Solina!"

„Und den verachteten Bölz!" gab der böhmiſche Satan dazu. „Dieß aber nehmt von uns Beiden zum kleinen Wahrzeichen und Beginne!"

Mit mächtigem Fußtritte zerſchmetterte er die große Baßgeige

in der Ecke, Fra Solina riß die Violinen herab und zerſchlug ſie in hohem Schwung an der Wand, daß die Trümmer herumflogen, ein mächtiger Fauſtſchlag ſchmetterte die Mandoline zuſammen, und was ſonſt zu finden, in wenigen Augenblicken war es vernichtet.

Drauf ſtürzten die ſataniſchen Geſellen, unbekümmert um den Schreckensruf Conrad's — der Meiſter und Cornelia wohnten allein im Hauſe — ein hölliſches Gelächter anſtimmend, hinaus.

Außer ſich wankte ihnen Conrad einige Schritte nach, aber er konnte ſie nicht erreichen. Seine Haare zerraufend, hielt er an und ſtarrte zu Boden.

„Wach' ich oder iſt's Lüge, Traum?“ rief er. „Es iſt nicht möglich!“

Er tappte an den Wänden zurück in höchſter Pein mühſamer Zweifel.

Mit zitternden Händen griff er hinauf, wo die Violinen gehangen — nicht da. Er wankte in die Ecke — ſeine Baßgeige nicht zu finden — ſeine Mandoline — ſeine Flöte — Nichts, Nichts an ſeinem Ort. Er ſank auf die Kniee, und ſich aufſtemmend mit der Linken, tappte er mit der Rechten umher. Trümmer — nur Trümmer und Splitter rings umher.

„Wahr iſt es!“ lallte er. „Wahr iſt der ſchändliche Bubenſtreich!! Wahr, was ich vernommen! — O mein Gott, was hab' ich verbrochen — daß das über mich gekommen?!“

Ohnmächtig ſank er auf das Antlitz — — —

So fand ihn Cornelia.

8.

Es war nach zehn Uhr, als die zwo Reiter am Thiergärtnerthor Einlaß begehrten und zu bekannter Herberge zogen, drin der Wärter wohl aus dem Schlaf getrommelt werden ſollte.

Um dieſelbe gleiche Zeit trieb es den Lindenaſt noch einmal zu Cornelia's Fenſter in die Schildgaſſe. Er kam aber im Schatten der Häuſer auf der anderen Seite daher, als er plötzlich ſtill-

ſtand. Er ſah, wie an Meiſter Conrad's Hauſe die Thüre aufging und eine weibliche Geſtalt aus derſelben eilte. Täuſchte ihn ſein ſcharfes Auge nicht, war es die Cornelia's.

So verhielt es ſich auch.

Von großen Schmerzen war Meiſter Conrad eben überkommen worden. So ſpät wirkte das Gift. Das hatte Fra Solina wohl bemeſſen. In unausſprechlicher Angſt ſuchte Cornelia Hilfe bei einem Arzt.

Der nächſte und tüchtigſte war Agricola.

Darauf hatte es Fra Solina abgeſehen.

Kaum war Cornelia zehn Schritte vom Hauſe entfernt, als Fra Solina und Bölz aus einem Winkel hervorſprangen und ſie ergriffen. Der erſte Ruf des Entſetzens hätte ihr kaum Hilfe gebracht, wäre Lindenaſt nicht in der Nähe geweſen. Er riß den Stoßdegen aus der Scheide und fuhr wie der Blitz auf das entmenſchte Paar los.

„Elende!“ donnerte er ſie an, ohne ſie zu erkennen — ihre Geſichter waren geſchwärzt — und in Kurzem hatte ſich ein furchtbarer Kampf entſponnen.

Cornelia floh, um Hilfe rufend.

Lindenaſt aber focht unausgeſetzt. Der Übermacht aber zu erliegen, war er nahe. Er ſtürzte, einigemal verwundet, auf die glatten, blutbeſpritzten Pfade, raffte ſich aber wieder auf, doch nur, um neue Angriffe zu erdulden, die er kaum abwehren konnte, da er an der Hand verletzt war.

Sicherem Tode ſah er entgegen — als die zwei Reiter einhergeſprengt kamen mit gezückten Klingen.

Die hatten in der Ferne ſchon das Handgemenge wahrgenommen und alſogleich die Sporen eingeſetzt. Da ſie Zwei über Einem ſahen, zweifelten ſie nicht, auf welcher Seite das Unrecht ſei, und beſtärkt durch Lindenaſt's Hilferuf ließen ſie alsbald die funkelnde Wehre durch die Lüfte ſauſen.

Jetzt gefiel es Fra Solina nimmer, und raſch ergriff er die Flucht.

Auch Bölz wollte Daſſelbe thun. Aber ein furchtbarer Streich von des fremden Ritters Schwert fuhr ihm über das Haupt, daß das Blut im Strome herabſtürzte. Er wollte umſinken, doch die letzte Kraft raffte er zuſammen und ſtieß den Degen in des Ritters Roß, daß es ſich wild bäumte im Schmerz und keuchend zuſammenbrach. Während der Soldknecht dem Herrn zu Hilfe kam, gelang es Bölz, das Weite zu ſuchen, wobei er von Lindenaſt verfolgt ward.

Schon war ihm Dieſer auf den Leib gekommen, als er Cornelia wie leblos auf dem Steinſitze vor Sanct Ägid liegen ſah.

„Verfolgt ihn!“ rief Lindenaſt dem raſch herankommenden Soldknechte zu.

Dieſer that auch ſo.

Aber plötzlich war Bölz, wohl in einem Durchgange, verſchwunden, und der Verfolger warf unmuthig ſein Roß herum, in die Schildgaſſe zu ſeinem Herrn zurückzukehren.

Lindenaſt war mittlerweile bemüht, Cornelia zu ſich zu bringen.

Endlich ſchlug ſie die Augen auf.

„Ihr lebt, Ihr lebt!“ rief ſie. „Dem Himmel Dank! Doch — mein Vater! Einen Arzt — Conrad muß Gift bekommen haben — um's Himmelswillen, einen Arzt!“

In Sturmeseile war Lindenaſt über der Straße drüben und riß an der Glocke des nächſten Hauſes.

Dort wohnte Agricola.

In kurzer Zeit eilte ſie, nachdem ſie ihren Dank wohl nur verwirrt ausgeſprochen, gegen Meiſter Conrad's Wohnung. Agricola und Lindenaſt, der ſeiner Wunden wenig achtete, folgten in Haſt.

Hilfe kam zur rechten Zeit. Eine Viertelſtunde länger — und der edle Meiſter Conrad wäre entſeelt vor ihnen gelegen.

Doch ſo ging es bald zum Beſſern, und vor des gelehrten Agricola's Kunſt und Sorgfalt ergriff der hereinlugende Tod die Flucht.

Auch Lindenaſt's Wunden wurde dann ſorgſamſte Pflege, und wohl fand er in den Blicken Cornelia's und ihrem heißen Händedruck den ſchönſten Lohn ſeines Muthes.

Conrad erfuhr von Allem, was geſchehen, noch Nichts. Allerdings hatte er das Getobe in der Schildgaſſe vernommen und war in die tödtlichſte Angſt darüber gerathen, aber unfähig geweſen, ſich auch nur aufzurichten. Nun Cornelia in Sicherheit, überließ er ſich beruhigt der Sorge des Arztes. Ein heilſames Gegengift war ihm ſchon gereicht worden, und bald verſank er in einen wohlthätigen Schlaf.

Der wackere Agricola wich nicht von Conrad's Lager. Dem Lindenaſt, welcher mitwachen wollte, rieth er, aber lange vergeblich, ſich ſelbſt auch der Ruhe zu überlaſſen. Endlich willigte Der ein.

„Aber wo ſoll er —?“ ſagte Cornelia leiſe. „Hm, — wißt Ihr was, Lindenaſt —? Wir laſſen hier die Thüre an meiner Kammer geöffnet, daß Ihr Conrad ſogleich hören könnt. Ich mache Euch aber Euer Lager auf die Erde daherein — anders möcht's ja wohl nicht gehen.“ Es war bald geſchehen. „Frieren wird's Euch nicht,“ ſetzte ſie bei, „das Feuer im Ofen geht die ganze Nacht nicht aus, und habt Ihr nicht warm genug unter Euerem Mantel, könnt' ich Euch ja von —“ ſie wandte ſich raſch nach ihrem Bette. Plötzlich ſtand ſie aber ſtill. „Nein,“ ſagte ſie, „nein, das geht nicht!“ Sie trat unter die Thüre und warf einen Blick auf Meiſter Conrad. „Iſt mir's doch, als ob er ſich geregt habe,“ liſpelte ſie. Dem war nicht ſo, ſie wußt' es wohl. Nur in der Verlegenheit ſah ſie hinaus, wo Agricola, die Hand leiſe am Pulſe Conrad's, von den Liebenden abgewendet ſaß.

Hingeriſſen vom Zauber nächtlicher Traulichkeit, war Lindenaſt in der Kammer dem Mädchen ſeines Herzens einen Schritt näher gekommen und, gleichſam mit beobachten wollend, lehnte er ſich mit erhobenem Arm an die Kante des Thürpfoſtens, auf Conrad über Cornelia hinwegzuſchauen, welche, den Zeigefinger auf dem granatrothen Munde, gleichſam Schweigen gebietend, lauſchte. Da krachte die Schwelle leiſe unter Lindenaſt's Ferſe. Beſorgt, daß Conrad's Ruhe geſtört werde, winkte Cornelia, den Blick neu forſchend auf den Vater werfend, Lindenaſt ab.

Conrad ſchlummerte ruhig fort.

Leiſe wendete ſich, den Finger noch immer auf dem Munde, Cornelia. Sanft wollte ſie die Hand, mit der ſie abgeboten und welche Lindenaſt mit Inbrunſt ergriffen hatte, entwinden. Er ließ aber ſein errungenes Kleinod nicht fahren. In milder Behauptung ſeines glücklichen Geſchickes drückte er ſie heißer und heißer an ſein hochſchlagendes Herz und zu neuen ſüßen Küſſen an ſeine Lippen.

„Cornelia!“ liſpelte er — kaum hörbar war das Wort — in unſäglicher Wonne.

Halb unſchlüſſig ſandte die holde Maid noch einen ſorgſamen Blick auf Agricola und den Vater. Dann, ihn auf den Geliebten lenkend, legte ſie dem Glücklichen die Linke auf ſein ſchwarzgelocktes Haupt, dabei ſie, ſich leicht und in anmuthiger Kühnheit zurückbeugend, auf ihn niederſah.

In dem Augenblick erhob ſich Agricola leiſe. Cornelia riß ſich in höchſter Beſtürzung von Lindenaſt los und eilte auf den Arzt zu.

„Was gibt es, gelehrter Herr?“ drängte ſie. „Iſt wieder Gefahr da?“

Agricola lächelte milde. Vom Pulſe Conrad's ablaſſend, ſah er Cornelien an. „Da iſt keine Gefahr mehr,“ ſagte er, Gott hat geholfen, gelobt ſei ſein Name — und geſund erwacht Euer Vater. Aber —“

„Aber —?“ fiel Cornelia ein.

Agricola deutete auf die Kammer und drohte freundlich mit dem Finger.

„Was meint Ihr?“ lallte Cornelia in leichter Verwirrung.

Agricola legte ihr die Hand auf die Schulter. „Schon recht!“ ſagte er tröſtend. „Der iſt ein edler, junger Mann. Wählt Den, ſo Ihr nicht ſchon gewählt habt. Ich wüßte keinen Trefflicheren in ganz Nürnberg.“

„Aber, gelehrter Herr,“ drängte Cornelia, „um des Himmels willen — ſtill, ſtill! Der Vater ſoll's nicht wiſſen — was hab' ich geſagt —? Ich wollte ſagen, Ihr irrt Euch — ich weiß wohl

nicht recht, was Ihr meint — habt — habt Ihr denn etwa was bemerkt?"

„Ja freilich!" ſagte Agricola.

„So!" fuhr Cornelia hold erſchrocken auf, „Ihr habt was bemerkt —? Ja, dann kann ich freilich nicht mehr wehren! — Aber Ihr ſeid fürwahr ein recht großer Mann. Ihr wißt und bemerkt, was — Ihr gar nicht geſehen habt"

„Das iſt ja unſere Kunſt!" entgegnete Agricola. „Das nennt man die Diagnoſis, ſo man aus den Umſtänden und Erſcheinungen auf den Fall ſchließt. Aber dießmal hatt' ich der Kunſt nicht vonnöthen." Er nahm Cornelia an der Hand und führte ſie gegen die Kammer, in welcher Lindenaſt beſtürzt Alles vernommen hatte. Agricola trat ein und ließ Cornelia vor ſich auf die Schwelle treten.

„Was ſoll das, gelehrter Herr?" ſagte ſie, ſich ſanft ſträubend.

Statt der Antwort nahm er ihre Rechte und deutete mit ihrem Zeigefinger geradeaus gegen Conrad. „Nun —" ſagte er, „was jetzt?"

„O heilige Mutter Gottes!" ſtammelte Cornelia. „Den Spiegel über Conrad's Bett — hab' ich ganz vergeſſen!"

„Ein Spiegel?" raunte Lindenaſt, ſich vorbeugend.

„Ja, ein Spiegel!" ſagte Agricola. „Aber ganz Nürnberg hätte in dieſen Spiegel ſchauen dürfen! Schämt und fürchtet Euch nicht!"

„O allergelehrteſter Herr," flehte Cornelia, „ich wollt's keinem Menſchen vertrauen, als dem Meiſter Lindenaſt ſelbſt, daß ich ihn liebe, meinem eigenen Herzen und Gott im Himmel — aber — 's will nicht verborgen bleiben. Jüngſt hat's der Dürer gemerkt und jetzt habt Ihr's wieder geſehen — das iſt recht ſchlimm!"

„Ja, das iſt freilich ſchlimm!" ſagte Agricola, „das iſt erſchrecklich ſchlimm!"

„Aber jetzt wiſſen es genug Leute," ſetzte Cornelia, Agricola

ſüß bittend, hinzu — „nicht wahr, kein Menſch erfährt's von Euch, und dem Vater ſagt Ihr's ſchon gar nicht, gelehrter Herr!"

„Was denkt Ihr, treffliche Jungfrau!" ſagte Agricola ernſt. „Lohnt nur dem Lindenaſt mit ewiger Treue ſeine Liebe. Er hat ſie heute wohl um Euch verdient. — Aber jetzt geht der Herr zur Ruhe! Ein Menſch, ſo drei Wunden hat, im Herzen eine und zwei in Arm und Hand, ſoll ſich wohl pflegen für künftige Zeiten. Auf der Stelle legt Ihr Euch!"

Dann ſchritt er wieder hinaus. Im Vorübergehen einen väterlichen Blick auf Cornelia werfend, ſagte er recht weihevoll: „Fromme, reine Liebe gefällt, wie Gott, ſo der Welt. Laßt's ja nit anders werden!"

„Nie, in meinem ganzen Leben nicht!" ſagte Cornelia mit ſüßer Heftigkeit.

Agricola ſaß im nächſten Augenblicke wieder bei Meiſter Conrad, ſeines Herzens Schlag leiſe prüfend und ſichtbar des Willens, die Liebenden nicht mehr zu beobachten.

Cornelia aber traute ihm doch nicht. Sie ſchlich ganz leiſe hinter ihn, beugte ſich ein wenig — und prüfte, ob er Das, was ſie thun wollte, im Spiegel an der Wand ſehen könne. Es ſchien ihr nicht möglich. Sie kehrte zurück. Haſtig riß ſie ihr Kiſſen vom Bett und warf es auf Lindenaſt's Lager zu Haupten. „Da!" ſagte ſie ganz leiſe. „So legt Euch doch endlich, Meiſter Lindenaſt!" herrſchte ſie ihn dann lauter an, damit es Agricola vernehme.

Lindenaſt warf ſich, ſo ſchnell er konnte, darnieder und ſagte: „Ich lieg' ſchon!"

Agricola ſchien wirklich Nichts bemerkt zu haben.

„Schlaft wohl," liſpelte jetzt Cornelia, „recht wohl, träumt — träumt glücklich! Über den Traum hinaus kommt's vielleicht nie mit unſerer Liebe! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" ſchmeichelte ihr Lindenaſt zu. „Schlafen werd' ich nicht. Die Wunde brennt. O, die Wunde brennt! Ich wüßte wohl einen guten Balſam, Cornelia!"

„Ihr leidet für mich —" fiel die holde Jungfrau ein. Sie ging einen Schritt auf ihn zu — aber es war ihr im Nu wieder anders gekommen. „Nein, dort der Vater, kaum der Gefahren entronnen —" so ging's ihr durch den Sinn. „Ich will beten für Euch!" ließ sie rasch fallen — und hinaus trat sie —

Sie setzte sich zu Conrad. Der Morgen traf sie an der Seite des Arztes —. kein Schlummer war über ihre Augen gekommen.

9.

Was dem Conrad widerfahren, das war auf des Soldknechtes Bericht schon früh Morgens von Mund zu Mund gelaufen.

Niemand wußte, wer der Thäter sei. Wohl riethen Einige oder mehr auf Fra Solina und Bölz, aber beweisen konnte es Keiner, und viel hütete man sich dazumal, Einem was Übles nachzusagen, denn gar hart wurde Der gestraft, welcher die Unwahrheit gesprochen.

Meister Conrad aber stand um die neunte Stunde in Mitte seiner Freunde Dürer, Frey und der Anderen, die Alle in liebevollster Sorge sich um sein Wohl und Weh erkundigten und, von Schrecken ergriffen, aus Cornelien's Mund erfuhren, wie sie gestern Abends Conrad gefunden und was er ihr weiter mitgetheilt. Die Trümmer der Instrumente sah Jedweder liegen, und was in der Nacht vorgegangen, ward auch genau berichtet.

Alle trösteten den edlen Meister, wollten ihn erheitern, versprachen Schutz, Trutz und Leben zu weihen und vor der Welt und des Himmels Richterstuhl zu treten mit ihm, als Zeugen seines trefflich geführten Lebens, seines Edelmuthes, seiner Freundlichkeit gegen den Wälschen. Auch zu aller Strafe erklärten sie sich, wie billig, bereit — an Fra Solina und seinem teuflischen Freunde Bölz. Denn daß Die bei Conrad gewesen seien, sagte er selbst. Daß aber der Überfall von ihnen ausgeübt worden, war außer Zweifel, wenn Einer Alles bedachte.

Conrad drückte ihnen, in tiefes, wehmuthsvolles Nachdenken verſunken, die Hände.

„O, ſeid nicht ſo tiefſinnig," flehte Lindenaſt, „oder ſagt, leidet Ihr noch?"

„Nicht mein Körper leidet," entgegnete Conrad. „Des Menſchen Kunſt und Gottes Hilfe hat mir den Tod erſpart. Ich bin Derſelbe, wie geſtern, ja kräftiger eh'. Meine Seele aber iſt krank. Laßt uns nur eine kleine Weile noch harren, bis Agricola kommt. Dann führt Ihr mich zum Burggrafen."

Er ergriff ſeine Rundmütze, ſetzte ſie auf und ſtand regungslos, auf ſeinen großen Stock geſtützt, da.

Erwartungsvolle Ruhe trat ein, nur hie und da von unwillkürlichem Geflüſter, wer wohl der fremde Ritter geweſen ſei, unterbrochen. Cornelia lehnte an Conrad. Ihr ſchönes Haupt hatte ſie auf ſeine Schulter geſtützt in ſüßkindlicher Umſchlingung.

Da vernahm man Bewegung und lautes Gemurmel in der Schildgaſſe.

Lindenaſt eilte an's Fenſter. „Was gibt's?" rief er. „Da kommt ein Zug wohlweiſer Rathsherren daher — viele Ritter ſind dabei und Kunſterfahrene die Menge — voraus der Stadtherold — Zwei mit den langen Trompeten dahinter und Kinder mit Lichtern!"

Die Freunde traten alle an's Fenſter.

„Da kommt Agricola," rief Dürer, „mit Einem vom Zug ſpricht er. Er wird Nachricht geben können, was das bedeutet — ſchon iſt er im Hauſe."

Entgegen eilten ihm Dürer und Lindenaſt und geleiteten ihn herauf.

„Was ſoll's da unten mit dem langen Zug?" kam es von allen Seiten.

„O Tag der Freuden nach der Nacht des Schreckens!" rief Agricola freudeglühend. „Nie in meinem Leben hab' ich ſo viele Wonne erlebt, denn heute! Einmal ſeh' ich Euch geſundet, der Ihr vor wenigen Stunden am Rande des Grabes war't: denn geprüft hab' ich mit der Chemie Künſten den Reſt des Trankes.

Der Rebe herzerfreuendes Gottesgeſchenk war verwandelt in teufliſcher Bosheit allerärgſte und wohlberechnete Mixtur! Alſo iſt der Beweis hergeſtellt, daß es Euch ſollte an's Leben gehen. Aber zwiefache Freude über mich — und Euch zumal, geliebter Meiſter! Denn wißt, was das Getümmel des frohlockenden Volkes bedeutet. Nichts Anderem gilt es, als Euerem Ruhme! In ſtolzem Zuge kommt der Edlen und Gelehrten, der Künſtler und wohlſinniger Bürger Zahl daher, Euch auf das Rathhaus zu führen, daſelbſt Euch Kaiſer Friedrich Gruß und Gunſt entbieten laſſen will und Geſchenke überreichen zur Nachfeier Eueres Geburtsfeſtes, als Deutſchlands trefflichſtem Meiſter in Euerer Kunſt. Viel hat er auch gehört von Euerem Sieg über den Wälſchen auf mancherlei Inſtrumentis und lohnen will er Euch dafür — damit die Menſchen nun erfahren, wie hoch er Euch halte!"

In unſägliche Freude brachen die treuen Freunde aus, den Meiſter umringend und ihm Glück wünſchend.

Ihm aber erheiterte ſich ſein Antlitz nicht.

Sein Haupt tief ſinken laſſend auf ſeine beiden Hände, konnt' er unausſprechlichen Seelenſchmerzes Gewalt nicht unterdrücken — und wie es ihm das Herz zerſprengen möchte in leiſem Schluchzen — das konnte wohl Jeder ſehen, war darob gar tief gerührt und wollte ihm aufhellen den großen Trübſinn.

Agricola ſprach: „Laßt ab, allbis ſich ſelbſt und allein ausgeglichen ſein Gemüth, das ſich von Schrecken und Jammer, Verzweiflung über ſchnöden Mordverſuch und Todesnähe nit ſo bald hinein finden mag in ſo wonnige Botſchaft und großes Glück. Mich und noch Einen aber laßt hinab eilen, daß wir die Boten der Herrſchaft hieſiger Reichsſtadt und des Geſandten empfangen, die gekommen ſind, den edlen Meiſter im Triumphe von dannen zu führen. Und kein Anderer ſoll mitgehen, als Ihr, Lindenaſt, deſſen Name mit Weihe genannt wird vom Volk, da Jeder ſehr wohl weiß, wie Ihr Euer Leben eingeſetzt zur Rettung der Pflegetochter unſeres geliebten Conrad!"

Einen fragenden Blick auf Cornelien ſandte Lindenaſt und,

ihrem ſüß gebieteriſchen Winke folgend, verließ er mit Agricola das Zimmer.

Wie wahr Agricola geſprochen, erſah Cornelia in wenigen Augenblicken.

Denn kaum war Lindenaſt aus dem Haus getreten, ſo erhob ſich freudiges Gemurmel und ſelbſt laut ausgeſprochenes Lob des jungen Meiſters. Zahlloſe Händedrücke und Zuwinken mit gelüpftem Hute begrüßten ihn von allen Seiten als einen geliebten, biederen Mann.

Wie himmliſch das Gefühl einer ſchönen That iſt, weiß Jeder, der auch nur eine vollbracht. Guter Menſchen lauten Beifall aber zu erfahren, das haben nicht Alle zu erleben; denn im Stillen thut es der Redliche, und ſelten weiß die Welt was davon. So viel großes Lob ward aber nun dem biedern, treuen Lindenaſt zu Theil, daß wir uns noch jetzt mitfreuen können für ihn und ſeine Geliebte, obſchon nah' an die vierhundert Jahre darüber verfloſſen.

In Kurzem langte der Abgeſandte des Rathes, ihm zur Seite Agricola und Lindenaſt, an. Darauf der Erſte ſprach:

„Anſo preiſe ich mich glücklich, edler Meiſter, Euch gute Botſchaft zu bringen und wahrhaften Gruß von hoch lobeſamer, treuer Reichsſtadt Vorſtänden. Viel freut ſich Alles, daß Ihr der Gefahr dieſer Nacht entronnen, davon der weiſe Agricola Meldung gethan. Laßt nun fahren jedwedes Trübſal und geht mit mir hinab, daß wir Euch im Triumphe führen auf das Rathhaus, alldort Ihr ſollt vernehmen, was gute Kunde Euch verleiht der Kaiſer. Aber kaum ſollt Ihr mehr erfreut ſein über ſo viel Ehre, denn wir alle Anderen hie zu Nürnberg, die Euch achten und ſchätzen ſeit langer Zeit — das auch nit anders werden ſoll bis an Euer ſeliges Ende und drüber!“

Meiſter Conrad ſtand ernſt da, die Hand auf's Herz gelegt. Dann ſagte er: „Des Kaiſers Wille und der Stadt will mir itzt wohl zu viel Ehre gönnen, da ihrer ſo Viele mich holen, der ich doch Nichts hab', als meine beſcheidene Kunſt — und ein ehrlich

Gemüth, wie's Jedweder ſoll haben und tragen in ſeiner Bruſt, der ſich einen Deutſchen nennt! — Aber meine Cornelia?" ſetzte er bei.

„Soll freilich nit ferne ſein, ſo ihr Vater geehrt wird," entgegnete des Rathes Geſandter. „Sie mag Euch, begleitet von einem Freunde Eueres Hauſes, auf das Rathhaus folgen."

„Soll ich?" fragte Cornelia den Vater.

„Komm' nur mit, mein Kind!" ſagte Meiſter Conrad. „Warum ſollſt du dich nicht deines Vaters Ehre erfreuen dürfen? Doch wie du biſt — kein beſſeres Gewand nimmſt du um. Mich will man ehren, doch nit wir dürfen groß thun mit des Himmels Fügung oder in thörichter Eitelkeit einhergehen und den Zorn böſer Seelen anſtacheln. Der Lindenaſt ſoll dich führen!"

Da durfte der Lindenaſt mit Cornelien gehen vor aller Menſchen Augen!

Der wußte freilich nicht, wie ihm geſchah.

„Und nun ſind wir bereit," ſagte Meiſter Conrad.

Er ſchritt hinab an Wohlgemuth's Arm, darauf zur Thüre unten hinaus.

Wahrlich, ihm fehlten die Händedrücke und der warme Zuruf der Menge nicht. Aus allen Fenſtern ſahen die Bürger und ihre Frauen und viel' Jungfrauen — die jüngeren mit feinen oder üppigen Antlitzen, blond die eine, oder braun die andere, je eine wieder ſchwarz gelockt — und die älteren mit geſchäftigen Lippen, von Fenſter nebenbei zu Fenſter geläufig ſchwätzend, viel deutend, die Hände in großer Verwunderung faltend und viel Zufriedenheit mit Conrad's Glück betheuernd.

Auf der Gaſſe aber ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

In Mitte ging Meiſter Conrad an Wohlgemuth's Arm — hinter ihnen die anderen Freunde, oft hinüber grüßend auf Lindenaſt und Cornelia, die, freudeglühend, glückſelige Blicke auf den alten Vater ſandte, oft ſchier von Thränen die ſchönen Augen überkommen.

Ei, da ruhten ja wohl überall in den Werkſtätten die Hämmer, Feilen und Blasbälge, und die Ahlen und die Scheeren flogen auch

weg bei Sanct Crinſpin's Jüngern und der ehrſamen Schneiderzunft, und was ſonſt noch war. Die Geſellen und die Meiſter, die Lehrjungen und die Knechte, Alles ließ ab von der Arbeit, rannte und drängte ſich vor das Haus und ſah mit ſtarker Verwunderung, wie der Meiſter Conrad einher ziehe, gleich einem rechten Helden oder König, den die Menſchen im Gepränge einholen, ihm Huldigung zu thun.

Viel lief Fra Solina's Namen durch die Reihen; unmuthig ſchwang Einer oder der Andere den Hammer, mit dem er etwan auf die Straße gelaufen, oder ballte die Fauſt, laut Dem drohend, der es wagen wollte, ferner ein Haar zu kränken an des ehrwürdigen Meiſter Conrad's Haupte.

Der ſchritt nun fürder, die Menge hindurch, und war es ein trefflicher Zug, ſo gen das Rathhaus hinablenkte — ganz voraus der Stadtherold, Zwei hinter drein mit wohlgezierten Trompeten, einen feinen Marſch blaſend, ſo gut ſie nur vermochten — denn wohl wußten ſie ja, daß Meiſter Conrad von der ſchlechten Muſica kein Freund ſei. Hinter dem Zug aber kam viel Volks im bunten Gedränge. Juſt traf ſich's auch, daß die Glocken von Sanct Sebald hernieder tönten zum gewöhnlichen Kirchengang — und nun fehlte traun Nichts, was die Herzen der Menſchen erhob und recht trefflich begeiſterte. Es war, als ob der Himmel ſelbſt zu der Feier ſeine Spende herab ſchicken wolle aus den klaren Lüften. Die Wenigſten riſſen ſich da los, faſt Jeder wollte ihn hinbegleiten, den alten Meiſter, zum Rathhaus und wieder zurück — und waren Sanct Sebald's Hallen lange nicht ſo arm an Andächtigen geweſen, als an dem Tag.

Da man aber in der Ferne das Haus anſichtig wurde, drin Fra Solina wohnte, begann's zu gähren und zu kochen in den Seelen, und faſt wildes Getümmel entſtand.

Denn ſo iſt's mit des Volkes Meinung, ob es weiß oder nicht weiß. Wer verfluchter That fähig gehalten wird, den will es leicht opfern, wär' er auch der That nicht überwieſen.

Fra Solina lehnte in der Ecke am Fenſter. Den Zug erblickend

und Meiſter Conrad — giftete ſich ſein Blut und außer ſich vor Staunen, daß Der, den er ſchon todt glaubte, daher komme im Siegesſchritt, wußte er erſt nicht, was beginnen.

„Hinunter," grollte er, „hinunter! Der Dolch ſoll ihn treffen in Mitte ſeines Triumphes!"

Er ſtürzte an die Thüre. Doch Beſinnung kehrte wieder.

„Nein — nein, zieh' hin," höhnte er, „bald ſeh' ich Dich doch wieder ziehen, um in der Flamme zu ſterben, und koſtete es mich all' mein Gold! Zeugen will ich aufbringen noch heute, daß du Zauberei treibſt!" Noch einmal eilte er an's Fenſter, bis der Zug vorüber war. Hinab dann die Treppe — und in den Mantel ſich hüllend, jagte er fort.

„Wohin, Meiſter Fra Solina?" fragte Einer, welcher dem Zuge nacheilte. „Wißt Ihr nicht, was Ehren Euerem Freunde Conrad vom Kaiſer begegnen? Kommt doch mit!"

„Viel Freude!" warf Fra Solina hin. „Doch muß ich zu einem Freunde, der ſchwer erkrankt iſt!"

Fort ſtürmte er.

Lange ſah ihm Jener nach, wandte ſich dann und beflügelte ſeine Schritte, nicht zu ſpät zur Feier zu kommen.

10.

Im Rathhausſaale waren nun die zur Feier Auserkorenen hinter und neben den oberſten Stadtleuten geordnet. Auch manches Ritters hochgeborenes Ehgemahl war in den vorderen Reihen zu ſehen. Cornelia aber ward mit ſeiner Art an einen guten Platz nächſt der reichen Patrizier Töchtern geführt und da gerne geſehen. Denn mit ihr war es, wie mit Conrad. Wer ſie ſah oder kannte, war ihr gut.

Als Conrad an Wohlgemuth's Arm vortrat, nahm ihn der Bürgermeiſter an der einen Hand, und der Burggraf, ſo von Cadolzburg herübergekommen war, an der anderen, und führten ihn Beide in die Mitte des Saales, wo nahe an der Wand der

fremde Ritter auf einem koſtbaren Teppiche ſtand — links von ihm ſein Soldknecht — und ein ſtädtiſcher mit einem großen Flammberg neben ihm. Hinter ihnen war der Reichsadler zu ſehen. Rechts vom Ritter aber ſtand ein mit rothem Sammt überworfener Tiſch, darauf die Geſchenke des Kaiſers bereit lagen. Dabei prangten zwei gefüllte, ſilberne Becher.

Ruhig war's bald ringsum und lauſchte Jedweder den Worten entgegen, die da aus des Geſandten Munde zu Tag kommen ſollten.

Der fing auch alsbald an und ſprach:

„Große Geneigtheit und Gunſt vom Kaiſer, unſerem Herrn, zuvor und gnädigſten Gruß an die geliebte Reichsſtadt, an Hoch und Nieder nach Maaß und Gebühr. Hiezu viel Dank und Freud' gelegt wird, daß Jeder ſich bemüht hat, der edlen Kunſt in aller Art hilfreiche Hand zu bieten, woraus viel Treffliches erwachſen iſt bis zu der Stund' und noch viel Gutes entkeimen ſoll in ſpäteren Zeiten. Was anbei die gottſelige Muſica betrifft, ſo habt Ihr, alſo ſpricht der Kaiſer, viel Glück erworben durch Meiſter Conrad, um den Euch gar jede Stadt im heiligen, römiſchen Reich ſattſam beneiden muß. Wie groß aber der Kaiſer die Kunſt achtet, faſt höher noch ſchlägt er an des Meiſters und zumal Ritters frommes, deutſches Gemüth, Schlichtheit und all' andere, große Tugend. Darob, ſpricht der Kaiſer, Ihr Euch nit minder freuen ſollt und werdet. Habt es auch treulich bewieſen, und empfiehlt er Euch denſelben zu weiterer, großer Lieb' und Hochſchätzung, damit er recht frohe Tage möcht' erleben, ſo weit ſie der Himmel will gewähren. Daß nun Euer Muth, Meiſter, feſt luſtig bleib' im Kampf, wie mit dem Wälſchen, ſo Allen, die künftig daher kommen, ſend't Euch der Kaiſer ein trefflich groß Fäßlein vom feu'rigſten Tokaier. Den ſollt Ihr trinken auf des Kaiſers Wohl und Geſundheit! Euch aber noch beſſer zu ehren, ſend't er Euch, edler Meiſter, alldieß, und das iſt — ein ſtarkes Schwert, von trefflichſter Arbeit — der Stahl blank, die Scheide künſtlich und reich mit Gold ausgeſchlagen und der Griff und Knauf von Silber. Das nehmt, dieweil Ihr ein Ritter ſeid

und, ſo Ihr auch nicht habt gekämpft in Schlachten, doch ſonſt gar gewaltig ſeid in Tugend und Wort, daß das ganze hölliſche Heer ſich zur Flucht wenden muß. Hier aber ſend't er Euch ſein drittes Geſchenk, und zwar für Eueren vielen Sieg und Triumph über Andere in Euerer Kunſt, als iſt: ein weißſammtener Rock, durch und durch wohl verbrämt mit reichſtem Pelz und allüberall ſtark durchwoben und geſtickt mit gut goldenen Bienen und Leiern. Die ſeien ein Zeichen, daß er erkenne, wie Euer Fleiß nie geraſtet hat, und damit Ihr reich wachſen laſſet die Wonne und Seligkeit in den Herzen der jetzigen Geſchlechter!

„Da aber der Kaiſer auch alles Euch Theueren eingedenk ſein will, ſo ſchickt er auch ein viertes Angebind' in hoher Gnade — für Euer Pflegetöchterlein, als iſt — ein ſtark güldenes Ringelein, mit einem funkelnden Sapphire geſchmückt. Das ſoll die Jungfrau tragen für ſtiller Tugend Preis und treue Pflege des Ernährers. Um ſo mehr mögt Ihr aber Beide ſchätzen des Kaiſers Gaben, als er ſparſam iſt mit Gunſt und Huld und nur da lohnt, wo es ganz am Ort iſt — ſo ihn auch gleich dabei Mancher verkennt, ihm viel Übles nachredet und ſonſt anfeindet!

„Alſo hab' ich erfüllt meine Pflicht, thu' Euch an das Gewand und gürt' Euch um das Schwert, was Glück und Geſandtſchaft ich mir erbeten hab' vom Kaiſer, meinem Herrn, damit ich mich freuen mög' des Ruhmes, der hier dem Freund meines Vaters wird, welcher in Gott ſchlaft. — Ich aber bin Georg, Graf von Schwangau, dem der Himmel ſo wohl gewollt, daß er ihm gegönnt, Euerer Pflegetochter Leben zu retten mit dieſer ſeiner Hand, und ſtoße nun an mit Euch auf des Kaiſers Wohl und Euerer Beiden neugeboren Glück — Leben — und Frieden auf dieſer Welt und in der anderen!"

„Ihr ſeid der Sohn meines geſchiedenen Freundes?" flüſterte Conrad. „Zwiefachen Dank meinem Kaiſer und Herrn!"

Ein donnerndes, dreimaliges Lebehoch der Menge folgte, die Trompeten ſchmetterten arg darein, und da war ein großes, freudiges Getümmel in dem Saal.

Conrad hielt des Abgesandten Rechte und drückte sie treuherzig. Dann ging Dieser zu Cornelia hin und führte sie, die in holdester Verwirrung sich erhoben, zu Conrad. Der steckte ihr den Ring an den Zeigefinger.

Als aber der erste Jubel beendet war und Cornelia, selbst betäubt, dem Vater mit süßen Worten ihren Glückwunsch brachte, da hatte sich Meister Conrad's Seele verdüstert.

Bald wankte er, von furchtbaren Gedanken durchzuckt, einen Schritt zurück — er zog Cornelia an sich, umschlang sie mit einem Arm und machte ein Zeichen, daß er gesonnen sei, zu sprechen.

Stille ward's ringsum.

Meister Conrad aber sagte: „Mir ward ja wohl weit größere Ehre erwiesen, als ich je geträumt und etwan verdient habe. Doch, was ich erreicht in der Kunst, glaubt der Kaiser auf menschlich redlichem Weg errungen, ohne schlimme Hilfe böser Geister. Wer ist hier, der anders dächte, und mich der Zauberei anklagte? Frei tret' er vor!"

„Was sprecht Ihr?" rief der Burggraf. „Wer wagt es, Euch so furchtbare Schmach anzuthun? Sagt an, und was die Stadt vermag, wird Euch an Schutz zu Theil, denn höllische Bosheit wär's, Euch das nachzusagen, der allerwegen auf Gottes Pfade gewandelt ist!"

Ein bejahendes, zugleich herausforderndes Gemurmel erfolgte von allen Seiten.

„Wohlan denn!" rief Conrad — hoch hatten sich ihm die Wangen gefärbt — „Ihr Oberen der Stadt, Ritter, Bürger und sonstige Männer! Was mir geschehen verflossenen Abend und im Lauf der Nacht, das wißt Ihr. Daß mir Gift gegeben wurde, hat der gelehrte Agricola bestättigt; daß meine Tochter entführt werden sollte, hat Zeugschaft, und von ihrer wundersamen Rettung habt Ihr Bericht. Aber das wißt Ihr nicht, daß mich Jener großer Verbrechen beschuldigt, dem ich's im freundlichen Wettstreite zuvorgethan, doch sonder Neid den Lorbeer gelassen hätt'. Hört mich also an! Der wälsche Meister schlich sich mit Bölz in mein

Haus, hat mir Fluch auf's Haupt geſchleudert, ſo ich Nürnberg nit verließe, und wollte mit ſataniſchen Reden mein Herz vergiften, weil ich ihm rieth, des böſen Bölz Umgang zu meiden. Drauf ſtellt' er mir den Feuerſtoß in die Zukunft, denn angeklagt ſoll ich werden der Zauberei, da es nicht möglich wär', mit ſo armſeliger Muſica die Herzen der Menſchen zum Preis zu beſtimmen. Verkünden wollten ſie auch, über was Teufelswerk ſie mich betroffen hätten, daß ich zu Schanden würde. Die drei Kreuze hätten ſie mir verkehrt auf die Thüre gezeichnet, und ſo ich nit bald Nürnberg verließe, ſollte mich der Dolch treffen unerwarteter Weiſe, eingraben wollen ſie mich heimlich, und alle Welt ſollt' glauben, der Zauberer ſei bei lebendigem Leib zur Hölle gefahren!"

Unmuthiges Gemurmel und Drohen trat ein, Keiner zweifelte nun mehr, daß der nächtliche Überfall nur von Fra Solina und Bölz herrühren könne, und daß ſicher ſie mehr, als jeder Andere, die böſe Kunſt üben möchten.

„Daß es ſo iſt, wie ich geſprochen," fuhr Meiſter Conrad fort, „darob mag Gott mir Zeuge ſein. Ob ſie ſelbſt dieſe Kunſt treiben, das will ich nit behaupten. Aber daß Fra Solina ſich der ſchwarzen Kunſt rühmt, das beſchwör' ich — und ſo die Stadt den Bölz in kurzer Zeit nicht als erſten Meiſter anerkennt, will er's über Nürnberg kommen laſſen, daß man von einem Ende der Welt davon ſpräche bis zum anderen. Deßgleichen will der Bölz nichts lieber ſehen, als den Satan in leibhaftiger Geſtalt."

Neues, großes Gemurmel erfolgte.

Conrad aber fuhr nach einer Weile fort: „Zwei Dinge ſind nun ſicher. Zu Nürnberg iſt meine Heimath zu Ende! In Gottes Hand übergeb' ich noch heut' meine Seel', ſo ich untergeh' — alsdann mein wahres Ende da iſt auf Erden — und zu Nürnberg. Oder ich ſiege, dann geh' ich aus freiem Antrieb fort von hie. Denn mir iſt's, als ob Gott es wollte und meine Seele mich von dannen zög'. Keine Gewalt ſoll mich hemmen und keine Freundſchaft! Was ich aber will, das vernehmt, und ſo Ihr glaubt, daß Blindheit nicht mit Feigheit gehen müſſe, und Gott

den Gerechteren ſchütze, will ich mich ſelbſt löſen von der furchtbaren Anklage — und Ihr Alle ſollt mir helfen, daß der Verleumder gezwungen werde, mir zu Recht zu ſtehen. Von hier weg geleitet Ihr mich zu Fra Solina, und wo immer er ſei, da forder' ich ihn auf zum Zweikampf — auf Gottesgericht! Ich will's wagen. Keiner ſoll mich hindern, geſchehen ſoll's! Geſchworen ſei's!"

Staunen und Grauen zugleich lag auf dem Antlitz der Menge ringsum. Schon während er ſprach, waren ihm Viele flehend in die Rede gefallen. Todtenſtille herrſchte aber jetzt ringsum.

Cornelia war in unſäglichem Schrecken auf ihn zugeeilt.

Der Burggraf nahm das Wort.

„Wohlan," ſprach Der, „wenn Fra Solina geſteht, daß er Euch der Zauberei beſchuldigt habe, oder es wiederholt, dann ſoll er Gottes Urtheil nicht entrinnen — das ſoll ſtatthaben vor Nürnberg an der Pegnitz Strand!"

„Nein, nein, dreimal nein!" fiel im heiligen Unmuth Meiſter Conrad ein. „Geſteht er es, ſo muß er den Gang mit mir machen — und leugnet er, ſo entgeht er mir nicht minder, denn wahr hab' ich geſprochen, das ſchwör' ich wieder. Nicht ungeſtraft ſoll er mich der Lüge zeihen. Beim dreieinigen Gotte ſchwör' ich, ich geh' zum Gottesgericht, wo immer ich ihn treff'!"

„Allmächtiger!" lallte Cornelia und ſank nieder.

„Rettet meine Tochter und nehmt ſie in Eueren Schutz!" rief Conrad. „Ich kann nicht helfen! Als ob ich einen Racheengel vor mir ſäh', der mir winkt, ſo iſt mir! Fort, fort, dieß des Kaiſers Schwert will ich einweihen im heiligen Kampf für meine Ehre — und Gott wird mich nicht verlaſſen!"

„Es ſei, der Himmel will's!" donnerte es von allen Seiten, im Sturm der Leidenſchaft außer Acht laſſend des Kaiſers Verbot, irgend einen Kampf zu Nürnberg auszufechten.

Conrad drängte ſich vorwärts im heiligen Grimm an Dürer's Arm. Nach drängten ſich die Ritter, Künſtler, die Bürger und Räthe. „Gott will es!" erſcholl es raſtlos von allen Seiten. „Fluch Fra Solina! Fluch Bölz! Wo ſind ſie — wo iſt Fra Solina?"

Da durften ſie nicht lange fragen, denn Der, welcher dem Wälſchen begegnet war, rief, er ſei zu einem ſchwer erkrankten Freunde geeilt. Damit könnte Bölz gemeint ſein, glaubte Jeder.

„Zum Bölz, zur Spitalgaſſe!“ erſcholl es. Hinab und hinaus in wildbewegtem Zuge ging es gen des Böhmen Werkſtatt.

Bald war die tobende Schaar dort angekommen.

„Aufgemacht!“ donnerte es von Außen, und da auf dreimaligen Ruf nicht geöffnet ward, brach das Volk, ſo ſich geſammelt, Verwünſchungen ſendend, die erſte Thüre ein, die zweite — und die dritte. Jetzt drängten ſich Conrad's Freunde, der Schwangauer, der Burggraf und die anderen Ritter und Stadtoberen vor, denn das Volk war raſend geworden und hätte den Wälſchen und Böhmen zerriſſen, wär' ihm freier Wille geblieben.

So ſtanden nun die Herren, Conrad an der Spitze, in der weiten Werkſtatt.

Den Bölz ſahen ſie, die Stirne verbunden, in der fernſten Ecke, halb von ſeinem Lager aufgerichtet und einen Hammer in der Hand, den er in der Eile ergriffen. An ihn klammerte ſich ſein Söhnlein. Fra Solina aber ſtand in der Mitte der Werkſtatt, die blanke, in Gift getauchte Klinge bereit haltend, ſein Leben theuer zu verkaufen.

„Was ſoll das?“ rief Bölz, verſuchend, ſeinen Hammer zu ſchwingen. Er vermochte es aber nicht. „Wer wagt es, das Haus eines freien Mannes mit Gewalt zu betreten —?!“

Die Antwort des Volks in wildem Geſchrei und Toben vernahm er nicht mehr. Denn, von furchtbarem Schmerz überkommen, ſank er ohnmächtig darnieder. Der Hammer polterte zu Boden. Fra Solina eilte auf ihn zu und wiederholte — ihn umſchlingend, die furchtbar funkelnden Blicke gegen die Menge gerichtet und mit dem Schwerte drohend — die Worte ſeines ſchlimmen Freundes mit wuthgezeichneten Lippen.

„Schlagt ihn todt!“ ſtürmte es vom Volk herein. „Nieder mit dem Wälſchen, der ehrliche Deutſche ſchmähen will — nieder mit dem böhmiſchen Teufel!“

Der Burggraf, die Ritter und die Anderen hatten Mühe, die Menge zurückzutreiben, und einige Zeit verstrich, ehe sie den argen Sturm zu bändigen vermochten. So war's dazumal zu Nürnberg, so ist's heute noch dort und aller Orten in den deutschen Landen, wenn's gilt. Denn wahrhaft deutsche Gemüther hassen üble Nachrede; wen sie da wahrhaft achten, den wollen sie schützen mit ihrem Blut oder rächen — und fremde Unbill zu ertragen, waren sie nie geneigt, wenn sie auch oft lange geplagt waren und sich, leider Gott, nicht helfen konnten vor fremder Übermacht beim wechselnden Kriegsglück oder vor allzuviel Herren und Häuptern in den eigenen Gauen.

Als es ruhig war und Fra Solina, das Schwert senkend, der Auskunft entgegen harrte, trat der Burggraf vor und sprach:

„Nicht sollt' es Euch wahrlich befremden, wälscher Meister, daß Ihr hier gar große Zahl Solcher seht, die übel auf Euch zu sprechen sind. Denn Ihr habt es selbst verschuldet. Hier steht Conrad, der Euch im ehrlichen Kampfe der Kunst besiegte. Den habt Ihr besucht auf Diebeswegen und ihm seine Instrumenta zerschlagen. Dem habt Ihr, so behauptet er und beweist der gelehrte Agricola, Gift in den Trank gemischt. Dem habt Ihr die Tochter zu rauben versucht; den habt Ihr mit Flüchen geschreckt und sein Haus mit drei verkehrten Kreuzen gezeichnet; dem habt Ihr beim Tode gedrohet, Nürnberg zu verlassen; den wollt Ihr anschuldigen der Zauberei, weil seine elende Musica sonst nimmer die Herzen der Menschen zu bethören vermöchte, und verkünden, über was Teufels Unfug Ihr ihn betroffen!"

„Lüge, Lüge, das ist elende Lüge!" schrie Fra Solina.

Conrad gerieth in wildeste Aufregung.

„Schweigt!" donnerte der Graf. „Fremdling, Ihr habt hie nicht ferner zu reden und zu rechten. So es Conrad nur mit einem Ja bestätigte, so glaubten wir's, denn nie hat er sein Wort gebrochen, seine Seele stand von jeher zum Wahren. Aber so ruft er selbst Gottes Zeugniß an, und nun gilt Euer Wehren

noch weniger und Euer Leugnen. Ihr seid ihm Genugthuung schuldig — und beim Himmel, Ihr sollt sie ihm nicht versagen!"

„Genugthuung," höhnte der Wälsche, „weil er schwört? Eid gegen Eid zu Euerem Gotte, der die Herzen prüft! Soll er mich erschlagen in der Secunde, wenn ich lüge! Ich habe das Alles nicht gethan. Ich schwör's bei Euerem allmächtigen, dreieinigen Gott!"

Entsetzenvolles Gemurmel stürzte zwischen diese frevelnden Worte.

Fra Solina aber, mit steigender Kühnheit, fuhr fort:

„Ich habe ihn nicht der Zauberei beschuldigt, habe seine Kunst nicht herabgesetzt! Aber ich beschuldige ihn jetzt der Zauberei! Denn unmöglich ist es für einen Blinden, das Wunderbare zu leisten, so Treffliches zu setzen und Anderen einzulernen, wie er gethan, ohne böse Kräfte zu kennen! Wer wagt, das besser zu wissen, so ich der größte Meister bin und wohl weiß, was Einer mag leisten bei sehenden Augen, vielweniger bei erblindeten? Hier vor dem Volk und Rittern, den Herren des Gerichtes, den Stadtleuten und den Künstlern beschwöre ich es, daß ich nicht anders denken kann — dabei ich Schlimmeres nicht thu', als er gethan, da er meinen Freund Bölz der Zauberei beschuldigte!"

Ein furchtbarer Sturm erfolgte und bis weit hinaus in die Flur tobte das Volk: „Der treibt's auch mit dem Bösen!"

„Der treibt's mit dem Bösen —?" rief Fra Solina noch frecher. „Ihr Tölpel, möcht' ich mich fast Euerer Narrheit schämen! Geht her und seht, was da zu finden ist! Seht Ihr die Schnitzwerke, seht Ihr die Bilder, seht Ihr die Arbeit aus Stein und Erz? Das hat er geschaffen in fünf Jahren, die er einsam hier zubrachte in Sorgen und rastlosem Fleiß, auf daß die Meister Nürnbergs mit einem Schlage ihm den Vorrang lassen sollten! Er ist ein Ehrenmann, und ehe möchte er sein Leben opfern, denn einem Menschen Unrecht zufügen!"

„Und woher hat er die Wunde an der Stirne?“ donnerte der Burggraf. „Nicht vom Überfall dieſer Nacht? — Sprecht, kecker Abenteurer!“

Fra Solina's Blicke wandten ſich auf Bölz. Er erbleichte.

„Ha, lügt Ihr nicht?“ fuhr der Graf mit gewaltiger Stimme fort. „Wollt Ihr noch leugnen, da die blutige Spur ſein und Euer Verbrechen weiſt?“

„Lüge, Lüge!“ fiel Fra Solina ein. „Ihr ſeid Verräther, Undankbare, Verleumder ſeid Ihr! Denn wißt: er war es, der Euerer Pflegetochter das Leben zu retten verſuchte, und ich zugleich, im Augenblicke, da drei Elende ihr Gewalt anthun wollten! Und die Drei waren Der dort, den Ihr den ſchönen Lindenaſt nennt, und zu Roß zwei Reiter! Ha, freuen mich doch die Streiche, die ich dem ſchönen Meiſter verſetzte — viel Schade, daß es dem Frevler nicht das Leben gekoſtet!“

Er konnte die Worte kaum ausſprechen, denn ein gräßliches Geſchrei der Wuth über dieſe augenſcheinliche Lüge brach los, und kaum vermochten die Ritter und Herren wieder, das neu eindringende Volk zu ſtillen — gar gut war das neuerdings aufgelegt, den Wälſchen in Stücke zu zerreißen.

Nun aber ſchritt der Burggraf und Georg von der Schwanenburg gegen Fra Solina. Hoch hoben ſie die Schwerter in der Linken und in der Rechten den Handſchuh.

Erwartungsvolle Stille trat ein.

Der Burggraf aber ſprach:

„So habt Ihr gelogen in Euer Herz, gelogen in Euere Seele, gelogen in Euer ewiges Leben, ſo wohl nichts Anderes ſein wird, als ewige Verdammniß! Alſo, Herr Ritter aus Wälſchland, ſtehen wir, ſo wie wir hier ſind, Euch Alle zur Rede zu jeder Stunde, und in Aller Namen werfen wir Euch den Handſchuh hin zum Kampfe, bis Einer fleht um ſein Leben!“

Er that, wie er geſprochen, und der Schwangauer deßgleichen.

Jener aber fuhr fort:

„So hab' ich Euch gefordert zum Kampfe mit Jedwedem von

uns, denn wir Alle glauben nur Conrad's Worten. Er *ſelbſt* aber fordert Euch *für ſich* zum Zweikampf. Alſo werfen wir Euch in ſeinem Namen hier den Handſchuh zum zweiten Mal hin, wie er ſelbſt zum dritten Mal thut!"

Beide hoben die Handſchuhe auf und ſchleuderten ſie zum zweiten Mal hin.

Meiſter Conrad aber trat an Lindenaſt's Arm vor und that deßgleichen.

Arges Gelächter ließ Fra Solina erſchallen.

„Ich mich mit dieſem Greiſe ſchlagen?" ſpottete er. „Ich, deſſen jugendfriſcher Arm eh' Bäume bräche, eh' Felſen ſchleuderte? Ich, deſſen Auge den Geier in der Luft ſieht, ſo jedes Auge kein Pünktlein mehr erſchaut? Ha, eher denn Dieß würf' ich weg mein Schwert und ſpielte Fangens mit ihm, wie die jungen Bälge mit den Müttern in den Kinderſtuben! Ich verachte ihn und Euch! Ihr ſeid Deutſche und auf der deutſchen Seite, hart wollt Ihr den Fremden zuſetzen und ſie verderben, und wißt es nicht einmal anzufaſſen! Nein, nein, dreimal nein! Mit Euch will ich fechten, mit Euch Allen zugleich" — er hob zwei Handſchuhe auf — „und bald ſollt Ihr ſehen, ob *ich* länger lebe oder *Ihr* — aber mit *Dieſem* da nimmer!"

Meiſter Conrad trat einen Schritt näher.

„Mit *Dieſen* ſollt Ihr *nicht* fechten," rief er, — und gleich den gewaltigen Helden der Sagenzeit richtete er ſich auf in wahrer Hoheit, „gerade mit *mir* ſollt Ihr's! Ich ſchein' Euch zu ſehr im Vortheil?! — Wohlan denn — Ihr ſollt wohl Nichts voraus haben! Nicht des Schwertes Kunſt, ſondern *Gott ſelbſt* ſoll ja die Streiche führen. Ich bin blind. So ſeid denn *Ihr* blind, wie ich! Mit bedecktem Antlitz mögt Ihr fechten — *blind* gegen *blind*. Laßt ſehen, wer ſiegt. Kein weltlicher Zweikampf ſoll es ſein — — ein *Gottesgericht*!"

Großes Getümmel der Menge folgte auf dieſe Rede.

„Er *muß* kämpfen!" ſcholl es und brauſte es von allen Seiten. Was Schwerter führte, hob ſie in die Luft,

und drohende Mahnung, den Handschuh Conrad's zu nehmen, folgte nach.

Fra Solina stand in wuthvoller Zerknirschung da.

Solches hatte er nicht erwartet.

Die eiserne Nothwendigkeit war mit furchtbarem Ernst an ihn getreten, und einen Augenblick dachte er an die Möglichkeit, daß Gott sich des Redlichen annehmen könne. Da erinnerte er sich rasch seines gegifteten Schwerts und zumal seines Dolchs. Er gedachte, es zum Ringen zu führen und Meister Conrad im günstigen Augenblick einen Stoß zu versetzen, daß er unrettbar des Todes erbleiche.

„So sei es denn!" rief er. „Ich nehm' ihn auf, den Handschuh, verbindet mir die Augen, und so er in Kurzem dahinfällt, so schleppt ihn fort, ehe ich meiner Augen wieder Herr werde, daß ich ihn nicht mehr sehe, den Thoren, der seinen Tod findet durch Menschenhand, statt daß Gott ihn rettet."

„Allmächtiger!" flehte Conrad, mit Grauen die Hände zusammenschlagend. „Keine Wunder brauchst du, denn die Schöpfung ist ihrer voll. Aber hier zeig' deinen Willen und gib mir den Sieg, denn mehr ist's dein Ruhm, denn meine Ehre, darum es sich hier handelt, weil er vermeint, du wärst nicht der Herr aller Gedanken und wüßtest nicht das Geheimste!"

Er kniete nieder und betete, während der Schwangauer und der Burggraf hintraten, des Wälschen Augen mit einer Schärpe dicht und fest zu bedecken.

„Haltet!" rief Fra Solina, seine Blicke auf Bölz wendend, und eilte auf ihn zu, der, aus seiner Ohnmacht erwachend, mit unsäglicher Mühe sich ein wenig aufrichtete.

„Was geht hier vor?" quälte Bölz von den Lippen. „Seid Ihr noch hier, Ihr Schurken?"

„Kampf gibt es," rief Solina, „Kampf — und für Euch nicht minder, denn mich! Einen Gotteskampf!"

„Einen Gotteskampf?" höhnte Bölz, ein lautes Gelächter aufschlagen wollend, das er aber nicht zu Ende brachte. Denn,

von neuen Schmerzen überkommen, fuhr er mit beiden Händen zum Kopf und sank unter Stöhnen wieder zurück.

„Jetzt gilt es!“ rief Solina. „Kommt her, Ihr deutschen Herren, in viel Stücken so blind, wie Euer gepriesener Meister. Laßt uns nit länger harren — blendet mich!“

Alsbald ward das Volk noch weiter zurückgedrängt. Die Binde bedeckte Solina's Augen — die Ritter und Herren zogen sich zum Eingang an die hohe Thorthüre — und die beiden Kämpfer standen sich gegenüber.

In diesem Augenblicke erklang der flehende Ruf einer weiblichen Stimme.

Es war die Cornelia's.

Aus ihrer Betäubung erwacht, war sie nachgeeilt und versuchte, durch das Volk zu dringen. Aber vergeblich war ihr angstvolles Rufen uud ihre Bemühung. Und das Unabwendbare konnte sie auch sonst nicht hemmen.

Wohl erkannte Conrad ihre Stimme und rief: „Hier gilt Gott und keines Menschen Flehen — helft meiner unschuldigen Tochter, so ich falle — Gott sei mir gnädig und Maria — ich schlag' los!“

Da fiel rasch das Zeichen durch den Burggrafen — und die beiden Kämpfer stürzten gegen einander.

Da war's, als ob Meister Conrad sehend wäre und eines Cherubs Hand die seine lenke, mittlerweile Fra Solina nur leere Hiebe in die Luft führte und, wenn er je traf, nur an die Klinge des Deutschen streifte.

Ergrimmt drang Conrad im Riesenschwunge seines Schwertes vorwärts, dabei der Wälsche, sein Andringen wohl verspürend, bald an mehren Orten verwundet war. Unvermögend, dem wunderbaren Angriffe zu widerstehen, sprang Fra Solina hinweg — vermeinend, den Gegner von einer anderen Seite zu erreichen. Conrad, aufglühend wie in frischester Jugendkraft und begreifend die Größe des Augenblickes, der seinen Ritterberuf auf alle Zeiten feststellen sollte, folgte ihm nach dem Eindrucke des Geräusches. Dem

Anderen blieb das nicht unbekannt, und er ſuchte Conrad durch bloße Vertheidigung und beſtändige Flucht zu ermüden. Aber die Kraft Conrad's nahm nicht ab.

„Ha, Euere Liſt erkenne ich!“ rief er drohend. „Doch ſie ſoll Euch Nichts helfen!“

Mit Kreishieben nach allen Seiten, würdig des auserleſenſten Streiters, verfolgte er ihn. Verzweiflung packte den Wälſchen, denn Wunde traf neben Wunde. Er verſuchte, wuthſchnaubend, ſeine Liſt zum anderen Male. Mit leiſen Schritten entfernte er ſich, ſo daß Jener getäuſcht wurde und ihn eine Zeit lang verlor.

Nun begann, wie's Jeder nahm, Gottes Urtheil.

Während Conrad in allen Winkeln Fra Solina mit unabläſſigen Streichen ſuchte, ſchlug er, was da umher ſtand, zu Boden, und hinkollerten, polterten und zerkrachten die Werke, eins um's andere, dran der böſe Bölz fünf Jahre geſchaffen, und an die in der furchtbaren Stunde kein Einziger dachte.

Laut auf heulte der junge Bölz, aber freudiger Aufruhr brach dafür vom Volke herein, ſobald ein Werk niedergeſchmettert ward, und Keiner zweifelte mehr an Conrad's Siege.

Der war auch ſeinem Gegner bald wieder zu Leibe gekommen, und Nichts vermochte jetzt mehr, dieſen zu retten. Zurückgetrieben unter großem Hohn der Menge in eine Ecke, vertheidigte ſich Fra Solina nur mehr ſchwach. Er fühlte, daß er ſich an einem großen Bildwerke befinde, und ſuchte in Verzweiflung, ſich hinter daſſelbe zu retten. Ein gewaltiger Streich Conrad's ſchmetterte nun erſt das Kunſtwerk zuſammen, ein zweiter aber jagte die Klinge in Fra Solina's Haupt, daß er brüllend vor Schmerz zuſammenſtürzte. In ungeheuerer Wuth ſammelte er die letzten Kräfte und ſchleuderte ſein Schwert gerade aus, um Conrad zu durchbohren — aber es flog vorüber und fiel machtlos zu Boden.

„Gott hat gerichtet!“ donnerte es in ſtürmiſchem Jubelgeſchrei, während die Menge hereinſtürzte, ſo daß es den böſen Bölz aus ſeiner Betäubung aufrüttelte.

Als Der nach einer Weile, geſtützt auf beide Hände, ſich mühſam ein wenig aufraffte und die ſtarren Blicke prüfend entlang zwängte — ſah er Conrad auf ſeinen Knieen, die Arme gegen Himmel gehoben — und Alle, die hereingedrungen, ringsum gleichfalls auf ihren Knieen in tiefſter Andacht.

„Was ſoll das?“ keuchte er. „Was iſt geſchehen —?!“

Mit allem Kraftaufwand quälte er ſich vom Lager herab, es mit beiden Händen feſthaltend. „Fluch, Fluch Euch Allen,“ ſtöhnte er, „Fluch! — Fra Solina — was iſt's mit Fra Solina?!“

Zurück wichen, in Scheue vor ihm und ſtatt der Antwort Die, welche vor dem wälſchen Meiſter ſtanden.

Bölz ſah den Freund in ſeinem Blut — und ſein eigenes, beſtes Meiſterwerk in Trümmern neben ihm.

Schwankend in nahender Ohnmacht, in größter Verzweiflung ließ er ab vom Lager. Sein Söhnlein ſtützte ihn, aber er ſchob es ergrimmt zurück. In die Haare fuhr er mit beiden Händen — laut auf heulte er, die Blicke auf den Gegenſtand ſeines Schreckens geheftet. „Die Hölle über Euch — die Hölle!“ ſchrie er. Es ſchwindelte ihm. Zuſammen ſtürzte er. „Fluch,“ lallte er, „Fluch!“ Schaum war ihm vor die Lippen getreten — wie todt lag er da.

Die Reihen aber lichteten ſich — und Conrad entgegen eilte Cornelia.

„Mein Vater,“ ſchluchzte ſie, ſich hinwerfend und ihn umſchlingend, „o mein Vater! Biſt du gerettet? Biſt du unverletzt —?“

„Gott hat gerichtet,“ ſagte Conrad leiſe, in heißem Danke die blinden Augen empor richtend und das blutige Schwert gegen Himmel hebend. „Ich hab' geſiegt durch Gottes Hilfe, nicht meine Kraft. Ich lebe und bin unverletzt!“ Das Schwert entſank ihm, und beide Hände legte er auf das Haupt der geliebten Pflegetochter, ſein eigenes darauf ſenkend. „Gerächt biſt auch du!“ liſpelte er — —

11.

„Alſo Nichts auf dieſer Welt kann ihn aufhalten — unſer letztes Mittel, ihn durch die Entdeckung unſerer Liebe zu feſſeln, verſchmäht Ihr — Ihr geht mit ihm, o meine Cornelia?!“

Das war vier Wochen ſpäter. Lindenaſt hatte die Zeit erſehen, Cornelien allein zu treffen.

Mit kummerbleichem Antlitz ſtand er vor der Maid ſeines Herzens und wehmuthsvoll ſprach er dieſe Worte.

Cornelia verneinte mit ſtummer Geberde. „Ich darf ihn nicht zurückhalten,“ ſagte ſie dann — „er ſagt, etwas Unbegreifliches zieh' ihn fort von hier.“

„O, wie grauſam ſeid Ihr!“ ſprach Lindenaſt. „Bleibt, bleibt! Iſt mir doch das Leben ohne Euch Nichts!“

„Und iſt es denn mir Etwas werth ohne Euch?“ entgegnete ſie, ihm die Hand bietend — Thränen ſtanden in ihren Augen — „Es kann nicht ſein!“ Sie ſank an den Erker, das Geſicht bedeckend.

„Ihr weint?“ rief Lindenaſt, ihr zu Füßen ſinkend. „O meine Cornelia, Ihr liebt mich — und glaubt, mich verlaſſen zu können? O, daß Ihr's nicht bereut! Zu viel bürdet Ihr Euch auf! Und ich werd' es auch nicht ertragen!“

Cornelia ſtand auf. Sie nahm das Crucifix von der Wand, das ſie dem Conrad geſchenkt hatten. „Und was hat Der ertragen?“ ſprach ſie ernſt. In ihrem ſchönen Auge ſtrahlte das Licht frommer, hoher Begeiſterung. Dann ſtand ſie vor Lindenaſt, gleich einem Engel, im Ausdrucke großer Liebe und großen Vorwurfes zugleich.

Der junge Meiſter heftete ſeine Blicke auf das Kreuz. Er nahm es aus ihrer Hand und drückte es an die Lippen. Drauf ſich erhebend, ſprach er: „Wohlan, es ſei! Er hat mehr gelitten — und größere Kümmerniß erduldet. Bei Dem, zu deſſen Erinnerung dieß Bild geſchaffen iſt, verſpreche ich, Euch von

hinnen ziehen zu laſſen ohne fernere Klage — und dennoch an Euerer Liebe nicht zu zweifeln. Mein Herz will ich Euch bewahren, ſolltet Ihr auch nie mein werden können im Sinne der Menſchen. Aber zerreißt auch Ihr nie das geiſtige Band, das wir geknüpft — damit ſich drüben doch unſere Seelen treffen, wo ſie Nichts mehr trennen wird!" Die Arme gedehnt, hatte er die letzten Worte geſprochen. „Iſt es ſo recht, meine geliebte Cornelia?" liſpelte er mit bewegter Stimme.

„O Freund meiner Seele!" rief die Jungfrau. Unwiderſtehlich zog es ſie zu der frommen Worte Spender. Ihre Arme in hoher Rührung erhebend, trat ſie ihm näher. „O mein Geliebter!" lallte ſie. Schluchzend ſank ſie an ſeine Bruſt.

Lippe glühte an Lippe.

Das war ein ſüßer, frommer Kuß. Den durfte Gott im Himmel ſehen.

12.

Wohl war's wenige Tage drauf, als ob Jedwedem, der zu Conrad's Freunden zählte, des Lebens Freuden alle verdorben ſeien. Auch viel Menge Anderer konnte ſich nicht zurecht finden, daß der geliebte Meiſter Conrad von Nürnberg geſchieden ſei. Wollt' es auch Mancher nicht glauben und meinte, er müſſe von ſelbſt wieder zurückkehren.

Aber dem war doch nicht ſo. Er war fort, um nimmer wieder zurückzukommen, und that mit Cornelia auf der Heerſtraße ſeine friedliche Reiſe dahin, feſt entſchloſſen, da zu bleiben, wo es ihm zuerſt ſein Herz feßle. Anders doch vermeinte er nicht, als es müſſe ihm erſt zu München wohl zu Muthe werden, denn in dieſe Stadt zog's ihn recht ſelig gewaltſam — — — —

Zu Nürnberg aber vermochte an demſelben Tage der böſe Bölz zum erſten Mal die Werkſtatt zu verlaſſen, drin er ſich ſelbſt mit mancherlei Pflaſter und vielen Salben zu heilen vermeinte, dafür ihm zeitweiſe wilder Schmerz im Gehirn tobte, und ſeine Sinne oft wie von Wahnſinn verwirrt wurden. Niemand, ſein

Söhnlein ausgenommen, hatte er die ganze Zeit über geſehen. Am Wenigſten Fra Solina, der, von eines fahrenden Quackſalbers Kunſt geflickt, um dieſelbe Zeit noch nicht wieder erſtanden war. Zu Dem trieb es ihn aber jetzt nimmer. Ein grimmiger Haß gegen ihn war vielmehr in Bölz entbrannt. Denn ſchlimm hatten ſich die drei Kreuze auf Conrad's Thüre und des Wälſchen ſonſtige Liſt bewährt. Dazu war vieler Jahre Müh' und Arbeit zerſtört. Furchtbare Vorſätze hatte er in ſeiner Seele aufgefaßt, und nichts Geringerem galt es, als Conrad — nicht minder aber Fra Solina zu vernichten.

Eben ergriff er ſeinen großen Ahornſtock und wollte zur Thür' hinaus, die ihm Wenzel, ſein Sohn, öffnete, als ihm der alte Dürer, Lindenaſt, Wohlgemuth, Kraft, Frey und der Schön entgegen traten.

„Was wollt Ihr?" grinſte Bölz ſie an. „Euch erkundigen, ob ich ſchon geſpeiſt bin von den elenden Schmarotzern an des Leibes wohl gedeckter Tafel? Nein, Ihr Herren, ich bin wohlauf und guten Muths, Ihr habt Euch zu früh gefreut. Hier ſteht der Bölz, ſtark wie ehevor! Thut ab die gewaltige Wonne, denn der Streit hat noch kein Ende, und Euch zum Trotze leb' ich — und ſtürb' nur, wüßt' ich, daß ich Euch damit grämen könnt'! Dem iſt aber nicht ſo, wie viel ich weiß. Oder hättet Ihr mich gerne von Nürnberg fort —? Geduld, Geduld, Ihr Herren! Seht Ihr die Scherben und Stücke? Haha! ſeht Ihr? Glaubt Ihr, das bleibt ſo? O, ſorgt nicht, ich hab' Muth und Geduld, und eh' Ihr Euch ganz verſenkt in Eueres Ruhmes große Pracht, hab' ich wieder eine Werkſtatt voll, die mir kein Wälſcher ſoll zerſchlagen — und kein deutſcher Schelm!"

Mit Gewalt wollte er die Thüre zudrücken, aber die Meiſter traten dennoch ein

„Was die Hölle —" geiferte Bölz, „was ſoll das? Soll ich Euch die Köpfe zerklopfen —?"

„Iſt nit vonnöthen!" ſagte Dürer. „Hört ruhig und urtheilt dann. Vielleicht werdet Ihr gehäbiger. Meiſter Conrad hat Euch

im Gotteskampf ſonder Willen Euere Arbeit vernichtet. Traun, es war Fügung des Himmels, wie auch, daß der Wälſche erlag. Doch weiß Conrad, wie viel Leids geſchieht einem Manne, dem das Beſte vernichtet wird, was er braucht zur Kunſt — habt Ihr ihm ja ſelbſt ſeine theueren Inſtrumenta zerſchlagen — um ſo viel mehr, was damit geſchaffen ward. Alſo iſt er heute nit fortgezogen von Nürnberg, ohne Euch nach ſeinen Kräften Erſatz zu geben. Denn nicht Euere irdiſchen Werke feindete er an. Hier iſt aus des Meiſters Auftrag' die Hälfte ſeiner ganzen Habe — zweihundert Goldgulden. Die nehmt und denkt gut von Dem, der wahrlich nichts Böſes verdient, und dem wir Alle ſehnſüchtig nachſchauen, nun er dahin zieht, um nie wieder zu kommen."

„Das könnt' ja wohl ein böſes Herz bekehren," ſagte Bölz milder. „Und wohin wandte ſich der großmüthige Mann, Ihr Herren?" ſetzte er bei.

„Gen München," verſetzte Dürer, ihm das Gold gebend.

„Deß wird ſich Herzog Albertus freuen," rief Bölz, „denn er iſt ein großer Muſikus, ſo auch ſein Ehegeſponſe nit tanzt, wie er pfeift. So, alſo iſt er fort, der Geiger mit dem Heiligenſchein, der Orgler, daß ſich die Engelein die Ohren verhalten? Hahaha! Und mit Gold," fuhr er auf, „mit Gold will er mir meiner Seele Jammer abkaufen? Ich verachte ſein Gold! Macht, daß Ihr Euerer Wege geht, oder ich zerſchmettere Euch Euere Schädel, Ihr verfeimtes, Ihr heuchleriſch, Ihr augenverdrehend Schelmenpack!" Dabei ſchleuderte er das Gold durch die Thüre.

„Für das Gold wird ſich ein Herr finden," ſprach Dürer ruhig. „Die Armen ſollen für Euch beten."

„Das ſollen Sie bleiben laſſen!" ſchrie Bölz. „Macht, daß Ihr mein Haus verlaßt, oder ſie ſollen für Euere armen Seelen beten!" Er eilte mit großen Schritten auf ſeinen Rieſenhammer zu.

Furchtlos ſtanden die Meiſter da und ſprachen dann Alle, wie aus einem Munde: „Gott ſei Euch gnädig und ſeine Heiligen!"

Drauf verließen ſie die Werkſtatt.

„Wollt Ihr mich höhnen?" donnerte ihnen Bölz zu. „Oder

glaubt Ihr, ich fürchte Euch? Ganz Nürnberg fürcht' ich nicht! Und wollt Ihr sehen, wie ich den Conrad achte, könnt Ihr mich sehen auf der Burg beim Mittagläuten, Ihr verdammten Kopfhänger und blassen Nazarener!" Sein Hammer sauste in hohem Schwung durch die Luft. An der Schwelle fiel er nieder.

Im nächsten Augenblick jagte die Thür' in's Schloß.

Die Meister hoben gemach das Gold von der Straße auf. Ihrer Wege gingen sie zum vielbelobten Schreier, Sanct Sebald's Kirchenmeister. Dem lagen die Armen am Herzen. Der wußte bald, wohin mit den Goldgulden.

Als von Sanct Sebald die Mittagsstunde herniedertönte, erinnerte sich Bölz, obschon wieder von der Sinne arger Verwirrung ergriffen, seines Wortes. Er rannte fort, die Haare zerrauft, und keuchte hinauf den Paniersberg zur Veste.

Wild bewegt war die Luft geworden, daß die Bäume sich bogen und ächzten, und die Wetterhähne durch Mark und Bein knarrten.

Auf die Mauer stieg Bölz, ein schallendes Gelächter schlug er auf und schrie in seinem Irrsinn: „Fahrt hin, Meister Conrad, gen München, der Sturm trag' Euch nach meinem Wunsch! Wohl geh' es Euch, als wär' der Satan mit auf Euerer Fahrt! Grämt Euch nit zu sehr um mich, die Berge bleiben von einander, aber die Menschen rücken zusammen. Gut's Muth's, Meister Conrad — der Bölz kommt schon nach!"

Ein teuflisches Gelächter ließ er auf's Neue erfolgen, daß er sich bog.

Da erfaßte ihn des Wahnsinns wildeste Gewalt. Wie Feuer fuhr es ihm durch das Gehirn. Ein gräßlicher Schwindel packte ihn. „Ist die Hölle hinter mir?" schrie er — er wollte sich halten, aber der Sturm, furchtbar anfbrausend, schüttelte ihn mit Riesengewalt. Er schlug über — und hinunter in den Abgrund, laut heulend, stürzte er. Zerschmettert lag er da.

Bald drängte sich's hinauf zur Burg. Mit starrem Blicke sahen hinab die Menschen auf ihn. Sein Maaß war voll geworden.

Der ward ſonder Sang und Klang begraben.

Wo ſie ihn zu Grabe legten, ward Keinem wohl zu Muth. Die da vorübergingen, bekreuzten ſich — die Weiber und die Männer — bis in ſpäte Zeiten — —

13.

Zu München, unfern dem ſchönen Thurme, den ſie vernichtet haben, ſie haben wohl kaum gewußt, warum — unfern davon, gerade wo es bei den Auguſtinern einbiegt in's enge Gäßlein, ſtand dazumal ein treffliches Erkerhaus. Da war eine gute Herberge, und wer von wohlhabenderen Leuten, reiſend oder ſonſt aus der Nähe, fürbaß kam, der trat nicht leicht in ein anderes Haus, ſofern ihn nicht eines Bürgers Gaſtfreundſchaft frei aufnahm und verpflegte.

Dazumal ſchrieb ſich Keiner in ein dickes Buch, daraus man alsbald auf das Sicherſte erfahren möchte, es ſei wieder Einer mehr auf der Welt und in lobſamer Stadt. Alſo erfuhr es auch nicht ſogleich Jeder, wer der alte Mann ſei, der vor etlichen Stunden mit ſeiner ſchönen Tochter eingetroffen. Wär' es aber bekannt geweſen, ſo hätten ſie ihn nicht die kürzeſte Zeit in der Herberge gelaſſen, das dürft Ihr mir glauben, ſondern ihn mit Freud' und großen Ehren von hinnen geführt in der reichſten Angeſeſſenen Häuſer. Denn das war zu allen Zeiten ein trefflicher Zug an den Münchnern, daß ſie Gaſtfreundſchaft übten, und um einen ſolchen Mann ſchon gar hätten ſich die Geringen gerauft und die Anderen auch, weil ſie ehrenfeſte Menſchen inſonderheit liebten, und nebenbei die Muſica zu tiefſt in ihren Herzen Wurzeln geſchlagen hat. Was Großes mit Conrad zu Nürnberg vorgefallen, das war zu München in jedes Kindes Mund. Alſo hätt' es da keine Noth gehabt. So aber war ſein Hierſein ein Geheimniß, und fanden ſich auch ſo viele Ritter und Herren in der Herberge, daß ſonſt nicht viel umgefragt wurde. Selbſt der Wirth nahm ſich keine Zeit dazu, denn der lag bis über die Ohren im Bett und ſeufzte mitunter viel, weil ihn das geliebte Zipperlein wieder heimgeſucht hatte, darin er es

dem Herzog Albertus wacker gleich that, anders er ihn nicht gar an Wehthum übertraf.

Um die eilfte Stunde traten Conrad und Cornelia, es war eben ein sonniger Wintertag, aus der Herberge und gingen des Weges zur Kirche Unserer Lieben Frau, die dazumal gar bescheiden auf der Höhe stand — ringsherum ein Friedhof. Darin lagen nächst der Kirche manch' starker Kriegsmann, viel wohlweise Stadtverordnete, auch wohl hocherfahrne Räthe eines oder des anderen Herzogs. An Bischöfen hatt' es da auch keinen Mangel, und von einst angesehenen Bürgern, ihren Frauen, wie Kindern ruhten dort deßgleichen im äußern Ring die irdischen Überreste in guter Zahl.

Conrad und Cornelia waren langsam den schönen Thurm hindurch geschritten, von dem die Letztere dem Meister erzählte, was Alles darauf gemalt sei.

Da mocht' es aber wohl Noth thun, um den Weg zu fragen.

Also wandte sich Cornelia schüchtern an einen wohlgekleideten Mann. Der gab sogleich gute Auskunft und wie sie nur durch das Gäßlein zur Linken gehen dürften, dann läge der Jungfrau Kirche vor Augen.

„Viel Dank, Herr!" sagte Conrad. „Müßt wohl verzeihen, denn ich sind' mich gar nit zu Paß, da ich stockblind bin, und meine Tochter Cornelia ist auch fremd hie in lobesamer Stadt, dieweil sie erst mit mir von Nürnberg angekommen ist und gerade den Fuß aus der Herberge setzt."

„Von Nürnberg?" entgegnete Jener. „Das ist weit, da habt Ihr viel Frost gelitten. Mich freut's, daß Ihr wohlbehalten angekommen seid und ich der Erste bin, der Euch einen kleinen Dienst erweisen kann. Gott befohlen!"

Sie schieden.

„Du, Cornelia," sagte Conrad, „das war ein feiner Herr. Sagen sie immer, die Münchner seien derb. Wenn die Anderen sind, wie Der, so ist's rein gelogen. Wird eben so sein. Wie

Einer ſchreit in Wald, alſo kommt's zurück alsbald — und nehmen ſich dann kein Blatt vor's Maul."

Cornelia ging, in tiefe Gedanken an ihren Freund verſunken, neben ihm.

„Will's auch nicht anders haben," fuhr Conrad fort. „Zu was gut das viele Umſchneiden? Wenn Einer nichts Unrecht's denkt, kann er's auch ſagen. Meinſt nicht, Cornelia? Sag' doch — ei, an was denkſt du denn? Ich kenn' dich gar nimmer. Liegt dir denn Nürnberg gar ſo im Sinn? Seitdem wir fort ſind, haſt du nicht einmal gelacht, und wenn ich dich was frage, meinſt alle Zeit, ich ſei dir die Antwort ſchuldig."

„Nicht doch, nicht doch!" warf Cornelia hin. „Wir ſind nah' bei der Kirche, wißt Ihr wohl, Vater?"

„Ganz recht," entgegnete Conrad, „aber du biſt ſicher anders, als zu Nürnberg. Freilich, nichts als fremde Geſichter ringsum! Wird ſich ſchon noch geben, Kind. Schau' mich an, ich bin ſchon bei Muth. Meiner Seel', ich weiß nit, was es iſt, aber ſeit ich in dem München bin, iſt mir, als ob ich nirgends anders ſein ſollte, denn hier."

Sie traten durch das Friedhofthor.

Der aber, welchen Cornelia um Auskunft gebeten hatte, war langſam und immer langſamer gegangen. Unter'm ſchönen Thurm blieb er gar nachdenkend ſtehen. „Nürnberg —? Wenn etwa —?!" Er eilte durch den Bogen in die Herberge. An der Thüre begegnete er Einem, der raſch heraus kam.

„Halt! Was eilt Ihr ſo, Penzenau?" fragte der Letztere.

„Ihr ſeid es, Genz?" gab der Wegweiſer Conrad's zurück. „Juſt ſah ich einen blinden, ehrwürdigen Mann mit ſeiner ſchönen Tochter gehen, der ſagte, er ſei von Nürnberg gekommen. Schwören möcht' ich, es ſei Meiſter Conrad mit ſeiner Tochter, die Beide vom Rath an den gnädigen Herzog ſo heiß empfohlen ſind."

„Die Empfehlung hätt' er ſich erſparen können," ſagte Jener. „Aber gleichviel, haben wir doch Nachricht, daß er kommt! Der Herzog erwartet ihn ſtündlich, und alle Herbergen lauf' ich jetzt

vergeblich ab ſeit Morgens. Keiner weiß, welche Gäſte er beherbergt! Wohin ſind ſie des Weges?“

„Zur Kirche Mariä am Berg,“ gab der Andere zurück, „er und ſeine Tochter — Cornelia nannte er ſie.“

„Cornelia?“ rief Jener. „Dann iſt kein Zweifel mehr da! Er iſt's! Er iſt's! So wird die Pflegetochter genannt in des Rathes Schreiben. Große Freude legen wir ein beim Herzog Albertus. Kommt nur gleich mit, daß wir ſie begrüßen — wie ſie gehen und ſtehen, müſſen ſie hin!“

Fort eilten Beide wieder — den ſchönen Thurm hindurch — dann in das Frauengäßlein zur Linken — —

14.

So freudig war noch kein Fremder von Herzog Albertus empfangen worden, wie Meiſter Conrad und Cornelia.

„Ja, ſeht,“ ſagte Albertus, „ſo lieben Euch die Leute, daß ich vom Tage Euerer Abreiſe auf's Beſte berichtet bin — und was Gutes ſie in den Brief hineinſchrieben, iſt gar nicht zu ſagen. Alſo iſt's recht, daß Ihr hier ſeid, und laſſ' Euch nimmer fort. Will auch Sorge tragen, daß es Euch gefällt. Zu Sanct Peter und der lieben Frau ſollt Ihr die Orgel ſpielen — und in meiner Hofburg gar oft Euere Kunſt üben. Bin ein großer Freund der Muſica und ſelbſt nit unerfahren in der Sache.“

„Ja, ja, das weiß ich,“ ſagte Conrad freudig. „Macht mich nur nit zu Schanden, Herr Herzog! Am Ende gefällt Euch mein Spiel doch nit ſo wohl, als Ihr vermeint.“

„Das laßt, das laßt,“ ſagte Albertus. „Der Kaiſer Friedrich verſchenkt gar nicht oft goldene Röcke und Schwerter mit Silberſcheiden, mit den Ringlein mit Sapphiren iſt er auch nicht ſo ſchnell bei der Hand, und mit dem Tokaier hat er zum Mindeſten große Freigebigkeit gezeigt. Ja, dafür iſt die Majeſtät bekannt. Seht, mir hat er noch kein Kelchglas vom Ausbruch verehrt — alſo muß ſchon was beſſere Muſica zu holen ſein bei Euch, denn

bei mir. Hab' Euch aber ſchon einmal ſelber gehört, da weiß ich wohl Beſcheid. Ihr bleibt da und ſollt zufrieden ſein. Ich bin auch keineswegs karg, wenn's der rechten und wahren Kunſt gilt." Er ſchüttelte ihm wieder die Hand.

Conrad dankte mit freudevollem Herzen. „Aber," ſetzte er bei, „vor ſo raſchem Glück graut mir faſt. O gnädiger Herr Herzog, das koſtet den Bölz wieder viele und ſchwere Flüche, und minder ſicher nicht den Fra Solina."

Da zog der Herzog den Brief der Nürnberger Rathsherren und einen zweiten vom Burggrafen hervor und las ihm Alles, auch das, wie der Bölz das Gold weggeworfen habe — und drauf ſeinen gräulichen Untergang.

Starr vor Entſetzen ſtanden Conrad und Cornelia.

„Den hat Gott gerichtet!" ſumſte der Meiſter vor ſich hin.

„Das hat er," ſagte Albrecht. „Und der Fra Solina ſoll Euch Nichts anhaben; denn ich laſſ' ihn nit in meine Stadt, ſollt' er auch geſunden. Aber dazu hat's kein Anſehen."

Er las, was am Schluſſe ſtand — kaum werde er den Tag überleben, an dem der Brief geſchrieben ſei.

„So wolle Gott auch ihm gnädig ſein!" ſprach Conrad.

„Die Bitte wird wenig helfen," entgegnete der Herzog. „Doch genug von denen Beiden. Ihr geht von da nimmer zur Herberg. Schon iſt Euere Behauſung gerichtet und gemacht in meiner Hofburg — und Inſtrumenta ſollen Euch zukommen, wie Ihr ſie vielleicht nie beſſer gehabt. So wollen wir's halten. Ich will Euch um mich haben und jedweden Tag bin ich für Euch da um die vierte Nachmittagsſtunde. Da ſollt Ihr mir ſpielen auf meiner Hausorgel, oder was ſich trifft. Gar wichtige Geſchäfte rufen mich jetzt. Alſo muß ich Euch entlaſſen. Gott befohlen, Meiſter! Findet Euch ein um die vierte Stunde! — Wünſcht Ihr noch was?" ſetzte er bei, Conrad's Bewegung bemerkend. „Sagt's frei heraus."

„So Ihr mir's erlaubt, entgegnete Conrad, „ſo ſtell' ich die kühne Frage: Werdet Ihr nicht geſtatten, Euerer gnädigen Gemahlin das Kleid zu küſſen?"

„Der Herzogin?" ſagte Albert raſch und ein wenig verlegen. „Das wird ſich finden — — Gott befohlen!" — Er grüßte Cornelia huldvoll und verließ, auf ſeinen Stock geſtützt, vorher ſeinem Kammerdiener, dem Penzenau, ein Zeichen gebend, das Gemach.

„Freut Euch, Meiſter," raunte der Letztere, „Ihr ſeid an eines guten Fürſten Hof, und ſo viel Gnad' hat noch Keiner erfahren — und Nachſicht. Wißt Ihr denn nicht —? Die Herzogin —"

„Wie? Noch nicht verſöhnt?" fiel Conrad wehmüthig ein.

Der Penzenau ſah ſich ein wenig erſchrocken um. „Folgt mir zu Gunſt, Meiſter," ſagte er, „und Ihr, edle Jungfrau — davon iſt nicht gut reden — —"

15.

Wie es fortan in Cornelien's Herzen beſtellt war, das kann ſich wohl Jeder denken, und nur Eines tröſtete ſie — daß Lindenaſt dem Vater oft ſchrieb. Aber auch da ſollte ſüßer Trug walten, und ſie immer nur Das laut leſen, was dem Conrad galt. Was aber drunter geſchrieben, das ſollt' ihr allein gehören.

Wie zu Nürnberg, war auch zu München Conrad bald ſo geliebt, daß ſich ein grimmiger Haß gegen Ira Solina aller Herzen bemächtigte. Des Herzogs Gunſt für Conrad wuchs von Tag zu Tag — und viel Vertrauen ſchenkte er ihm.

Aber zur Herzogin war Conrad noch nicht geführt worden. Sie ſelbſt hatte ihn auch nie berufen, obwohl ſie ſeine Ankunft ſogleich erfahren, ja, er war ſchon viele Wochen da, und noch hatte ſie ihn nicht einmal geſehen. Da ſie aber gar ſo viel Gutes von ihm hörte, war's ihr zuletzt, als ob Eiferſucht ihr Herz ergriffe, daß ein Fremder ſich in das Gemüth des Herzogs ſo ſehr eindränge. Sie wollte ihn ſehen.

Nun fügte ſie es ſo, daß ſie um die vierte Stunde mit einigem Gefolge über die Gänge ſchritt. Großen Zorn trug ſie

in der Bruſt und ihre Stirne furchte ſich, als ſie ihn die Treppe herauf kommen hörte.

Da er um des Ganges Ecke bog und Der, welcher ihn führte, die Herzogin erblickte, hielt Letzter an und, tief ſich beugend, wollte er die hohe Frau vorübergehen laſſen.

„Was hemmt Ihr mich?“ fragte Conrad.

In dieſem Augenblick war die Herzogin unter eine Thüre getreten, dem Diener mit einem Winke befehlend, den Weg fortzuſetzen. Er gehorchte und ging mit Conrad an ihr vorüber.

Feſt ſah ſie den Meiſter an. Ihre finſtere Miene milderte ſich ein wenig. Lange folgte ihm ihr Blick, bis er verſchwand. Dann ſchritt ſie weiter, hinter ihr drein die Oberſt-Hofmeiſterin und mehr andere Damen — — — —

Als Meiſter Conrad in des Herzogs Gemach trat, ſtand dieſer in Gedanken am Fenſter. Eine Weile erwartete Conrad ſeine Befehle.

Albrecht wandte ſich darauf, nahm ihn an der Hand und ſagte: „Ritter, ich hab' mir Etwas überlegt. Ihr ſeid ein ehrenwerther Mann, durch Geburt und Alter, Kunſt und ſichtliches Wohlgefallen Gottes gezeichnet. So darf wohl ein Fürſt ſich getrauen, Euch ein offenes Wort zu gönnen, und vielleicht ſeid Ihr im Stande, ſchwerem Kummer Troſt zu gewähren. Und wenn auch nicht, ſchon iſt es ja genug, daß ich meinen Gram einmal in ſeiner Größe an das Herz eines Menſchen legen kann.“

„O mein Herzog,“ ſagte Conrad, „wie ehrt mich doch Euer Vertrauen! Wär' etwa gar die Stunde da, in der von Dem was eintreffen ſollte, was mich ſo unausſprechlich nach München zog? Nie wußte ich, was es ſei. Aber wenn es das iſt, was ich mir jetzt denke, dann hätt' ich wohl gern ſo viel gelitten, um in dieſe, Euere Stadt kommen zu müſſen. Vermöcht' ich aber nur Etwas, Eueren Kummer zu heilen! — Daß Ihr, hoher Herr, Einiges auf dem Herzen tragt — habe ich ja längſt vermeint!“

Der Herzog zog ihn an ſeine Seite nieder. „Und ahnt Ihr meinen Schmerz?“ fragte er zutraulich.

„Wohl ahn' ich ihn, gnädiger Herzog. Wie könnte es anders ſein —?"

„Und was denkt Ihr nun, daß es ſei?" fragte der Herzog. „Seid offen, ich geſtatt' Euch, aufrichtig zu ſprechen, ja, ich befehl' es Euch."

„Ihr befehlt," ſprach Conrad, „da muß ich ja wohl reden. Wohlan denn — Euere hohe Gemahlin, unſere gnädige Herzogin, iſt — nicht ganz in Eintracht mit Euch. Iſt es das, mein hoher Herr?" Er legte dabei die Hand auf ſeine Bruſt und harrte ehrfurchtsvoll der Entgegnung.

Der Herzog ſchwieg eine Zeit. „Ja, das iſt es," ſagte er dann. „Mir wollte das Glück der freien Liebe nie wohl — und der Ehe feſtere Bande ſind mir auch keine Roſen geweſen in gar langer Zeit. Doch iſt Gott mein Zeuge, es war nicht zu verhüten, was ich gethan."

„Und habt Ihr Alles verſucht, hoher Herr?" fragte Conrad.

„Alles!" entgegnete Albrecht. „Wie ſollte ich auch nicht? Nie bedarf es ja mehr des freundlichen Verſtändniſſes, als wenn das Alter heranrückt. So glücklich begann dieſe Ehe — und jetzt —! Glaubt mir, Alles verſuchte ich, was mit Mannes- und Fürſtenehre zu verbinden iſt. Doch Alles war auch fruchtlos. Unbegreiflich! Gewiß, Ihr ſagt es ſelbſt. Ich will Euch was leſen, Conrad. Ja, hört, was ſie mir [illegible] das Gebetbuch ſchrieb, ſo ſie mir am Hochzeitstage verehrte. Ei, wer hätte damals gedacht, daß es ſo käme!"

Er ſtand auf, nahm ein Buch vom Tiſch und las:

„Dein will ich ſein mit ganzer ſeel',
Du liebſter mann, den ich erwäl',
So lang es ſchlagt, dieß herz, wol rein,
Will ich nur deines willens ſein,
Vom anfang, bis mein Auge bricht,
Will ich dir grames anthun nicht,
O ſeele mein, o lieb du mein —
Nichts will ich — denn die Minne dein!"

Der Herzog legte das Buch wieder hin und ging eine Weile ſchweigend auf und nieder. Dann ſtand er vor Conrad ſtill. „Nun," ſagte er, „Conrad, was nun?"

„Da hätt' es freilich anders kommen ſollen," ſprach Conrad. Auch er ſchwieg eine Weile. „Habt Ihr auch Das verſucht?"

„Was meint Ihr?" ſagte Albrecht.

„Zu Gunſt, habt Ihr der hohen Frau dieſe Zeilen nie mehr zu Geſicht gebracht?"

„Dieſe Zeilen? Nein, das that ich nicht," entgegnete Albrecht. „Hätte wohl auch wenig geholfen."

„So gewährt mir eine Abſchrift davon," ſagte Conrad, „und laßt's mich verſuchen, hoher Herr. Vielleicht will Gott mich nützen als Werkzeug. Dann bin ich jede Stunde bereit, von hinnen zu ſcheiden, wann immer es Gott gefällt."

„Ich will Eueren Wunſch erfüllen," gab der Herzog zurück, „ich ſelbſt will es Euch ſchreiben." Er trat zum Tiſch. In wenigen Minuten übergab er Conrad die Zeilen. „Wann werd' ich erfahren, was Ihr zu thun geſonnen ſeid?" fügte er hinzu.

„Auf der Stelle, ſo Ihr's befehlt," entgegnete Conrad. „Doch anders Ihr mir acht Tage Zeit laßt, hoher Herr, weiß ich Euch viel Dank dafür."

„So will ich's erwarten," ſagte Albertus. „Und was Ihr mir dann rathet, das will ich thun. Denn, ich weiß nicht warum, ſolch' großes Vertrauen hab' ich zu keinem Menſchen je gehabt, als wie zu Euch."

„O, wie gnädig ſeid Ihr," ſprach Conrad, ſich erhebend. „Geb' Gott nur Hilf' zu meinem Unternehmen!"

„Geb' es Gott," ſetzte Albrecht hinzu, „er ſei bei Euch!" Zugleich zog er die Glocke. „Guten Abend, Meiſter Conrad!"

„Euer unterthäniger Diener wünſcht Euch Daſſelbe," entgegnete Conrad, ſich noch einmal wendend, „ſonſt auch Glück und Ruh' Euerem hochfürſtlichen Hauſe!" Dann verließ er an des Dieners Arm das Gemach des Herzogs.

Albertus ſchritt langſam zum Tiſch und nahm das Gebetbuch, als wollte er es noch einmal aufſchlagen.

Aber uneröffnet legte er es wieder hin — — — —

16.

Herzogin Anna wußte nicht, wie ihr geſchehen war. Ihren Gemahl meidend, dachte ſie ſtets, daß ſein Herz auf keine Weiſe Erſatz finden würde, und ich hab' ſchon geſagt, wie ſie Zorn und eine Art bitterer Eiferſucht ergriffen, da Conrad ſo viel Glück in ſo kurzer Zeit eroberte.

Ihre Eiferſucht war auch jetzt nicht geringer geworden. Aber ſeitdem ſie den Meiſter geſehen, hatte dieſelbe ihr gar hartes Gepräge verloren. Wohl begreiflich fand ſie des Herzogs Neigung. Denn ſo große Kunſt und ſo trefflich ehrwürdig Äußeres konnte ja wohl ſolchen Erfolg haben.

Bald war es ihr, als ſei Conrad der Mann, auf den ſie ſich verlaſſen dürfe, wenn es ſich einmal doch wieder zur Verſöhnung wenden ſollte. Wohl war Dieß erſt nur ein raſcher Gedanke, aber im Grunde wünſchte ſie es doch recht bald herbei. Sicher — nicht einmal eingeſchlummert — vielweniger geſtorben war ihre Liebe zum Gemahl. Nur ihr beleidigtes Ehrgefühl und ihr weiblicher Stolz hatten ſie ihm unſichtbar gemacht und bis jetzt verweigert, Herz wieder an Herz zu knüpfen. Denn entweder hatte er doch nicht die rechte Weiſe angeſchlagen — aber wer ermißt hinwieder ſo leicht eines Frauenherzens zarteſte und zugleich ſtrenge Forderungen — oder der Himmel wollte es ſo, daß ſie ſelbſt wieder recht lebendiges Verlangen nach Verſöhnung empfinden ſollte.

Es waren drei Tage verfloſſen, ſeit Albrecht dem Conrad die Zeilen geſchrieben.

Da ſaß Dieſer — vier Sänger waren um ihn her — an der Hausorgel in ſeiner Wohnung.

Die war aber im zweiten Stockwerk in der Ecke des Burghofes, gerade zur Seite des Thürmleins, aus deſſen Erker der

Affe voreinſt Ludwig den Bayern von der Wiege wegſtahl und mit dem Wickelkind, auf die Dächer kletternd, Liebkoſung und Kurzweil trieb, gerade wie er es bei der Amme geſehen und der ſehr ehrwürdigen und abſonderlich wichtig thuenden Oberſthofmeiſterin. Als das gute Prinzlein wieder mit Gottes Hilfe und durch eine gute Lockſpeiſe für den Affen in Sicherheit gerathen und glorreich in ſeiner vergoldeten Wiege lag, da war freilich kein kleiner Jubel unter den Fürſten und ſämmtlichen Hofleuten. Und wir dürfen auch noch froh ſein bis zu der Stunde, denn derſelbe Ludwig hat ja ſpäter Manchem den Kopf zurecht geſetzt, der ihm anwollte und uns.

Aber nicht entzückter war ſicher Kaiſer Rudolphi Tochter, Mechtildis, mit ihrem Gemahl, dem ſtrengen Ludwig, ihrem geretteten Söhnlein entgegengeeilt, als Cornelia — dem Boten von Nürnberg — der ihr, ſie wohl kennend, von der Treppe unten nachrief, es ſeien Briefe von Nürnberg an Meiſter Conrad da.

„Von wem?“ fragte ſie haſtig.

„Von Frey, Schön, Wohlgemuth und mehr Anderen,“ ſagte Jener, der mittlerweile heraufgehumpelt war. „Da ſind ſie.“ Dann ſah er ſich vorſichtig um. „Und da iſt noch einer —“ ſagte er leiſe, „an Euch, edle Jungfrau.“

„An mich?“ fiel ſie freudig erſchreckend ein, „ein ganzer Brief an mich?“

Der Bote ſchüttelte den Kopf freundlich bejahend und ſteckte ihr den Brief zu.

Raſch hatte ihn Cornelia im Buſentuch verborgen. Schnell zog ſie auch einen Silbergroſchen aus dem Geldtäſchlein.

„Ei, wo denkt Ihr hin!“ ſagte der Bote abwehrend. „So viel Geld, für daß ich Euch ſo gern einen Dienſt erwieſen hab'!“

„Ei, laßt das nur!“ drängte Cornelia.

„Nun denn, wenn's ſein muß —“ ſagte der Beſchenkte. „Viel Dank, und will Euch ſchon in's Gebet einſchließen.“

„Thut das,“ ſagte Cornelia. „Aber nicht wahr,“ ſetzte ſie

raſch bei — ſie legte den Finger auf den Mund — „nicht wahr, ganz gewiß —?“

„O,“ raunte der Bote, auch den Finger auf den Mund legend, „weiß ſchon, weiß ſchon! Gott befohlen, edle, ſchöne Jungfrau! Soll ich etwa morgen um dieſe Stunde hier ſein?“ fragte er.

Cornelia nickte ihm lebhaft bejahend zu und eilte einige Stufen hinan. Dann blieb ſie plötzlich ſtehen und flüſterte hinab: „Habt Ihr mich verſtanden? Morgen um dieſe Stunde!“

„Hab' ſchon verſtanden!“ raunte der Bote, ſich auf den Weg machend.

Cornelia nahm den Brief aus dem Buſentuch, drückte ihn an die Lippen mit großer Inbrunſt und wollte ihn raſch öffnen. Aber das Siegel zerreißen —? Nein. Sie ſuchte in den Taſchen. Kein Scherlein — Nichts. „Ach, ſo hat man doch nie, was man von Nöthen hat,“ warf ſie ſüß unmuthig hin. „Jetzt muß ich warten bis um die vierte Stund', denn die Sänger kommen nicht früher von des Vaters Seite, und ich muß ja helfen ſchreiben — und ſo hat man doch gar keine Zeit! Ei, das iſt Einem aber ſchon ſo — ſchon ſo zuwider! Keinen Augenblick bin ich ſicher, daß er mich ruft — und wenn man ſo was lieſt, darf man ja gar nit geſtört werden — gar nit! Wenn ich nur ein klein wenig wüßte, was da drin ſteht. Wart' —!“ Sie hob den Brief gegen das Licht. Nichts vermochte ſie zu erkennen. „Aber das iſt ſchrecklich!“ ſeufzte ſie. „Jetzt möcht' ich ſo gern wiſſen, was er ſchreibt, und muß ſo lange warten! Er hätt' aber auch größer ſchreiben können — der böſe Menſch!“ Sie ſchlug mit dem Brief ein Bischen ungeduldig auf die Hand. Da hörte ſie ein Geräuſch. Huſch war der Brief wieder im Buſentuch. Hinauf eilte ſie.

Da ſie eintrat, war das Lied gerade wieder zu Ende.

„Vater Conrad,“ rief ſie, „da ſind Briefe!“

„Briefe?“ ſagte Conrad. „Die kann ich jetzt nicht hören. Cornelia, geh' in deine Kammer und mach' ſie auf, ich brauch' dich jetzt nicht, 's iſt ſchon Alles aufgeſchrieben. Eh' nun

das Lied nicht geht, wie es ſoll, iſt keine Zeit für was Anderes da.“

Schon recht!“ warf Cornelia hin und flog in die Kammer.

Aber Conrad rief noch einmal: „Cornelia!“

Cornelia ſah heraus. „Was befehlt Ihr, Vater —?“

„Zu Mittag kannſt du auch eſſen,“ ſagte Conrad, wenn's Zeit iſt. Auf mich darfſt du nit warten!“

„Kann ſchon warten!“ verſetzte Cornelia und ſchlüpfte wieder hinein.

„So kann man doch leſen,“ jubelte ſie vor ſich hin.

Ja, was es für ein treues Herz um eine ſolche Liebespoſt iſt, das ſoll man gar nicht glauben! In einem Augenblicke war der Brief offen. Heiße Küſſe fielen auf die Zeilen.

Hoch flammten ihre Wangen in Freuden auf. So viel Süßes und Liebes ſchrieb ihr Lindenaſt, daß es ihr Herz nicht beſſer verlangen konnte, und mit der Treue konnt' er faſt gar nicht fertig werden. Aber das war ihr Alles nicht zu viel. Zuletzt kam noch eine gar frohe Kunde und da ſtand:

„Laß dir aber nur ſagen, geliebte Cornelia, meine ſüß', herz-allerliebſte Maid, was guts mir widerfahrt! Ein hochehrenvoller Auftrag iſt mir worden. Soll für die Kirch' am markt bei der uhr des heiligen, römiſchen Reiches ſieben kurfürſtn machen, die umgan zu gleicher ſtund', einen Ehrenhold dazv vnd vier poſauner, mehr auch zwo männlein, davon das ein läutet, hinwieder das ander die uhr wend't. Der Heuß ſoll's ſetzen vnd die ſchloſſerei richten, ich aber mach' die Sach' ſelber vnd treib' die vornehmen männlein vnd die 'ringeren aus lauterem kupfer. So hoff' ich in der Menſchen andenken zu bleiben. Wie ich aber mit treu dran hämmer vnd klopf', dir ſoll alle zeit mein herz noch trewer ſchlagen, denn dv biſt ſchon gar mein ganzes leben! So rein hat eh noch kein Menſch geliebt, vnd ich ſag' dir's noch einmal, in der treu ſoll mir's keiner gleich thun. Nur an dich denk' ich vnd blind für alle Jungfraun will ich ſein, ja blinder denn der Conrad. Glaub' aber nimmer, daß ich dich nit heimbſuch'!

O Maid meines herzens, wohl kein jahr ſoll vergehen, daß ich nit gen München kumm' vnd dir ſelber verſprech', was ich nur weiß, du Engel vom himmel mit deim ſüßn ſtolz, daß es nichts ſüßeres geben hat vnd gibt, ſo lang' die Welt ſtaht."

Nun denk' Einer, wie's da Cornelia zu Muth ward.

In der Nachſchrift hingegen ſtand: „Vnkraut verdirbt nit Denk' nur, der Fra Solina, mit dem es ſo ſchlimm geſtanden, iſt wieder auf der beſſern Seit' vnd bald ſoll er von Haus gehen künnen, der heimtückiſch, wälſch fuchs oder was er iſt. Mag wohl nimmer bleiben in deutſchen landen. Kein wort ſpricht er, hör' ich, vom Conrad. Aber ganz verkehrt ſcheint er zu ſein, ſagen ſie, und gar wölln die einen wiſſen, daß er nächſt wallfahrten geh' nach Sanct Jag di Compostell, wenn er den weg find't, oder anderwärts hin ze ſanct Petri und Pauli grab gen Rom — wo er nit gar gen Jeruſalem fahrt, ſeine ſündn abzuwaſchen. Da mag er vil zeit nehmen und groß müh' walten. Denn der tragt weiters was in ſeim ränzl. Leb' wohl, leb' wohl, mein' ſeel' vnd leben, vnd denk' an mich!"

Ich hab' keinen Bericht, wie oft ſie den Brief geleſen. Aber recht oft, das weiß ich ſchon, jetzt und Nachmittags wieder, zu Morgens und Abends — und Das dazu, was er in ſeinem erſten Brief unter Das an den Conrad geſchrieben hatte. So ging's jeden Tag, denn es gab ihr ja frohe Zwieſprache mit dem Geliebten.

Jetzt möcht' ich nur wiſſen, was Süßes und Liebes ſie ihm zurückſchrieb. Aber das weiß ich nicht. Daß weiß ich aber, daß der Lindenaſt d.n Hammer wegwarf, als er ſechs Tage drauf den Boten in die Werkſtatt treten ſah, und keinen Streich mehr machte bis zum anderen Morgen — ſo lang war der Brief, ſo viel Liebes ſtand darin — und geleſen hat er ihn ſicher nicht weniger oft, als die Cornelia den ſeinen.

17.

„Nun habt Ihr's inne," ſagte zwei Tage ſpäter Meiſter Conrad zu den Sängern. „Haltet Euch jetzt nur bereit, damit man Euch findet, Ihr Herren, wann man Euerer bedarf. Gott befohlen!"

Kaum waren die vier Sänger fort, als ein Kammerdiener eintrat und Conrad meldete, die Herzogin verlange, ihn zu ſprechen.

„Mich — die Herzogin?" fragte Conrad befremdet.

„Sie erwartet Euch," ſetzte der Diener verſtärkend bei.

Conrad nahm mit Cornelien's Hilfe ſeinen ſchwarzen Sammtwurf um und ſchritt an des Dieners Arm den Gemächern der Herzogin zu.

Der Herzog aber bekam ſogleich Nachricht davon und wußte ſich das nicht zu deuten.

Als Conrad eintrat und, ſich tief beugend, ſagte: „Ihr habt mir befohlen, gnädigſte Frau Herzogin!" ging Anna langſam auf ihn zu und ſah ihn recht lang prüfend an. Ihr allerletzter Groll verſchwand. Sie winkte dem Kammerdiener, abzutreten.

„Ihr ſeid ſchon lang am Hofe," begann ſie dann mit mildem Ernſt: „Ich bedauere, Euch ſo ſpät bei mir zu ſehen. Ihr habt ſo viel zu leiden gehabt, Gott hat Euch ſo wunderbar zum Sieg geführt, Euer Name iſt bekannt mit Ruhm unter allen Ständen. Glaubt nicht, daß es an meiner Achtung ermangelt."

„Frau Herzogin," entgegnete Conrad, „wie übergnädig ſeid auch Ihr, erhabene Frau!"

„Ich bin gütig gegen alles Verdienſt," verſetzte ſie. „Ein oder der Andere nannte mich ſtreng — — ich dachte, es ſein zu müſſen — gleichviel. Meine guten Handlungen nimmt kein Menſch in's Auge, mich verſtehen zu lernen, nimmt ſich Niemand die Mühe, gar Niemand — auch nicht Herzog Albrecht, mein Gemahl."

„Auch nicht mein hoher Herr?" ſagte Conrad halb ungläubig.

„Auch er nicht," erwiederte Anna raſch. „Er nennt mich

ſtörriſch — und wer iſt es mehr, denn er ſelbſt? Was Mildes thut und gibt doch einer Frauen Herz für ein ſanftes Wort! Und wenn nicht für das erſte, doch für das hundertſte! Aber ſollten Wir, die Wir beleidigt ſind, beleidigt, weil man Unſer wohlgemeintes Handeln verkennt, Unſern Wunſch, die widerſpenſtigen oder ſonſt ausartenden Hohen und Gemeinen zu züchtigen, falſch gedeutet hat; ſollten Wir zur Demüthigung, daß Uns die Zügel der Regierung abgenommen worden, noch mit demüthigen Bitten kommen?"

Sie ſchwieg einen Augenblick.

„Und wie, wenn Wir ſelbſt gefehlt hätten —? Wer fehlt nicht auf Gottes irrheitsvoller Erde? Sollte der Herzog nicht, ſtatt ſich Nichts vergeben zu wollen, unabläſſig ringen und ſtreben, den Schmerz zu verſüßen, mich durch Hingebung und einiges Zugeſtändniß zu tröſten, ſtatt nach wenigen Verſuchen abzubrechen und mich dahinleben zu laſſen in öder Vereinſamung —? Sprecht, Meiſter! Ihr ſeid ein kluger Mann, hörte ich, ſagt, kann ich mich verſöhnen, wenn er keinen Schritt thut, wie ich ihn verlangen kann, wenn er ſich ſelbſt gar nicht demüthigen will? Was nützen mich Angeſichts des Hofes alle Ehren? In mein Herz ſoll er blicken — da möcht' er mich bald erkennen und wieder gewinnen. Aber er iſt ein ſtolzer Mann, wie Ihr Alle ſeid, ungeneigt, einer Frauen Seelenwünſche auszudenken! Ungelehrig, eine Seligkeit drein zu ſetzen, ihnen zu willfahren, ohne daß Etwas verlangt ward, nie bereit, ſich vor uns zu beugen, und wenn's denn auch nur zum Schein wäre — — ſagt ſelbſt — oder ſoll ich mich demüthigen?!"

„O, welche große Ehre hat Gott mir beſchieden," ſagte Conrad, „daß meine hohe Herrin vergönnt, von ihres Herzens Gram mit mir zu ſprechen! Aber wenn Ihr meine Antwort verlangt, ſag' ich — nein, Ihr ſollt Euch nicht demüthigen, der Herzog wäre Euch denn darin zuvorgekommen. Und er wird es wohl, glaubt mir, hohe Frau, er wird Euch vielleicht bald freundlich begegnen."

„Wenn das wäre!" ſprach Anna lebhaft. „Welch' freudigen Blick gewährt Ihr mir ſchon durch die Möglichkeit, edler Meiſter!

Wenn Ihr beitragen könnt, ſo thut das Euere. Ich bin ja nicht ſo hart, wie ſie ſagen. Seht, das Alter rückt an Albertus heran, und wer weiß, wie lange er noch weilt auf Erden. Möchten wir doch die kurze Friſt in Frieden verleben! Wollt Ihr meines Verlangens gedenken, ohne mich zu beſchämen? Zu Euch habe ich einen ſonderlichen Muth gefaßt, und was ich Niemand Anderem noch vertraut, das vertrau' ich Euch an. Sucht den Streit zu ſchlichten, Meiſter — — wollt Ihr?"

„Ob ich will, meine Herrin —?!" entgegnete Conrad. „Ich will gewiß, wenn mir nur Gott ſeinen Segen dazu verleiht. Und er wird es thun, ich ſeh' und erkenn' ja ganz und gar — Das iſt's, was mich ſo unausſprechlich gen München zog. Er wird mir beſcheiden, meinem Streben die Kron' aufzuſetzen, welches auch ſonſt nie ein anderes war, als dieß, der Menſchen Seelen zum Einklang mit Gott und ihnen ſelbſt zu ziehen durch meine ſchwache Kunſt."

„Das iſt eines wahren Künſtlers Wort!" ſagte Anna. — „Nehmt aber ein Geſchenk von mir, ein güldenes Kettlein mit meinem Bilde. Meine Gnade bleibt bei Euch. Bald hoff' ich Euch wieder zu ſehen, frommer, ritterlicher, biederer Mann!"

Mit vieler Huld übergab ſie ihn ihrem Kammerdiener.

Zuletzt ſagte ſie noch: „Euere Pflegetochter werde ich auch bei Gelegenheit entbieten laſſen — — — —"

„Ich laſſe um Zutritt bitten," ſprach Conrad haſtig, da er eine Viertelſtunde ſpäter, von Cornelia geführt, in des Herzogs Vorzimmer trat.

„Conrad?" ſagte der Herzog, „Conrad um dieſe Stunde —?" Laßt ihn ein! — Willkommen, Meiſter! Bringt Ihr etwa gute Kunde?"

„Glaub' wohl — glaub' wohl, hoher Herr!" ſagte Conrad — — — —

18.

Im Schloßhof waren ſchon die meiſten Fenſter dunkel. Hier und dort irrte es noch hin und wieder, wie in einer großen, verglimmenden Kohle. Endlich war Alles finſter, zwei einzige Fenſter ausgenommen, die vom Gebetgemach der Herzogin gegen den Schloßhof herabgingen.

Anna war gewohnt, vor Schlafengehen einen Blick zum Himmel zu thun, und ſo kniete ſie auch jetzt wieder auf ihrem Betſtuhl und wollte recht andächtig ſein.

Sonderbar — das Vaterunſer wollte ihr heute nicht über die Lippen und das: „Vergib uns unſere Schulden, wie wir vergeben unſeren Schuldnern, das zum Wenigſten.

Tief neigte ſie ihr Haupt und recht vor die Seele trat es ihr, wie ſie dem Herzoge ſo lange nicht vergeben und doch immer um Vergebung ihrer Sünden gebetet habe. Recht düſter ward ihr zu Sinn, wie früher nie, Gottes Stimme ſprach tief in ihr Herz und zeigte ihr alle die Kälte und Strenge als recht verwerflich.

Ruhig war es ringsum.

Sich ganz allein wähnend mit Gott, ſprach ſie mit lauter Stimme: „Ja, ich erkenne, daß ich gefehlt. Vor dir leg' ich ab mein reumüthiges Bekenntniß. Ich bin zu hart geweſen mit meinem Gemahl. Doch wie ſoll ich's ändern? Hab' ich nicht vor dir ein Gelübde abgelegt — zu ſtrenge wohl? Muß ich es aber nicht halten, bis Das eintrifft, was ich vor dir bedingt habe? Ich kann Nichts thun. Walte du dafür in der Seele meines Gemahls, daß er ablaſſe von ſeinem Ernſt und Trotz, wär' es auch nur in eines einzigen Menſchen Gegenwart — und gib mir doch bald ein Zeichen, daß ich merken mög', wieder Eins könnte ich werden mit meinem Herrn und Gebieter Albertus, der nicht ahnt, wie gut ich ihm doch bin geweſen — da er's vielleicht am Mindeſten dachte!"

Da vernahm ſie mit einem Male ſo ſüßes Flötenſpiel, wie ſie, ſo däuchte ihr, noch nie vernommen.

Sie richtete ihr Haupt empor und wandte es in heiligem Schauer gegen die Thüre, denn daher kamen die Töne.

„Was iſt das?“ ſprach ſie halblaut. „Will mir Gott im Himmel wirklich ein Zeichen ſeiner Gnade und Verzeihung geben?“ Den Blick zur Thüre gerichtet, wandte ſie ſich, die Hand auf den Betſtuhl geſtützt und noch immer kniend.

Das Flötenſpiel endete. Aber nun begann vier trefflicher Stimmen frommer Geſang. Und das waren die erſten Worte:

„Dein will ich ſein mit ganzer ſeel',
Du liebſter Mann, den ich erwäl'.“

„O mein Gott,“ lallte Anna, „was hör' ich?“ — Sie raffte ſich auf. Hochathmend ſtand ſie da. Dann, in den himmliſchen Geſang verloren, ſchritt ſie ſchwankend dahin — bebend griff ſie zum Schloß — und öffnete die Thüre.

Süß erſchreckend trat ſie zurück.

Vor ihr knieten zehn Pagen mit brennenden Wachslichtern. In Mitte derſelben ſtand Herzog Albertus in glänzendem Fürſtenſchmuck. An der Hand hielt er zu beiden Seiten ſeine Söhne, Johann und Sigismund — Wolfgang, Albertus und Chriſtoph ſtanden zur Linken — Conrad in ihrer Mitte. Hinter Allen aber befanden ſich des Herzogs reich gewandte Muſici.

„Iſt das kein Traum?“ lallte Anna. Aus ihren Augen ſtürzten Thränen. „Meine Worte, mein erſtes, unverbrüchliches, mein heiligſtes Gelübde!!“ In Hoheit zurückgebeugt, bedeckte ſie ihr Antlitz.

Die draußen aber ſangen hinwieder:

„So lang' es ſchlagt, dieß herz, wol rein,
Will ich nur deines willens ſein.“

Noch vor dem Schluſſe dieſer Worte war ſie, die Arme gedehnt, einen Schritt näher getreten. Mit liebevollem, mild ernſtem Angeſicht ſchaute Albertus, die Arme gleichfalls ausbreitend, auf ſie — und da die draußen ſangen:

„O Seele mein, o lieb du mein,
Nichts will ich, denn die Minne dein —“

da lag ſie ſchon, thränenüberſtrömt, an ihres fürſtlichen Gatten hochſchlagender Bruſt.

„O mein Herr und Gebieter,“ lallte ſie, „wie konnt' ich ſo ſehr vergeſſen mein erſtes Verſprechen, daß ich unternahm, Euch zu meiden — bis Ihr Euch vor mir gedemüthigt?“

„Meine gute — gute Anna!“ ſagte Albertus recht ſanft. „So haben wir uns doch wieder gefunden!“

Anna konnte nicht ſprechen. Still ſchluchzend, bejahte ſie es mit ihres Hauptes wiederholtem Neigen.

Lange lag ſie in glückſeligem Schweigen an ihres Gatten Bruſt. Dann ſich zu Conrad wendend, ergriff ſie die Rechte deſſelben, ſchüttelte ſie ihm recht herzinniglich und ſagte: „O mein lieber Meiſter, das habt Ihr aber gut gemacht. Euch ſchulde ich all' mein neugeborenes Glück! Der Himmel ſegne Euch reich dafür — reicher, denn ich vermag! — O, das iſt ja wohl der froheſte Augenblick meines ganzen Lebens!“ .

„Und des meinen, hohe Herrin!“ ſagte Conrad — — —

19.

Das Glück des Friedens war wieder in des Herzogs Haus eingezogen, und in Kurzem wußte männiglich weit und breit, was da geſchehen. Den Münchnern ſchlug ihr Herz überfreudig. Denn Die liebten ihren guten Fürſten gar ſehr — und Meiſter Conrad ſelber ward faſt angebetet — es hätte ja Keiner Solches erwartet.

Die zu Nürnberg waren, als die Kunde erklang, bei aller Freude doch minder befremdet. Was Anderes als Segen konnte da ſein, wo Meiſter Conrad Hand anlegte? Was die Freunde ihm ſchrieben, das war ihm eine neue Freude zum Bewußtſein ſo trefflicher That.

Da aber der Bote wieder einen Brief Conrad's, von Cornelia geſchrieben, gen Nürnberg nahm, trug er auch wieder ein Extra-Brieflein von Letzterer mit fort. Das gehörte dem Lindenaſt und in dem ſtand bei manchem Anderen Das:

„Anitzt ſiehſt gar wol, daß ich recht getan, den Vater nit aufzehaltn in Nürnberg. Denn was guts wär' da verſaumbt worden! Vnd, geliebter mann! was gilt da der gram zweer herzen, die nur ſich ſelbſt zu leben han — wenn durch zwo Anderer herzen Vereinigung ſo vil tauſend mehr Menſchen in ſeligkeit verſetzt ſind, vnd beim ſeelenfriedn des herzogs ſo viel leichter das glück aller Andern in bedacht genommen würd?! Alſo haben wir ein groß bedrängnuß weniger. Wir: des herzogs vnd ſeiner Ehfrawen zwietracht — vnd Ihr ze Nürnberg ſeid den Fra Solina los, der eh verſchwunden iſt, wie du mir ſchriebſt. Geb' Gott, daß er ja geſunde an der ſeel' ze Sanct Jag di Compostelli, ze Rom oder Jeruſalem, vnd einen beſſern menſchen anzieh'! Deß laß vns gedenkn vnd für ine betn. Aber ſehn mag ich In nimmer. Er hät uns gar wenig freud bracht — — — —"

20.

Etliche Wochen ſpäter, in der Abendzeit, war ſchon mehrmals ein Mann, in einen ſchlichten Mantel gehüllt, ſcheinbar gleichgiltig durch den Schloßhof zu München gegangen.

Das war Derſelbe, den des Herzogs Diener zu verſchiedener Zeit in der Trinkſtube getroffen, und der ſich da Alles da ſo mit angehört hatte, was erzählt ward — vom Conrad war aber oft die Rede. Den Hut hatte er ſtets tief in die Stirne gedrückt, das ihn faſt finſter machte, er ſelber ſchaute deſto freundlicher drein. Keiner war ihm übrigens geneigt. Wie's aber ſolche Menſchen gibt, er war dennoch nicht weggeblieben — ſo ſehr ſie es ihm merken ließen, daß er ihnen zuwider ſei, ja er fragte Nichts darnach, wenn zu Zeiten Einer ſagte: „Der bleib' mir vom Leibe mit ſeinem verfluchten, ſüßen Geſicht, das iſt auch ſo ein Wälſcher, wie der Fra Solina."

Fra Solina hatte die Italiener noch verrufener gemacht, als ſie es dazumal ohnehin waren — der vielen fahrenden Geſellen und Gauner wegen, ſo aus Wälſchland kamen.

Der Mann, welcher gleichgiltig im Schloßhof hin und wieder ging, wich gleichwohl geſchickt aus, wann immer er ein Geſicht bemerkte, das er in der Trinkſtube geſehen.

Der Herzog aber ſtand juſt noch am Fenſter mit ſeiner Gemahlin und ſah gelegentlich im Geſpräch, darin er jetzt gar eifrig war, um des Verlorenen viel hereinzubringen, in den Hof hinab. Wie Der da unten verſchwand und nach einiger Zeit wieder kam, das ſchien ihm nicht geheuer. Denn er erinnerte ſich recht wohl, den Mann ſchon mehrmals um dieſe Zeit geſehen zu haben. Unwillkürlich kam ihm Etwas in den Sinn und er rief den Penzenau.

„Wer iſt der Mann," fragte er, „der da unten kommt und geht — kennt Ihr ihn?"

„Den, hoher Herr —?" entgegnete der Gefragte. „Ei, täuſch' ich mich nicht — ſo iſt's — ja, kein Zweifel, es iſt Derſelbe, der ſich oft in der Trinkſtube eingefunden und den Keiner leiden konnt', weil er ſo gottläſterlich freundlich war."

„Wer iſt er denn?" fragte der Herzog.

„Weß Standes er iſt, das weiß ich nicht," ſagte der Diener. „Daß er aber ein Wälſcher iſt, dürft' er nicht leugnen, dächt' ich, ſo er gleich unſerer Sprache gänzlich mächtig iſt."

„Ein Wälſcher?" fiel der Herzog ein. „Raſch hinab, nehmt noch Mehrere mit! Führt ihn herauf, und will er nicht in Güte kommen, ſo braucht Gewalt!"

Der Kammerdiener eilte fort. Herzog Albrecht aber ging langſam, mittlerweile ſich die Herzogin ſetzte, im Gemach auf und ab, bis Penzenau zurückkam.

„Wo iſt er?" fragte Albrecht. „Ihr bringt ihn nicht?"

„Er iſt verſchwunden, gnädiger Herr Herzog!" gab Jener zurück. „Alles hab' ich abgefragt Faſt alle Troßleute ſitzen beim Abendbrod, alſo war faſt Keiner im Burghof und iſt Niemandem was aufgefallen — den kleinen Hezi ausgenommen — der meint, er hab' einen Mann in die Thüre treten geſehen, die zur Wendeltreppe geht, beim Erker da drüben."

„Zu Meiſter Conrad —?!“ rief der Herzog. Er eilte hinaus, ſo gut es ging.

Anna war erſchrocken aufgeſtanden. „Fra Solina,“ rief ſie — „ſollte es Fra Solina ſein?“

„So denk' ich!“ rief Albert zurück. „Bleibt, bleibt, Herzogin!“

Conrad lehnte in Gedanken einſam in ſeiner Stube. Cornelia war abweſend und bei den Frauen der Herzogin.

Recht lebhaft ging Alles an des Meiſters Seele vorüber. Des böſen Bölz und Fra Solina's Bosheit, des Gotteskampfes Schrecken und Glorie, des Bölz furchtbarer Tod, hinwieder die heiteren Geſtalten ſeiner Freunde, die ihn ſo herzlich liebten — und er ſie.

Da öffnete ſich leiſe die Thüre.

„Biſt du da, Cornelia?“ ſagte er. „Biſt lange aus geweſen. Doch ich hab' die Zeit mit Gedanken herein gebracht,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Viel hab' ich ja erlebt, das Schlimmſte und das Froheſte! Das iſt mir recht lebendig zu Gemüth' gekommen. Iſt mir doch faſt, als müßt' ich nun bald mit dem Himmel Rechnung halten über meiner Tage Zahl und meine vollbrachten Thaten. Gott ſei's gedankt, nit übermäßig hab' ich zu bereuen. Vergeb' nur ſeine Gnade, was ich ſonder Abſicht Übles gethan, oder laſſ' es mich milde abbüßen nach ſeinem ewigen Rathſchluß. Eh' wir nicht ganz rein ſind, können wir ihm nimmer nahen. So müſſen wir leiden hier oder dort im anderen Leben. Ja, recht lebendig iſt mir's wieder geworden: Vergeltung bleibt nicht aus.“

„Iſt Euch das lebendig geworden?“ höhnte eine Stimme hinter ihm.

„Allmächtiger Gott!“ rief Conrad. „Welche Stimme?! Das iſt Fra Solina!“

Auf raffte er ſich.

„Kennt Ihr mich?“ fuhr Jener fort. „Ja, ich bin's, der Euch gefunden hätte — und wär't Ihr verborgen geweſen am Ende

der Welt, in den Höhlen der Unterwelt, oder auf den Gipfeln der Berge. Zu Paß kommt Euer Wort: Vergeltung bleibt nicht aus — Euer letztes Stündlein ist da!“

Er hatte ihn an der Brust ergriffen und hoch schwang er den Dolch zum furchtbaren Stoß — —

Da fühlte er sich an beiden Armen gepackt — der Dolch wurde seiner Hand entwunden, er selbst mit Gewalt zur Erde gestoßen. Er rang, tobte, laut schreiend vor Wuth, und schlug um sich, so viel er vermochte. Aber das war vergebens — bald lag er in Ketten, von Kriegsleuten umgeben.

Im nächsten Augenblicke stand Herzog Albertus vor ihm.

„Elender!“ donnerte Dieser ihn an. „Ihr seid Fra Solina —?“

„Der bin ich!“ höhnte der Wälsche.

„Euerer Schandthaten Ende ist gekommen,“ herrschte ihn Albertus kalt an — „fort mit ihm in des Falkenthurmes tiefstes Verließ! Dem Gerichte seinen Lauf!“

In ohnmächtiger Wuth schüttelte Fra Solina, Schmähungen ausstoßend, seine Ketten, aber vergebens — die Wehrmänner schleppten ihn fort — — — —

Bald waren die Herzogin, Cornelia, die Frauen und viel edle Herren da, selbst die Diener drängten sich in grenzenloser Aufregung herein, laut dankend, daß Gott durch des Herzogs Entschluß so entsetzliche That verhindert habe.

Cornelia warf sich sprachlos dem Herzog zu Füßen. Conrad selbst fand auch kaum Worte des Dankes, denn gar sehr ergriffen war er von Gottes Fügung und neuer Gnade.

Albertus sah das wohl und sagte: „Laßt den Dank für meine That. Mit Euch ist Gott, so dankt *ihm* und nit *mir*. Ich hab' Euch nur vergolten, was ich schulde! Sicher wär't Ihr zwar in den Himmel eingezogen und hättet guten Tausch gehabt, denn Euer Leben ist heilig. An *meiner* Seele aber mag ich noch Manches bessern mit Euerer Hilf' — drum ist's gut, daß Ihr lebt — was dann folgt, wolle der Himmel gnädig machen — —“

21.

Ein Jahr war dahin geflossen.

Conrad war stets um den Herzog. Cornelia hatte gar oft Briefe von Lindenast bekommen, von Albertus aber und der Herzogin Anna ward sie sehr in Gnade genommen und oft bekam sie ein oder das andere, schöne Geschenk.

Was den Herzog betraf, hatte Anna mit treuester Sorge Alles zu vergüten gesucht, was sie an ihm gefrevelt zu haben glaubte — und was an Liebe, Zutrauen und der Seelen wahrer Freundschaft gegeben werden kann, das hatte ihr der hohe Gemahl dafür wieder gespendet. So waren Beide ein trefflich Beispiel für alle Menschen und führten sie eine glückliche, gottselige Ehe.

Aber nicht länger schien mit einmal der Himmel dem edlen Albertus die Heimath auf Erden geben zu wollen.

Schwer erkrankt lag er nun, und die Ärzte, vor Allem sein liebster, der hochgelehrte Hartlieb, hatten die hohe Herrin auf Alles vorbereitet.

Albertus selbst hatte in seinem Herzen die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, und wenn seine Schmerzen nachließen, so mußte wohl Meister Conrad kommen, der ihm viel Trost zusprach und ihm auf der Hausorgel Ein oder das Andere vorspielte — allein, oder so, daß ein Paar seiner Sänger mitthaten.

So war es nun auch bald darauf, zwei Tage vor Lenzmondes Beginn, Abends um die siebente Stunde. Anna, die Prinzen, die Prinzessin Barbara und Hartlieb waren bei Albertus.

Er war aber gar wehmüthig geworden und ein heißer Wunsch hatte ihn angewandelt — dasselbe Lied noch einmal zu hören, mit dem Conrad ihn und Anna versöhnt hatte.

Als Conrad mit den Musikern leise eintrat und, des Befehles gewärtig, in einiger Entfernung stand, sagte Albertus mit schwacher Stimme: „Willkommen, Meister! Thut mir Das noch zu Gefallen. Meine Gemahlin wird schon Sorge tragen für Euere Tochter, wenn

ich etwan bald ſcheiden ſollte. Und ich habe ſie auch nit vergeſſen. — Anna, du gibſt ihr dort das Käſtlein mit den hundert Goldgülden und der Kette. Das iſt von mir als Ausſteuer, wenn ſie einmal zum Altar gehen will mit einem Erwählten. Sie ſoll Meiner im Gebet gedenken. Ei wohl — ich glaub' — es wird doch bald mein Ende nah'n. Meiſter, kommt — gebt mir Euere Hand!"

In großer Milde hatte der Herzog Das geſprochen.

Conrad nahte ſich ihm an Penzenau's Arm.

„O mein gnädiger Fürſt," ſagte er, „wie viel der Gnaden häuft Ihr auf mich und Cornelia! Ja glaubt, ſie wird für Euch beten. Aber Ihr ſelbſt, glaubt doch das Beſte! Ihr ſollt wohl noch lange leben! Gott iſt der Welt zu gut, als daß er Euch ſo bald nehmen ſollte. Nicht wahr, hochgelahrter Herr Doctor —? Daß doch ich lange vor dem gnädigen Herzog ſcheiden möchte! Ich hab' vollendet meine Aufgabe — und ein Muſikus mehr oder weniger — das thut's wohl. Aber ein trefflicher Fürſt kann nie lang genug leben, hätt' er auch noch ſo viel Gutes und Großes gethan, hätt' er auch noch mehr ſo treffliche Sproſſen, als meines Herrn und Fürſten hoch erlauchte Kinder ſind."

„Gott wird ſie erleuchten und zum Beſten wirken laſſen!" ſagte Albrecht. „Ich hab' ihnen ſtets des Volkes Glück in's Herz geprägt. — Kommt her, meine Söhne — und du, meine Tochter Barbara, die du im Ordenskleid hinopferſt das Irdiſche für das Ewige — kommt — wer weiß, wie bald ich Euch nimmer ſeh'."

Tiefgerührt traten die Prinzen und die Nonne hin. Der eine Sohn aber, Albrecht, den die Menſchen ſpäter den Weiſen nannten, drängte ſich in ſüßer Haſt zuvörderſt an ihn. „Mein Vater," ſprach er leiſe ſchluchzend, „wer immer von uns ſich fällig zeigt im Leben, dem werde zum Fluch der Segen — um den wir Euch bitten."

„Ich ſoll Euch — ſegnen —?" ſagte Albertus, ernſt gemahnt und erkennend, was er doch wohl noch ſchlimmer daran ſei, als er ſelber gedacht. „Ja, das will ich — ich will Euch ſegnen."

Er richtete ſich mühſam auf. Alle knieten nieder, die Hände faltend, die Häupter tief gebeugt.

Albertus aber ſprach mit bewegter Stimme:

„Gott der Allmächtige und Gütige ſei mit Euch, meine Kinder — und bei dir, meine Anna! Seht doch zu, daß Ihr nie Etwas zu bereuen habt. Mich reut Manches. O, ſegne er Euch — und laſſe Euch dabei nie vergeſſen, daß wir nicht da ſind unſerer ſelbſt, ſondern unſerer Völker wegen. Spart eh' ab am Weltlichen, als daß Ihr des treuen Volks irdiſche Kümmerniß vergeßt und die der Seelen. Ehrt mich durch ein ehrenwerthes Leben und macht es durch Euere Tugend gut, wann ich Etwas nicht recht — oder ſelbſt des vermeintlichen Guten zu viel gethan hab'. Böſ' meint' ich's nie, und leicht wird ja geblendet menſchliche Meinung. Alſo hoff' auch ich auf meiner Seele Heil. Gott ſei bei Euch — Gott ſei bei Euch — meine theueren, meine vielgeliebten Kinder — mein theueres Gemahl — meine liebe, getreue Anna!“

Da war viel Gram und Schluchzen unter Allen, die im Gemach zugegen. Dann aber wurde es feierlich ſtill. Eines Jeden Seele und Gedanken ſtrebten in höchſter Andacht empor.

Albertus hatte ſich wieder zurückgelehnt.

Seine rechte Hand war, wie zufällig, auf ſeines jüngeren Sohnes, Albrecht's, Haupt liegen geblieben.

„Conrad,“ ſagte er dann leiſe, „geht jetzt und laßt mich das Lied noch einmal hören.“

Conrad ſtand eine kleine Weile gegen ihn gekehrt. Ihm war ſo ſonderbar zu Muth. Dann ging er an des nächſten Sängers Hand zur Orgel.

Das Flötenſpiel begann und endete.

Der Herzog lächelte. „Jetzt kommt die ſüße Weiſe —“ liſpelte er.

Der Geſang erhob ſich — und der Orgel mildeſte Töne quollen dazwiſchen.

Alle, die um den Herzog knieten, waren in Anhören

verſunken. Anna liebkoſte Albertus, und in ſüßer Vertraulichkeit nickte er ihr leiſe zu, als wollte er ſagen — nicht wahr, das hat uns vereint —!

Eben ging der Geſang zu Ende.

Da fuhr die Herzogin zuſammen. „Was iſt das —?“ lallte ſie.

Der Sänger Stimmen ſetzten ab. Conrad wandte ſich erſchrocken, die Hände unbewußt noch auf der Orgel.

In ſanftem Accorde tönte es fort.

Der Herzog wendete, wie aus tiefem Schlaf erwachend, die Blicke auf ſeine Gattin. „Verſöhnung — Verſöhnung —“ liſpelte er — „Anna — meine Kinder —!“

Er wollte ſich erheben — aber er vermochte es nicht. Ein leiſer, halb ſeliger, halb bitterer Seufzer — er neigte ſein Haupt zurück — und ſein Herz ſtand ſtill.

Der Accord unter Conrad's Fingern verklang.

Ein Blick auf Hartlieb gab der Herzogin die ſchrecklichſte Gewißheit.

„O mein Albert!“ rief ſie, außer ſich vor Jammer auf den Entſeelten ſinkend. „Er iſt nicht mehr!“ ſchluchzte ſie. „O mein Albert — ſieh' nieder — auf meine reuige Seele!“

Da richteten Alle, thränenüberſtrömt die Wimpern, ihre Augen zum Himmel — als wollten ſie des Vaters fliehendem Geiſt nachſchauen.

Conrad erhob ſich von ſeinem Sitze.

Mit gefalteten Händen ließ er ſich auf die Kniee nieder.

Seinem Beiſpiel folgten ringsum des Herzogs treue Muſici.

22.

Alſo war der edle Herzog von hinnen geſchieden. Viel ereignete ſich bald in den nachkommenden Jahren zu München und Nürnberg, davon die Menſchen und die Bücher gar ſattſam zu reden wiſſen.

Was den Conrad betrifft, so blieb ihm die Herzogin gar wohl und herzlich gewogen, und was er Denen zu Nürnberg war, das wurde er auch bald Denen zu München. Wenn's anders möglich war, so priesen sie ihn noch mehr. Die besten Geschlechter machten sich Ehre und große Freude daraus, ihn zu besitzen. Und wenn er an den Festtagen zu Sanct Peter oder in der Liebfrauenkirche die Orgel spielte, da hätte keine Stecknadel fallen können, so dicht standen und knieten die Menschen in den Räumen; alle so fromm gestimmt, daß man schier glauben hätte mögen, allhie seien lauter fast heilige Personen, Engel beiderlei Gattung, Patriarchen und gottselige Äbtissinnen, statt weltlicher Leute — so geht die Sage.

Verließ Conrad München je für kurze Zeit, so ging's nirgends anders hin mit Cornelien, als nach Andechs, auf den heiligen Berg, an seines Herrn und Freundes Grab zu beten.

Da lag Cornelia auch auf ihren Knieen und flehte in ihrer Seele: Mein Gott, ich gelobe dir, meinem Vater das Herz nit schwer zu machen. Schenk' ihm langes Leben! Erhalte du dafür mir Lindenast's Liebe und hilf ihm zu allem Werk!

Die Bitte ward wohl erhört. Viel Treffliches hatte Lindenast gemacht, großen Ruhm erworben mit den sieben Kurfürsten und den anderen Männlein, die in Schneewetter, Regen, Wind und Sonnenschein aus- und eingingen am obern Markt. Und auch was er sonst unternommen, Alles war ihm geglückt — und auch Das — die Treue zu bewahren, wie er versprochen hatte.

Einmal des Jahres kam er gen München und brachte stets Briefe von den Freunden voll unaussprechlicher Liebe. Ja, einmal besuchten sie ihn Alle, so damals dabei waren — als sie seinen Geburtstag feierten zu Nürnberg.

Wann aber Lindenast kam und mit Cornelia Hand in Hand so bei Conrad saß und kos'te — davon Der Nichts ahnte — da meinte Jener oft, er müsse ausschütten seines Herzens tiefe Sehnsucht und dem Meister Alles entdecken. Doch die Geliebte bot ihm immer strenge ab.

Mehrmals fragte er, ob Conrad der Cornelia keinen Gatten zugedacht.

Darauf antwortete Conrad ſtets in dem Sinn: „Da werd' ich mich hüten. Sie ſelbſt iſt klug und ihr Herz ſoll entſcheiden. Doch bisher hab' ich Nichts vernommen. Sag's Euch offen, viel Troſt iſt's für mich. Denn müßt' ich mich von ihr trennen — das bräch' mir faſt das Herz. Iſt's ſo, Cornelia, bleibſt du bei mir? Sieh', meine Kraft nimmt ab, mehr als je brauch' ich Hilf' und Beiſtand." In liebevollſter Unruhe zog er dann immer die Jungfrau an ſich, und wenn ſie ihm mit weicher Stimme dann verſprach, bei ihm zu bleiben, ſo war er wieder ſeelenfroh und dachte wohl nicht, wem die Thränen galten, mit denen ſie, an ihn gelehnt, ſeine Stirne netzte.

Aber nun waren wieder mehre Jahre dahingefloſſen und man zählte das 1473ſte Jahr nach unſeres Herrn und Heilandes Geburt.

Immer hatte Lindenaſt zu gewiſſen Zeiten geſchrieben. Jetzt war's ſchon vier Wochen drüber. Cornelia wartete — und wartete — kein Brief kam. Der Freund, der dießmal als Bote dienen ſollte, war in Geſchäften, ſtatt nach München, wo anders hin gerufen worden. Lindenaſt aber wußte von Allem nichts, da er ſeit Längerem tief im Böhmiſchen arbeitete, daſelbſt er großen Auftrag erhalten hatte. Cornelia wußte auch keinen Grund und grämte ſich ſehr.

Da fügte ihr der Himmel noch viel größeres Herzleid zu.

Meiſter Conrad, ſchon gar ſehr mit des Alters Schwäche angethan, brach mit einem Male recht ſichtlich zuſammen. Vom Lager kam er nimmer. Oft und viel ſprach er heiter von ſeinem nahen Ende. Das rückte auch heran, und gar wohl hatte er Alles beſtellt, ſein Geiſtliches und Weltliches. So ergab er ſich ganz in Gottes Willen und grämte ihn Nichts.

Eines nur, woran er früher nie gedacht, kam ihm jetzt oft zu Sinne — was es mit Cornelia werden möchte —?

War einmal wieder eine Nacht an der Neige. Conrad erwachte, einige Stunden hatte er geſchlummert.

„Cornelia," flüſterte er leiſe — beſorgt, der treuen Tochter Ruhe zu ſtören, wenn ſie etwa ſchlummere. Aber ſie hatte an ſeiner Seite gewacht.

„Was wollt Ihr, Vater?" ſagte ſie liebevoll. „Guten Morgen! Habt Ihr wohl geruht — fühlt Ihr Euch geſtärkt?" Dabei beugte ſie ſich über ihn.

„O du Engel!" ſagte Conrad leiſe. „Dir wird Gott aber lohnen deine treue, deine nicht ermüdende Liebe zum Vater! Er wird dir dafür einen edlen, treuen Gatten zuführen, glaub' mir's."

„Wird er das, mein Vater?" ſtammelte Cornelia. „Wird er es gewiß —?"

„Was ſoll Das, Cornelia —?" ſprach Conrad, nicht wenig überraſcht. „Was ſoll dieſe Bewegtheit — liebſt du etwa? — Sag' mir, mein Kind, nenn' ihn mir, führ' ihn zu mir — du haſt ja ſicher keine ſchlimme Wahl getroffen!"

Cornelia beugte ſich, die Hände in einander geſchlungen, an ihm nieder. Heiße Thränen ſtrömten aus ihren ſchönen Augen und ſchluchzend verbarg ſie ihr Antlitz an des Vaters Bruſt.

„Iſt es ſo —?" drängte Conrad, ihre lichtbraunen Locken ſtreichend. „Meine Cornelia, gern will ich ja Alles thun. Haſt ja auch ein gutes Mitgift von unſerem ſeligen Herzog. — O ſag', wer iſt es, wo haſt du ihn getroffen —? Wann iſt es geweſen, daß du den Mann zuerſt gefunden? — Iſt's etwa ſchon lange her — und haſt mir's verſchwiegen —? O, vertrau' mir's an —!"

Cornelia kämpfte. Aber die Angſt und Sorge um Lindenaſt hatten ihren ſo lange treu gehaltenen Vorſatz erſchüttert.

„Es iſt — es iſt ſchon lange her —" flüſterte ſie.

„Schon lange?!" ſagte Conrad mild vorwurfsvoll. „Haſt alſo wirklich ein Geheimniß vor mir gehabt?! Jetzt ſollſt du mir Alles ſagen — ſeinen Namen — ſeinen Stand — aber wir kommen ſchon auf Alles! Ich will ſelbſt rathen. Sag' erſt, mein Kind — wo biſt du dem theuren Mann zuerſt begegnet?"

Cornelia vermochte nicht, länger zu widerſtehen. „Zu — zu Nürnberg —" flüſterte ſie ganz leiſe.

„Zu Nürnberg — zu Nürnberg —?“ fiel Conrad, wie erſchreckend, ein. „Vor ſo vielen Jahren ſchon — und mir haſt du's verſchwiegen? — Warum thateſt du ſo —?“

„Könnt Ihr's nicht errathen, Vater?“ fragte Cornelia.

Conrad ſann einen Augenblick. Dann umſchlang er ſie und ſprach mit großer Innigkeit: „Ich errath' es —! O edles, gutes Kind, du wollteſt mir keine Sorge machen. Du wollteſt mich nicht feſſeln an Nürnberg! — Aber wer kann es ſein, wer —? Was ahn' ich! Cornelia, haſt du ihn nie wieder geſehen — ſprich nur — nie wieder?“

„Ich hab' ihn wieder geſehen.“

„Kenn' ich ihn —?“

„Kennt Ihr ihn denn noch nicht — —?!“

„Wär's möglich —? Es iſt ſo, ich entſinn' mich jetzt mancher Rede — es kann nicht anders ſein — Lindenaſt —?!“

„Ja, ja, mein theurer, guter Vater,“ rief Cornelia halblaut in höchſter Bewegung — „er iſt's und kein Anderer!“

Tiefe Stille trat ein.

„O meine Tochter!“ ſagte dann Conrad tief gerührt, die Hände ſegnend auf Cornelien's Haupt legend. „Und ſo viel verbargſt du in deinem Herzen aus Sorg' und Treue für mich! O, wenn gleich böſen Geiſtern einzelne Menſchen hie und dort wandeln — du, o Ewiger — du läßt auch Engel niederſteigen in der Geſtalt dieſes hinfälligen Leibes. Dieſe hier iſt einer von ihnen — und den Engel haſt du mir beigeſellt!“

Dann, zu Cornelien ſich wendend, fügte er bei: „Groß war die Gnade, die der Himmel mir verlieh, daß ich des Fürſten Herz neu einte mit dem der Gattin. Nicht minder groß iſt die, daß ich vor meinem Scheiden deines Herzens unausſprechliche Treu', gleich zum Vater und Geliebten, in Erfahrung bring' — daß ich dir ſagen kann — gut haſt du gewählt! Für deine Entſagung und Sehnſucht in ſo langer Zeit nimm hin meinen Segen — meinen ganzen — ganzen Segen!“ — —

Da ward Conrad den frommen Trug der Briefe und die

Sorge über des Geliebten Schweigen inne. Er wußte Cornelien wohl zu trösten und verlangte, zu hören die Stimme der Liebe, wie sie aus des edlen Meisters Herz geflossen.

Wehmuth und Seligkeit stritten in Cornelien's Brust.

Sie eilte an den Schrank und nahm die Briefe heraus. Noch dämmerte es. Bei der Lampe Schein las sie ihm einen um den anderen — — und da es draußen heller Tag geworden, war dem Conrad Nichts mehr unbekannt, und wußt' er, wie viel süße Worte der Liebe der Lindenast an Cornelia geschrieben, und wie viel große Verehrung hinwieder für ihn selbst mit eingeflossen.

So wußte Conrad nun Alles.

Und zur rechten Zeit. Denn Gott hatte sein Ende beschlossen — das Ende eines erhabenen Menschen, der auf frommen und wunderbaren Wegen gewandelt war.

Gen Abend um die achte Stunde hatte er seine Augen geschlossen und lag, wie im Schlummer, da — in der Hand das Kreuz, welches ihm Die zu Nürnberg verehrt hatten. Dem Fra Solina und Bölz hatte er ein herzliches Gebet gesprochen. Was ihm selber zur Ruh' seiner Seele dienlich, war nicht vergessen worden. Sonst auch ward ihm noch Trost und Ehre. Mehrmals waren die Prinzen und die Herzogin an dem Tag gekommen.

Eben waren Sigmund und die fürstliche Mutter wieder leise hinausgegangen.

Cornelia war allein. In unsäglichem Schmerze kniete sie an Conrad's Lager, halblaut betend, dabei oft absetzend und den Odemzügen des geliebten Vaters lauschend.

„O, wenn Lindenast Das wüßte!" seufzte sie — ihr Haupt neigte sie und lehnte es still weinend an Conrad's Hand.

Die Thüre hatte sich geöffnet.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes war Einer unbemerkt hereingetreten. Die ernsten Blicke lang auf Conrad gerichtet, stand er da. Dann trat er hin und legte die Hand auf der Jungfrau Haupt.

„Cornelia!" lispelte er.

Cornelia blickte empor. „Lindenaſt — Ihr — Ihr — ſeid hier —?“

„Ich bin hier, Cornelia!“

Sie deutete langſam auf den Vater.

Der Meiſter nickte ihr wehmuthsvoll zu.

Lange ſah er auf Conrad hin. Dann nahte er ſich ihm.

„O, könnt' ich nur einmal noch die Stimme des Freundes, des theueren Freundes vernehmen,“ ſprach er leiſe, „den wir ſo liebten, wie noch kein Freund geliebt ward!“

Er beugte ſich über Conrad, ihm zur Seite Cornelia.

„Siehſt du, Cornelia, wie er, ſanft an Geberde, da liegt?“ ſagte Lindenaſt. „O du frommer, du redlicher Mann, ſo den Menſchen ſo viel Gutes erzeigt haſt und entzückt ihre Herzen durch deine Kunſt und heiligen Wandel! Sollſt du denn von uns ſcheiden —?! Ach, ja wohl geh'n dir die Wonnen des Jenſeits auf, da du verläſſeſt dieſe hinfällige Hülle und dein irdiſch Kleid von Staub und Aſche! Ja wohl wirſt du in Gottes heiliger Nähe weilen — da noch ſchönere Weiſen erklingen, denn die deinen waren, die der Menſchen Gemüth angezaubert mit frommer Wehmuth und Sehnſucht nach allem Erhabenen! Aber was ſollen denn wir, die Deiner ja nit entbehren mögen, in dieſer Welt, drin ſo wenig Gute ihre Herberg' genommen und du von all' Denen der Frommſte biſt geweſen und an Biederſinn ſo weit voraus?! Ach, nur ein Wort noch, nur eines — ſieh', Cornelia — ſieh' — iſt's doch, als erblickt' er den Himmel ſchon offen und den Wink des Ewigen, einzugehen in ſein Reich! — — Conrad!“

Da ſchlug Conrad die Augen noch einmal auf.

„Er lebt, er lebt!“ flüſterte Lindenaſt, freudig überraſcht. — „Conrad, Conrad, ich bin da, Conrad! Kennt Ihr mich nicht?“

Conrad lächelte.

„Wohl — wohl kenn' ich Euch,“ flüſterte er. „Ihr ſeid der Lindenaſt — und da — ja, da iſt meine — Cornelia!“

Er ſtarrte ſie an. „O — wie ſchön biſt du!“

„Siehst du mich denn?“ fragte Cornelia mit brechender Stimme.

„Freilich — wohl — wohl seh' ich dich — und den Lindenast auch,“ lispelte Conrad. „Glaub's, daß du ihn liebst, meine Cornelia, und er dich So himmlisch gut seid Ihr Beide — und so schön — so edel gestaltet! — Sehen — sehen — o mein Gott, auch Das hast du mir noch gegönnt! Nun hab' ich ja Alles gehabt — Alles! Seid glücklich, meine geliebten — frommen — guten Kinder! Meinen Segen über Euch! Gruß — und Dank an Alle — zu Nürnberg — und hie! Den Scheidekuß gebt mir — den letzten, du, Cornelia — Ihr, Lindenast, mein Freund, meiner Cornelia Führer — —! Macht glücklich — recht glücklich — mein gutes — mein gutes Kind — meine — Cornelia — —“

Er sank zurück. Die Rechte lag auf den Häuptern seiner Lieben. Das geschenkte Kreuz auf seiner Brust.

Er war nicht mehr — —

23.

Um dieselbe Stunde verschied, nicht so selig, Fra Solina, in früheren Jahren von den Richtern zu nie endender Haft verurtheilt.

Wo er begraben, das ist verkommen.

Den Conrad aber legten sie zur Ruhe an heiliger Stätte.

Unzählige gaben ihm das Geleit, die fürstlichen Söhne Alberti waren auch dabei.

Viel Blumen warfen Jünglinge und Jungfrauen auf sein Grab, und über blühende Wangen und aus grauen Wimpern rannen viele Thränen — als heilige Spende vom Weihbronn der Liebe und der Sehnsucht!

„Ruhe sanft, Conrad!“ lispelte es von viel schönen Lippen.

So war Conrad nicht mehr auf Erden und schlummerte in Frieden — — —

Die Herzogin Anna ging gar oft dahin zum Grab, drauf

Conrad gar kindlich abgebildet ist, wie er an der Orgel sitzt, viel Instrumenta um ihn her.

Dort betete sie oft — bis auch sie, als man 1475 zählte, von hinnen schied und zu Grabe gelegt ward zu Andechs, an der Seite des geliebten Gemahls.

Cornelia zog mit dem Freund ihrer Seele gen Nürnberg — nach langen Prüfungsjahren gleich heiß geliebt, wie damals, als sie in ihrem sechzehnten Jahre und des Lebens erster, frischester Blüthe gestanden.

Da sie die sieben Kurfürsten das erste Mal sah aus- und eingehen, konnte sie sich nicht halten und fragte: „Sebastian, hast aber auch Wort gehalten — und mich gar nie getäuscht —?"

„Nie!" sagte Lindenast. „Ich hab' Wort gehalten, meine Cornelia! So viele treu-fleißige Hammerschläge ich auf die Kurfürsten gewendet — so viel tausend Mal fleißiger und treuer hat dennoch mein Herz für dich geschlagen!"

Nun ist die Geschichte vom Meister Conrad zu Ende.

Wollt Ihr aber wissen, wo die Prinzen und Anna trauerten, mehr auch, wo Cornelia und der Lindenast, später noch oft von Nürnberg gen München kommend, in Liebe Conrad's gedachten — so findet Ihr wohl seine Stätte an der Liebfrauenkirche zur Linken unter der Sonnenuhr, die da anzeigt jene allgewaltige, schwindende und mit fortreißende Zeit, so die Bösen wegnahm und die Guten dazumal — und sicher auch nit uns will verschonen — spät — oder früh.

So mag sich Jeder vorseh'n.

In demselben Verlage sind die nachstehenden Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Abenteuer
Herzogs Christoph von Bayern,
genannt der Kämpfer.

Ein **Volksbuch**, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Zwei Bände. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr. rhein.

Ein lebendiges Stück Mittelalter, mit ergreifender Wahrheit geschildert. Abwechselnd ernst und heiter, aber immer mit tiefem katholischen Bewußtsein. Der Reichthum an geschichtlichen Vorkommnissen, an welche sich das Sagenhafte anmuthig anreiht, wäre unübersehbar, wenn nicht alles Massenhafte bis zur gefälligsten Aeußerung überwunden wäre. Noch nie ist das deutsche Mittelalter so kernig, so schlicht, so treu, so frisch geschildert worden, als von Trautmann. Um den bayerischen Christoph, jenen großen, vorzugsweise katholischen Helden, gruppirt sich ein reiches, urkräftiges Zeitalter, das, wie der Nibelungenschatz im Bett des Rheines, lange unverstanden und ungewürdigt in alten vergessenen Charteken fortgeträumt hat, bis es von einer glücklichen Schatzgräberhand ans Tageslicht gefördert und zu neuer Gloria erweckt worden ist.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8. Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr. rhein.

Eppelein von Gailingen, der einst weitgefürchtete, ist einer der echtesten Repräsentanten des deutschen Mittelalters, ein Held an Ritterlichkeit, aber auch an unerschöpflicher List und Schalkheit. Die Meisterschaft Fr. Trautmann's in Vorführung alter Zeiten hat sich hier wieder glänzend bewährt. Eppelein, reich an abenteuerlichem Inhalt, wie Gil Blas, Don Quixote u. s. w., und genial unmittelbar in der Darstellung, wie Götz von Berlichingen, ist eine bedeutende Erscheinung der deutschen Erzählungsliteratur und sicher ein **echtes Volksbuch**. — L. Muttenthaler's höchst charakteristische Illustrationen verleihen dem Ganzen einen würdigen Bilderschmuck.

Digitized by Google

Des

alten Schmiedjacob's Geschichten

von

W. O. von Horn.

Drei Bände.

Mit Stahlstichen und vielen neuen Illustrationen von Professor L. Richter.

Jeder Band kostet broschirt Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein. Gebunden Rthlr. 1. 6 Sgr. fl. 2 rhein.

Das obige Buch enthält aus dem Munde des alten stelzfüßigen Schmiedjacob's, lauter köstliche Erzählungen, die ursprünglich gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Sie sind nur so im engsten Kreis erzählt worden, weil der Gevatter immer neugierig war, und die Mädchen, besonders des Schulzen Kathrinchen und des Nachbar Veit's Lieschen an den langen Winterabenden beständig unterhalten sein wollten, und augenblicks alle Spinnräder feierten, wenn der Alte nur einmal eine Viertelspause machte, um sich eine frische Pfeife zu stopfen.

Rheinische Dorfgeschichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

gesammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Mit dem Portrait des Verfassers und Illustrationen vom Professor L. Richter.

Rthlr. 1. 21 Sgr. fl. 3 rhein.

Die vier Bände enthalten:

Erster Band mit dem Portrait des Verfassers und einer Illustration vom Professor L. Richter. Aus der Schmiede, Rheinische Dorfgeschichte — Die Deserteure, Hunsrücker Dorfgeschichte — Meine erste Braut, Jugenderinnerung — Die Elser, Geschichte aus dem Nassauer Land.

Zweiter Band mit zwei Illustrationen. Das Mailehen, Volksgeschichte aus dem Ahrthale — Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel — Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden — Die Zweite, eine Historie — Der Freiersmann, Hunsrücker Dorfgeschichte.

Dritter Band mit zwei Illustrationen Die Geschichte von den zwei Müllerskindern — Das Original, ein Stücklein — Heirathsgeschichten, Erzählungen im Abendkreise meines Oheims.

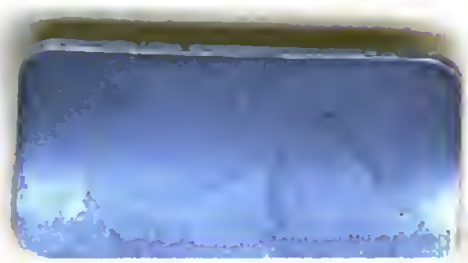
Vierter Band mit zwei Illustrationen. Zunderbuchs, Bild aus dem rheinischen Volksleben — Der gespenstige Stollen, Hunsrücker Dorfgeschichte — Eine rheinische Schmugglergeschichte — Ammi, Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande — So ging mir's, Geschichte zur Lehre und Kurzweil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

J. Sailliger
Buchbinderei
MUNCHEN.



Digitized by Google